



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„... & die freien Lüfte wehe“

Versuche über den Begriff der Intertextualität anhand Peter Henischs
Heimkehr mit Heine

Verfasser

Daniel Knopper

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, Oktober 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:
Studienrichtung lt. Studienblatt:
Betreuer:

A 332
Deutsche Philologie
Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Wynfrid Kriegleder

Danke an meine Eltern.

Inhalt

Vorwort	7
TEIL I: Begriffsgeschichte.....	10
1. Problemfelder der intertextualitätstheoretischen Diskussion.....	10
1.1. Einleitung.....	10
1.2. Wurzeln und Anfänge der Intertextualitätsdiskussion	12
1.2.1. Der Entstehungskontext von <i>Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman</i>	12
1.2.2. Bachtin in der Intertextualitätsdiskussion	14
1.2.2.1. Schwierigkeiten der Bachtin-Rezeption.....	14
1.2.2.2. Bachtins zweifach gerichtetes Wort.....	15
1.2.3. Dynamisierung des Strukturalismus	17
1.2.4. Dialogizität – Synthetisierung oder friedliche Koexistenz der Stimmen?	19
1.2.5. Aufruhr.....	21
1.2.5.1. Bachtins Karneval-Begriff.....	21
1.2.5.2. Aufruhr im Poststrukturalismus	23
1.2.6. Funktionen von Intertextualität.....	25
1.2.6.1. Implikationen und Funktionen intertextueller Verfahren unterschiedlicher literarischer Strömungen und Gattungen	27
1.2.6.1.1. Intertextualität und Gattungen bei Bachtin und Kristeva.....	28
1.2.6.1.2. Intertextualität in Klassizismus, Moderne und Postmoderne.....	29
1.2.6.2. Funktionsorientierte Terminologie.....	32
1.2.7. Resümee.....	35
1.3. Die Intertextualitätsforschung vor dem Intertextualitätsbegriff.....	38
1.3.1. Herman Meyers Zitatforschung	38
1.3.2. Historische und systematische Begriffe	42
1.4. Weitere Intertextualitätsmodelle	46
1.4.1. Die rezeptionsorientierte Theorie von Holthuis	46
1.4.2. Lachmanns „impliziter“, „präsender“ und „absenter“ Text.....	47
1.4.3. Stierles Theorie der „Konstellationen der Texte“	47
1.4.4. Genettes Palimpseste.....	49
2. Das Intertextualitätskonzept des Sammelbandes von Broich, Pfister und Co	51
2.1. Allgemeines	51
2.2. Qualitative und quantitative Intertextualitätskriterien.....	52
2.3. Einzeltext- und Systemreferenz	56

2.3.1.	Die Einzeltextreferenz.....	57
2.3.2.	Die Systemreferenz.....	58
2.3.3.	Zur horizontalen und vertikalen Dimension der Intertextualität nach Pfister.....	59
2.4.	Elementen- und Strukturreproduktion nach Wolfgang Karrer.....	60
2.5.	Markierungsformen von Ulrich Broich.....	63
2.5.1.	Äußeres und inneres Kommunikationssystem.....	64
2.6.	Heinrich F. Pletts sprachliche Konstituenten.....	66
2.7.	Monika Lindners Integration der Prätextelemente.....	66
3.	Text- und Intertextualitätsbegriff im Rahmen dieser Arbeit.....	69
3.1.	Zum Textbegriff.....	69
3.2.	Zum Intertextualitätsbegriff.....	72
3.2.1.	Direkte und indirekte Intertextualität.....	72
3.3.	Zum Poststrukturalismus.....	75
	TEIL II: Textanalyse.....	77
4.	Intertextualität im Werk von Peter Henisch.....	78
4.1.	Hiob: Prozessualität, Aktualisierung und Identifikation.....	80
4.2.	<i>lumpazimoribundus</i> : Prozessualität, Aktualisierung und Metaperspektive.....	83
4.2.1.	Die Aktualisierungsfunktion in <i>lumpazimoribundus</i>	84
4.2.1.1.	Normative Aktualisierung.....	84
4.2.1.2.	Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aktualisierung.....	85
4.2.2.	Von Posse über Antiposse zu Erzählung: Metaperspektivische Systemreferenz... ..	86
4.3.	Resümee.....	88
5.	Der Zyklus.....	89
5.1.	Die narrative Struktur.....	89
5.2.	Thematische Stränge.....	92
6.	Von „Und weil ich“ zu „Und wenn ich“.....	97
6.1.	Der Prätext: <i>Doktrin</i>	97
6.1.1.	Ernst oder Ironie? – Die brisante Interpretationsgeschichte von <i>Doktrin</i>	98
6.1.2.	Die Figur des Tambours.....	100
6.1.3.	Der saint-simonistische Aspekt des Gedichtes.....	101
6.1.4.	Die „Hegelsche“ und andere Philosophien.....	104
6.1.5.	Resümee zur Interpretationsgeschichte.....	105
6.2.	Formaler Kontrast zwischen <i>Und wenn ich</i> und <i>Doktrin</i>	107
6.2.1.	Formale Aspekte bei <i>Doktrin</i>	107
6.2.2.	Addition, Subtraktion und Transformation bei <i>Und wenn ich</i>	109

6.3.	Qualitative Kriterien für die Intensität von Intertextualität am Beispiel von <i>Und wenn ich</i>	112
6.4.	„Was nützt mir das?“ – Kritische Wirkungsstrategie oder Sinnreduktion?	118
6.5.	Systemreferenzen in <i>Und wenn ich</i>	119
7.	Bedrohung der Natur.....	121
7.1.	Die Naturthematik im Verlauf des Gedichtzyklus	122
7.2.	Natur im <i>Epilog</i> – Zusammenführung von Mensch und Natur.....	123
7.3.	<i>Die Nacht am Strande</i> und <i>Geflohen nach Norden</i> – Mensch und Natur	126
7.3.1.	Kultur, Mensch und Natur in <i>Die Nacht am Strande</i>	126
7.3.2.	Mensch und Natur in <i>Geflohen nach Norden</i>	132
7.3.3.	<i>Geflohen nach Norden</i> und intertextualitätstheoretisches Instrumentarium	135
7.4.	<i>Auf die Berge will ich steigen</i> – Text- und Naturzersetzung.....	142
7.4.1.	Der Prolog zur <i>Die Harzreise</i>	142
7.4.2.	Auf die Berge will ich steigen - Von intakter zu bedrohter Natur	145
7.5.	Intertextuelle Aktualisierung: Wirklichkeitsbasierender Sinnkontrast	146
7.5.1.	Die Aktualisierungsfunktion bei Broich und Pfister.....	146
7.5.2.	Typologie intertextueller Aktualisierung – Eine Skizze	149
	Literaturverzeichnis	156
	Anhang.....	165
	Zusammenfassung.....	165
	Lebenslauf.....	166

Vorwort

Das Phänomen „Intertextualität“ ist, wenn man die einfachste und weitgehend konsensuale¹ Definition dafür heranzieht: „Die Beziehung eines Textes zu anderen Texten.“, so alt wie die Textlichkeit selbst. Schon aufgrund der grundsätzlichen Gebundenheit an sprachliche Systeme² ist letztlich jeder Text mit jedem Text in irgendeiner Weise verbunden. Schon sehr früh in der Menschheitsgeschichte wurden daher intertextuelle Verfahren bewusst angewandt und reflektiert. „Das Phänomen der generellen Vernetztheit von Texten ist [...] uralt und notwendig für das Überleben jeder Gesellschaft.“³

Eine Definition des Intertextualitätsbegriffs kann nicht ungeachtet der Problematik des Textbegriffs erfolgen. Dieser wurde in kontroversen, oft ideologisch geprägten Debatten unzählige Male redefiniert. Durchaus treffend ist in diesem Zusammenhang Michael Klemms Aufsatztitel *Wie hältst du's mit dem Textbegriff?*⁴. Und nicht weniger kontrovers verlief die Begriffsgeschichte von „Intertextualität“. Die Skala der Text- und Intertextualitätskonzepte reicht vom poststrukturalistischen „Pantextualismus“⁵ bis zu sehr restriktiven strukturalistischen Ansätzen. All das ist einerseits nicht unbedingt problematisch, sondern sogar fruchtbringend, da unterschiedliche Definitionen unterschiedliche Herangehensweisen an ein Forschungsfeld bedingen und dieses somit von mehreren Seiten beleuchten, neue Ebenen erschließen und letztlich einen differenzierteren Blick auf den jeweiligen Forschungsgegenstand ermöglichen. Dennoch empfiehlt es sich, Intertextualitätskonzeptionen und deren kulturtheoretischen Entstehungskontext kritisch zu betrachten.

¹ vgl.: Tegtmeier, Henning: Der Begriff der Intertextualität und seine Fassungen – Eine Kritik der Intertextualitätskonzepte Julia Kristevas und Susanne Holthuis'. In: Klein, Josef und Ulla Fix (Hg.): Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität. Tübingen: Stauffenberg 1997. S. 49-82.

² Dem würden wohl nicht alle Textwissenschaftler zustimmen. In dieser Arbeit wird aber Textlichkeit als jedenfalls sprachliches Phänomen aufgefasst.

³ Heinemann, Wolfgang: Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht. In: Fix, Ulla und Josef Klein (Hg.): Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität. Tübingen: Stauffenberg 1997. (= Stauffenberg-Linguistik 5.) S. 22.

⁴ Klemm, Michael: Wie hältst Du's mit dem Textbegriff? Pragmatische Antworten auf eine Gretchenfrage der (Text-)Linguistik. In: Fix, Ulla (u.a.) (Hg.): Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage. Frankfurt a. M. (u.a.): Lang 2002. Forum für angewandte Linguistik 40.) S. 143-161.

⁵ ebd.: S. 149. (Klemm spricht von „Pantextualität“).

Der Intertextualitätsbegriff taucht erstmals in Julia Kristevas kurzem Aufsatz *Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman*⁶ auf. Die Geburtsstunde des Begriffes fällt also in die späten 60er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts und somit in die Anfänge des Poststrukturalismus, wobei Kristevas Schrift gut und gern als ein Initiationstext dieser Strömung, zu deren Protagonisten etwa Roland Barthes, Jacques Derrida oder Michel Foucault zählen, gesehen werden kann. Es ist vorwegzunehmen, dass intensive „intertextuelle Textkonstitution“⁷ nicht nur als ein postmodernes Charakteristikum gilt, sondern sich überdies vor allem weiter gefasste, allgemein text- und kulturphilosophische Debatten zum Intertextualitätsbegriff im Diskussionsfeld der Postmoderne bewegen. Kristevas Intertextualitätskonzept ist eine durchaus postmoderne Angelegenheit.

Ein Wegbereiter der Theorie Kristevas ist der Russe Michail Bachtin mit seiner Arbeit zum Begriff der „Dialogizität“. Der Kulturwissenschaftler Allen Graham betont daneben Saussures Zeichenlehre als eine Wurzel von Kristevas Theorie.⁸ Es findet sich überdies schon lange vor Kristevas Zäsur Forschungsarbeit, die recht ähnliche Ansätze hinsichtlich Fragestellung, Methode(n) und Forschungsfeld – wenn auch mit anderer Terminologie – an den Tag legte wie die spätere Intertextualitätsforschung. Wie in einem kurzen Exkurs dargelegt wird, ist etwa Herman Meyers Monografie *Das Zitat in der Erzählkunst*⁹ (1961) ein eindrucksvolles Beispiel hierfür.

All das nun Erwähnte trug dazu bei, dass der Intertextualitätsbegriff mitunter in Misskredit geraten ist – die Skala reicht von partieller bis zu kategorischer Ablehnung – konkrete Vorbehalte gegen ihn werden noch ausreichend dargelegt. Jedenfalls scheint es sinnvoll, die Möglichkeiten des Intertextualitätsbegriffs sowie des in Anknüpfung daran erstellten terminologischen Instrumentariums anhand eines konkreten Beispiels zu prüfen.

⁶ Kristeva, Julia: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman. In: Kimmich, Dorothee (Hg.): *Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart*. Stuttgart: Reclam 2004. S. 334-349.

⁷ Schulte-Middelich, Bernd: Funktionen intertextueller Textkonstitution. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Tübingen: Niemeyer 1985. (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 35.) S. 197-243.

⁸ vgl.: Graham, Allen: *Intertextuality*. Routledge: London 2000. S. 8ff.

⁹ Meyer, Herman: *Das Zitat in der Erzählkunst. Zur Geschichte und Poetik des Europäischen Romans*. Frankfurt a. M.: Fischer 1988. 269 S.

Die vorliegende Arbeit sucht ein Intertextualitätsmodell aus, um es in Anwendung auf Peter Henischs Gedichtzyklus *Heimkehr mit Heine*¹⁰ auf seine Praktikabilität und den Intertextualitätsbegriff auf seine Tragfähigkeit hin zu untersuchen. Warum die Wahl hierbei auf den 1985 erschienenen Sammelband *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*, herausgegeben von Ulrich Broich und Manfred Pfister (infolge *IFFA*),¹¹ gefallen ist, wird später dargelegt. Die Entscheidung für Peter Henischs Gedichtzyklus *Heimkehr mit Heine* (infolge *HmH*) als Untersuchungsgegenstand hat folgende Gründe: Intertextualität ist teils in Henischs gesamten Werk und jedenfalls in *HmH* von besonderer Bedeutung. Der Zyklus weist zudem ein intertextuelles Verfahren auf, auf dem in dieser Arbeit besonderes Augenmerk liegen wird: Die Aktualisierung.

Um *IFFA* zu kontextualisieren, wird es notwendig sein, die Begriffsgeschichte von „Intertextualität“ zu thematisieren. Natürlich muss man sich hierbei auf gewisse Aspekte der Begriffsgeschichte konzentrieren, die erstens für *IFFA*, zweitens für die Analyse von *HmH* wesentlich sind und drittens von der Forschung weitgehend als zentral erachtet werden. Ziel dieser Arbeit ist es, einen bescheidenen Beitrag zur Beantwortung folgender Frage zu leisten: „Bringt er denn was, der Intertextualitätsbegriff?“.

¹⁰ Henisch, Peter: *Heimkehr mit Heine*. In.: Ders.: *Hamlet, Hiob, Heine. Gedichte*. Salzburg; Wien: Residenz 1989. S. 139-153.

¹¹ Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Tübingen: Niemeyer 1985. 373 S.

TEIL I: Begriffsgeschichte

1. Problemfelder der intertextualitätstheoretischen Diskussion

1.1. Einleitung

In der Diskussion um den Intertextualitätsbegriff werden drei Aspekte immer wieder problematisiert:

1. Der Intertextualitätsbegriff basiert auf umstrittenen wissenschaftstheoretischen, philosophischen und ideologischen Positionen des Poststrukturalismus. Diese sind etwa der radikal entgrenzte Textbegriff oder die Umlegung gesellschaftspolitischer Normen auf Strukturen von Texten und schließlich der Sprache. Die von mehreren Seiten bekundete ideologische Befangenheit der poststrukturalistischen Theorie wird in diesem Kapitel im Kontext der einflussgebenden Theorien Michail Bachtins dargestellt. Solcherlei philosophischer und ideologischer Implikationen weist aber nicht nur die Intertextualitätstheorie, sondern auch die intertextuelle Praxis auf.
2. Der zweite Aspekt hat weniger mit allgemein literaturphilosophischen Fragestellungen zu tun als mit der praktischen Anwendung der Terminologie: Große Teile der Forschung suchen in Folgetexten vor allem nach den Prätext betreffenden kritischen und/oder affirmativen Tönen,¹² sehen also die Funktion intertextueller Verfahren vor allem im Widerspruch bzw. der Zustimmung. Auch hierin wird Bachtins Einfluss deutlich, namentlich der Dualismus von Monolog und Dialog.¹³ Dass dies dem breiten Spektrum an Funktionen intertextueller Praxis nicht gerecht wird, wird anhand Peter Henischs Gedichtzyklus zu zeigen sein.
3. Text-Text Beziehungen wurden schon lange vor dem Intertextualitätsbegriff unbewusst und bewusst hergestellt sowie reflektiert. Um Kontinuitäten des Forschungsfelds über Kristevas terminologische Zäsur hinweg darzulegen, wird

¹² Schulte-Middelich: Funktionen intertextueller Textkonstitution, S. 198 ff.

¹³ vgl.: ebd.: S. 199 ff.

u.a. Herman Meyers 1961 erschienene Monografie zu Zitaten skizzenhaft dargelegt. Gleichzeitig muss auf Einwände eingegangen werden, denen zufolge der Intertextualitätsbegriff keine bemerkenswerten Novi gebracht habe, just ein Modebegriff sei und die konventionellen Begriffe – Zitat, Allusion, Paraphrase etc. – ausreichend bzw. praktikabler seien. Schließlich wird sich dieses Kapitel mit der Gegenüberstellung von „historischen“ und „systematischen“ Begriffen auseinandersetzen.¹⁴

¹⁴ vgl.: ebd.: S. 198 ff.

vgl.: Graham, Allen: Intertextuality. London: Routledge 2000. S. 56-60.

1.2. Wurzeln und Anfänge der Intertextualitätsdiskussion

Vorab ist folgendes aus Kristevas metawissenschaftlichem Aufsatz *Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman* herauszustreichen: Erstens legt die Autorin darin wesentliche Aspekte aus Bachtins Dialogizitäts-Theorie dar. Dies geschieht zweitens aus ihrer poststrukturalistischen¹⁵ Perspektive. Bachtins Werk wird recht unterschiedlich interpretiert. Kristevas Auslegung ist also nur eine von vielen und die Ableitungen in Richtung ihrer Intertextualitätstheorie blieben keineswegs ohne Widerspruch.¹⁶ Der Begriff der Intertextualität ist nun drittens ein gar nicht so zentrales Element dieses Aufsatzes. Er ergibt sich unter anderem aus der Annahme, bei Bachtin würde das Subjekt als Text aufgefasst, die *Intersubjektivität* also zur *Intertextualität*.¹⁷

1.2.1. Der Entstehungskontext von *Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman*

Es war ein Seminar Roland Barthes, in dem die gebürtige Bulgarin Julia Kristeva über Bachtins Literaturtheorie referierte und diese in Zusammenhang mit ihrem Intertextualitätsbegriff stellte.¹⁸ Neben diesem Konzept der Intertextualität sind in der Anfangsperiode ihrer wissenschaftlichen Laufbahn in den 1960ern zwei weitere Aspekte bedeutend: Zum einen der Kreis um die Zeitschrift *Tel Quel* und zum anderen der damals äußerst bedeutende französische Strukturalismus.¹⁹ Was eine überblicksmäßige Darlegung von Einflüssen auf Kristevas Frühwerk aber schwierig macht, ist, dass sie – wie Roland Barthes in einem Aufsatz begeistert feststellte – verhältnismäßig viel an theoretischen Vorarbeiten und Wissenschaftszweigen in ihre Arbeiten einzubinden versucht. Kristeva experimentiert mit zahlreichen philosophischen und linguistischen Theorien sowie Axiomen der Metamathematik.

¹⁵ Freilich ist der Aufsatz vor bzw. am Übergang zum Poststrukturalismus verfasst worden. Dennoch ist er schon geprägt von Themen und Auffassungen, die wenig später unter diesem Begriff zusammengefasst werden sollten.

¹⁶ Dies wird im Laufe dieser Arbeit einige Male dargelegt werden.

¹⁷ vgl.: Kristeva, Julia: *Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman*. In: Kimmich, Dorothee: *Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart*. Stuttgart: Reclam 2004. S. 337.

Siehe auch: Stierle, Karlheinz: *Werk und Intertextualität*. In: Stierle, Karlheinz und Rainer Warning (Hg.): *Das Gespräch*. München: Fink 1984. (= *Poetik und Hermeneutik* 11.) S. 143.

¹⁸ vgl.: Angerer, Eva: *Die Literaturtheorie Julia Kristevas*. Von *Tel Quel* zur Psychoanalyse. Dissertation. Univ. Wien 2001. S. 5.

¹⁹ vgl.: ebd.: S. 4, 5.

Dieser theoretische Eifer verkomplizierte ihre ohnehin teils unverständlichen Texte zusätzlich und brachte ihr durchaus Kritik ein.²⁰

Nicht weniger kompliziert wird die Situation, wenn man die Selbstrevidierung des Strukturalismus und somit dessen Übergang in den Poststrukturalismus Ende der 60er-Jahre in Betracht zieht. Dabei spielt der sozialhistorische Kontext eine Rolle, bewegten sich doch die ProtagonistInnen des Poststrukturalismus – Barthes, Foucault, Lacan, Derrida u. a. – auf dem gesellschaftlich und politisch heißen Pflaster des Paris` der späten 60er Jahre.²¹ Folgende grundsätzlichen Auffassungen des Poststrukturalismus sind für den Intertextualitätsbegriff wesentlich:

Zum einen der extrem entgrenzte Textbegriff, der zum zweiten im Zusammenhang mit der Idee, Wirklichkeit konstituiere sich nur in der Sprache, zu sehen ist. Ein dritter Aspekt ist dabei nun die politische Dimension dieser Auffassungen: Die Negierung der Geschlossenheit des Kunstwerkes, die mit der Auffassung einer vollkommen relativen und alles umfassenden Textlichkeit zusammenhängt, zielt in Richtung einer Destruktion einer als „bürgerlich“ verstandenen, auf Hierarchie und Herrschaft ausgerichteten gesellschaftlichen Ordnung. Dieses Vorgehen, von der Notwendigkeit eines Aufbrechens gesellschaftlicher hierarchischer, geschlossener Strukturen auf eine ebensolche Notwendigkeit hinsichtlich textlicher Strukturen zu schließen, ist einerseits, wie zu sehen sein wird, stark von Bachtin vorbereitet worden, gleichzeitig aber ein schwerwiegendes Axiom des „ersten“ Intertextualitätsbegriffs,²² das durchaus nicht nach Meinung aller mit Bachtins Theorien konform gehen kann. So meint etwa Ralf Grüttemeier, dass ein Intertextualitätsbegriff, der nicht zwischen Text und Wirklichkeit unterscheide, der schließlich „alles zum Text erkläre“²³, kaum mit Bachtins Dialogizitätsmodell im Einklang stehen könne, da das Soziale bei ihm eine unabdingbare Größe darstelle,²⁴ Gesellschaft und Sprache also interagierten, dennoch aber eigenständige Größen seien.

Der soziale und politische Kontext der Theorien Bachtins ist jenem des Poststrukturalismus nicht unverwandt – gemeint sind die politisch brisanten

²⁰ vgl.: Münker, Stefan und Alexander Roesler: Poststrukturalismus. Stuttgart: Metzler 2000. S. 21-27.

²¹ vgl.: Graham: Intertextuality, S. 16.

²² Zur Umlegung von gesellschaftlichen Normen auf Texte bzw. Textlichkeit und die Anwendung politischer Begriffe auf Sprache, Texte und diskursive Strukturen: Siehe auch Kap. 1.2.5.

²³ Grüttemeier, Ralf: Dialogizität und Intentionalität bei Bachtin. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 67. (1993). S. 782.

²⁴ vgl.: ebd., S. 782.

Situationen im Stalinismus der 30er und im Westen der späten 60er-Jahre. Die Bedeutung Bachtins für die Intertextualitätstheorie wird in dieser Arbeit – nur in groben Zügen und ohne Anspruch auf Vollständigkeit – immer wieder Thema sein müssen.

1.2.2. Bachtin in der Intertextualitätsdiskussion

1.2.2.1. Schwierigkeiten der Bachtin-Rezeption

Da dieses Kapitel die Begriffsgeschichte von „Intertextualität“ behandelt, liegt das Hauptaugenmerk der Wirkungsgeschichte Bachtins im Bereich der Intertextualitätstheorie, nicht so sehr auf einer neuen Interpretation seiner Theorie.²⁵ Eines ist festzustellen: Die Rezeptionsansätze zu Bachtins Werk sind einigermassen divergent.²⁶

Das liegt natürlich einerseits an den vielen unterschiedlichen und zwangsläufig interpretierenden Übersetzungen²⁷ – was nicht nur mit intersprachlichen Schwierigkeiten, sondern ebenfalls mit der Unterschiedlichkeit der Wissenschaftskulturen Europas und Russlands zu tun hat.²⁸ Neben interkulturellen Missverständnissen ist wohl andererseits die individuelle Schreibweise Bachtins, die Eigenart seiner Theorie dafür verantwortlich. Henryk Markiewicz‘ merkt ironisch an, es handle sich um eine „polyphone Romantheorie“²⁹. Und Kristeva selbst bringt ein Beispiel für Uneindeutigkeiten in Bachtins Werk: Die Achsen „Ambivalenz“ und „Dialog“ würden ihr zufolge bei Bachtin nicht klar unterschieden, wobei „dieser Mangel an Strenge [...] eher eine Entdeckung“³⁰ sei.

Demgegenüber halten Kritiker Bachtin solche Unschärfen vor. So meint etwa Tanja Dembski, der Dialogizitäts-Begriff sei zu weit gefasst, da er einerseits als Wesenheit

²⁵ So wurde ja schon im vorigen Kapitel lediglich die Bachtin-Auffassung Kristevas und deren Rolle für ihre Konzeption der Intertextualität dargelegt, nur am Rande aber beurteilt, ob es sich dabei nun um eine plausible Rezeptionsweise handelt.

²⁶ vgl.: Grüttemeier: Dialogizität und Intentionalität bei Bachtin, S 766.

²⁷ vgl.: Graham: Intertextuality, S. 29.

²⁸ vgl.: Polouboiarinova, Larissa: „Bachtinologie“ in der westlichen (insbesondere deutschen) Literaturwissenschaft und in Postsowjetrußland. In: Schönert, Jörg (Hg.): Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung. Stuttgart, Weimar: Metzler 2000. S. 387, 388.

vgl.: Markiewicz, Henryk: Bachtins polyphone Romantheorie. In: Hilbert, Hans-Günter (Hg.): Roman und Gesellschaft. Internationales Michail-Bachtin-Colloquium. Jena: Friedrich-Schiller-Universität 1984. S. 24.

³⁰ Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman, S. 337.

der Sprache selbst, andererseits aber als Eigenschaft bestimmter Romantypen definiert werde.³¹ Für Matias Martinez stellt sich die Frage, ob Dialogizität für Bachtin eine anthropologische Grundkonstante oder ein modernetypisches Phänomen darstelle.³²

Nichtsdestotrotz übte er gerade zur Entstehungszeit der Intertextualitätstheorie „über nationale, sprachliche und ideologische Grenzen hinweg eine große Faszination“ aus,³³ weshalb zumindest Rezeptionsansätze von Bachtins Arbeit beachtet werden sollen, zumal Allen Graham wohl zu Recht feststellt:

Intertextuality and the work of Bakhtin are not, that is to say, separable, and in understanding the former we clearly must understand something of the latter.³⁴

1.2.2.2. Bachtins zweifach gerichtetes Wort

Das „zweifach gerichtete Wort“ weist zweierlei Bezüge auf: Jene auf den „Gegenstand“ und jene auf die „fremde Rede“.³⁵ Zweifach gerichtete Worte sind also solche, die „die Einstellung zur fremden Äußerung in sich schließen“.³⁶ Typische Phänomene seien etwa die Parodie oder der Dialog.³⁷ Es ergeben sich daraus drei Worttypen: Erstens das unmittelbar gegenständlich gerichtete Wort, das sich auf einen konkreten Sachverhalt bezieht. Zweitens das objekthafte Wort, das selbst Gegenstand von Besprechung ist und als typisches Beispiel dessen Bachtin die direkte Figurenrede in Romanen nennt. Hierbei ergeben sich zwei „Rede-Einheiten“: Die Äußerung des Autors und jene der jeweiligen Figur. Während der Autor die Figurenrede, das objekthafte Wort, „seinen Zielen unterordnet“³⁸, ohne dass es dabei verändert würde,³⁹ kann er etwa bei der Stilisierung seine eigene Gerichtetheit in ein schon gerichtetes Wort legen, woraus sich nun also drittens das zweistimmige Wort ergibt. Dieses ist nicht wie der erste Worttyp unmittelbar auf einen Gegenstand

³¹ vgl.: Dembski, Tanja: Paradigmen der Romantheorie zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Lukács, Bachtin und Rilke. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000. (= Epistemata 294.) S. 110.

³² vgl.: Martinez, Matias: Dialogizität, Intertextualität, Gedächtnis. In: Arnold, Heinz Ludwig und Heinrich Detering (Hg.): Grundzüge der Literaturwissenschaft. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag 2005. S. 440.

³³ Polouboiarinova: „Bachtinologie“, S. 383.

³⁴ Graham: Intertextuality, S. 15.

³⁵ vgl.: Bachtin, Michail M.: Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur. München: Hanser 1969. (= Reihe Hanser 31.) S. 107.

³⁶ vgl.: ebd.: S. 108.

³⁷ vgl.: ebd.: S. 107.

³⁸ Bachtins Theorie ist also nicht frei von „Subjektivität“ und „Intentionalität“ des Autors.

³⁹ vgl.: Bachtin: Literatur und Karneval, S. 112, 113.

gerichtet, geht überdies über das objekthafte Wort hinaus, da dieses für sich einstimmig bleibt, indem es das Wort als „ein fremdes“ profiliert.⁴⁰ Das zweistimmige Wort ist also eines, in dem die fremde Rede zumindest latent vorhanden ist.

Wichtig ist die Unterscheidung zwischen dem monologischen Tolstoi und dem dialogischen Dostojewski. Dialogische Literatur weist nun abermals zwei Stränge auf: Es wird innerhalb der polyphonen Romane unterschieden zwischen repräsentativem, fiktivem Roman einerseits und textbezogenem Roman andererseits. In Anlehnung an Bachtin schreibt Kristeva, dass diese Spaltung des polyphonen Romans in zwei Stränge sich Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts abgespielt habe. Vertreter des herkömmlichen Romans seien Dostojewski, Swift oder Rabelais. Den sich auf Sprache beziehenden textuellen Dialogismus hätten Kafka, Proust und Joyce praktiziert.⁴¹ Bachtins Theorie ist – worauf noch zurückgekommen wird – eine Unterscheidung zwischen Wirklichkeits- und Textreferenz inhärent.

Die Polyvalenz des Wortes ist nur eines von vielen Modellen Bachtins, wie Dialogizität, „heteroglossia“ oder das Replikenmodell⁴², die in ähnliche Richtungen arbeiten. Im Kern zielt Bachtins Arbeit auf die Idee der Besprochenheit des Objektes, aber auch auf die Besprochenheit des Gesagten ab: Das Bewusstsein, für die soziale Determiniertheit von Sprache, für die Instabilität derselben, für das Mitschwingen vergangener Äußerungen in gegenwärtigen, die Manifestation gesellschaftlicher Hierarchien in der Sprache und die Einführung der Opposition „hierarchisch-nicht-hierarchisch“ in die Sprachwissenschaft, also das Ummünzen gesellschaftlicher Strukturen auf sprachliche, ist all ihnen eigen und wurde wohl zum Teil erst durch Bachtin geweckt.⁴³

⁴⁰ vgl.: ebd.: S. 113.

⁴¹ vgl.: Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman, S. 344, 345.

⁴² Bachtins Replikenmodell kann im Lichte der Intertextualitätsforschung untersucht werden. Ein Überschneidungspunkt könnte sein, was Monika Lindner anspricht, dass sich nämlich „[...] hinter jeder Zeile eines Textes eine ganze Ahnenreihe von Prätexten verbergen könnte, [was] nicht nur für den Leser zur Bürde werden kann, sondern auch der Autor schwer an der intertextuellen ‚Last‘ trägt.“ Das ist mit anderen Termini der Diskussion kurzzuschließen, wie etwa jenem der „Prätextreihe“ oder jenem der „Epigonalität“. Von der Formulierung „intertextuelle Last“ ist weiter unten noch die Rede. vgl.: Lindner, Monika: Integrationsformen der Intertextualität. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 133.

⁴³ vgl.: Graham: Intertextuality, S. 21-30.

1.2.3. Dynamisierung des Strukturalismus

Kristeva beginnt ihren Bachtin-Aufsatz mit der Problematik wissenschaftlicher Methoden im Feld der Geisteswissenschaften und insbesondere bezüglich poetischer Texte. Hier sei nun auch die strukturelle Ebene betroffen, die auf einer anderen Logik basiere als jene der Wissenschaft. Michail Bachtin, der seine schon in den 30er-Jahren entstandenen Schriften erst kurz zuvor veröffentlicht hatte,⁴⁴ stelle der strukturalistisch-wissenschaftlichen Statik ein der poetischen Sprache gerecht werdendes, dynamisches Modell gegenüber.⁴⁵ Hieraus versucht Kristeva nun praktisch anwendbare Verfahren zu entwerfen. Dies gestaltet sich etwa wie folgt:

Die Beschreibung des spezifischen Funktionierens der Wörter in den verschiedenen Gattungen (oder Texten) der Literatur erfordert also ein translinguistisches Verfahren: [...] Man wird mit umfangreichen Einheiten von Diskurs-Sätzen, Repliken, Dialogen usw. arbeiten.⁴⁶

Bachtins oben besprochene Idee der Polyvalenz negiere einen feststehenden Wortsinn und erst durch Autor und Rezipient, durch vorhergehenden und gegenwärtigen Kontext, der seinerseits wiederum Text sei, generiere sich das Wort.⁴⁷ Bachtin habe entdeckt, dass literarische Strukturen sich erst in Bezug auf andere Strukturen herstellen.⁴⁸ Solche Strukturen seien eben etwa die „Schreibweisen“ (ecritures) von Sender, Empfänger und Kontext: Es ergeben sich hierbei zwei Achsen des Wortstatus': Eine horizontale (Sender –Empfänger) und eine vertikale (Gegenwärtiger – vorhergegangener Kontext).⁴⁹

Zwei wesentliche Aspekte in Kristevas Bachtin-Rezeption zeichnen sich hier ab: Zum einen die Inkonstanz, die Relativität des Wortsinns und weiterführend der Semantik im Allgemeinen und zum zweiten die Bedeutung des Kontextes: Das Wort und somit der Text sei – (als Antithese zur strukturalistischen Textimmanenz) – nicht nur in Gesellschaft und Geschichte eingebettet, sondern Gesellschaft und Geschichte seien demzufolge selbst Text.⁵⁰ Hierin ist der Einfluss von Bachtins „Metalinguistik“

⁴⁴ vgl.: Pfister, Manfred: Konzepte der Intertextualität. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 1.

⁴⁵ vgl.: Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman, S. 334, 335.

⁴⁶ vgl.: ebd.: S. 337.

⁴⁷ vgl.: ebd.: S. 335.

⁴⁸ vgl.: ebd.: S. 335.

⁴⁹ vgl.: ebd.: S. 336.

⁵⁰ vgl.: ebd.: S. 335.

zu erkennen, die, wie Bernd Stiegler es zusammenfasst, „die sprachlichen Organisationsformen (literarischer) Texte als allgemeine kulturelle Kommunikationsformen“⁵¹ untersuchte. In Kristevas „kultursemiotischem Zugang“⁵² wird dieser Ansatz radikalisiert: Es seien demnach nicht etwa lediglich idente Strukturen, die Texte und Kultur aufweisen, sondern Text und Kultur als Ganzes seien ident – Text und Kultur sind nach Kristeva nicht voneinander zu trennen.

Das Paar Signifikant-Signifikat setzt Text (Signifikant) und Kontext (Signifikat) voraus. In Kristevas Bachtin-Rezeption wird dieses Paar, da ja alles Text sei, auf den Signifikanten reduziert. Da Sender und Adressat selbst Teil des Kontextes, der Kultur, der Geschichte sind, fasst Kristeva folgerichtig auch diese als Text auf. Die vorhin etablierte Kreuzstellung von horizontaler und vertikaler Achse wird wieder aufgelöst: die beiden Achsen verschmelzen ineinander. Der Text ist nun mehr just „Überschneidungspunkt anderer Texte“.⁵³ Die Entgrenzung von Text- und Intertextualitätsbegriff nimmt ihren Lauf und damit umstrittene Postulate des Poststrukturalismus/Dekonstruktivismus, die universale Textlichkeit sowie die völlige Auflösung des intendierenden Subjektes: Unverkennbar läutet hier schon die „Totenglocke des Autors“.⁵⁴

Graham interpretiert Bachtin diesbezüglich anders als Kristeva, wenn er meint, Bachtin habe wohl den statischen Zeichenbegriff Saussures dynamisiert, eben dadurch, dass er auf die Relevanz des sozialen und politischen Kontexts des Wortes poche, darauf, dass Sprache eine eben nicht statische, sondern bedingt durch ihre soziale Determiniertheit instabile Angelegenheit sei, sie sich in einem „creaseless flow of becoming“ befinde.⁵⁵ Dadurch verschmelze Gesellschaft aber nicht gleich mit Autor und Text – zu Text – sondern all das sind durchaus weiterhin existierende, wenn auch instabile Größen. So meint Graham weiter:

Bakhtin does not seek to announce the death of the Author. The author, for Bakhtin, we might say, still stands behind his or her novel, but s/he does not enter into it as a guiding authoritative voice.⁵⁶

⁵¹ Stiegler, Bernd: Einleitung. In: Kimmich, Dorothee (Hg.): Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart. Stuttgart: Reclam 2004. S. 328.

⁵² ebd.: S. 327.

⁵³ vgl. Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman, S. 336-338.

⁵⁴ Homscheid, Thomas: Interkontextualität. Ein Beitrag zur Literaturtheorie der Neomodern. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007. (= Film – Medium – Diskurs 21.) S. 16.

⁵⁵ vgl.: Graham: Intertextuality, S. 18.

⁵⁶ ebd.: S. 24.

Kristevas Dekonstruktion macht aber auch vor der „Wirklichkeit“ nicht halt – diese sei lediglich „eine Provinz der Sprache“⁵⁷. Das Verhältnis von Text und Wirklichkeit wird in der Intertextualitätsdiskussion oft in unterschiedlichen Zusammenhängen thematisiert. Diesbezüglich wird noch vom Begriffspaar Wirklichkeitsbezug-Fiktions- bzw. Textbezug die Rede sein,⁵⁸ zumal damit die Problematik berührt wird, dass intertextuelle Bezüge zuvorderst Bezüge von Fiktivem auf Fiktives bedeuten und übertrieben intertextuelle Schreibweise Gefahr läuft, sich in das „Gefängnis der Sprache“⁵⁹ zu manövrieren.

1.2.4. Dialogizität – Synthetisierung oder friedliche Koexistenz der Stimmen?

Bachtin habe das poetische Paragramm laut Kristeva als ein Double erkannt, es sei kein Tripple wie bei Saussure, weise also keine in der Mitte liegende Definition bzw. „Wahrheit“ auf.⁶⁰ Auch daher würde der Zeichenbegriff für poetische Texte obsolet und somit auch das Begriffspaar Signifikant-Signifikat, das mitunter der Komplexität poetischer Texte nicht gerecht würde. Kristeva verbindet hier Saussure mit Bachtin, indem sie Bachtins Dialogizitäts- bzw. Ambivalenzidee mit Saussures Anagrammen kombiniert. Diese Doppelpoligkeit ist aber nicht hierarchisch aufzufassen – wie eben das vertikale Verhältnis von Signifikant und Signifikat – sondern als ein gleichberechtigtes Verhältnis „des einen und des anderen“.⁶¹ Schöpp macht in diesem Kontext auf Bachtins *Literatur und Karneval* aufmerksam, wo dieser schreibt: „[Karneval] verabsolutiert nichts, er verkündet die fröhliche Relativität eines jeden.“⁶² Schöpp bezeichnet das als „unprivilegierte Polyphonie“.⁶³

Nun ergeht sich Kristeva in einem Exkurs über die Probleme abendländischer binärer mathematischer bzw. logischer Modelle (wie etwa der aristotelischen Logik), die allesamt für eine Umlegung auf die poetische Sprache untauglich seien. Mitschuld an dieser abendländischen Verfangenheit in einem hierarchisierenden System von

⁵⁷ Tegtmeier: Der Begriff der Intertextualität und seine Fassungen, S. 53.

⁵⁸ Siehe u.a.: Stierle: Werk und Intertextualität, S. 145.

⁵⁹ Jameson, Fredric: *The Prison-House of Language. A Critical Account of Structuralism and Russian Formalism*. Princeton: Princeton University Press 1972. 230 S.

⁶⁰ Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman, S. 341.

⁶¹ vgl.: ebd.: S. 342.

⁶² Bachtin: *Literatur und Karneval*, S. 51.

⁶³ Schöpp, Joseph C.: „Endmeshed in entanglements“: Intertextualität in Donald Barthelmes *The Dead Father*. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 346.

„wahr-falsch“, von „über-unter“ und „vorher-nachher“ etc. sei die Beschaffenheit des indogermanischen Satzes, der nicht ohne dementsprechende Komponenten auskomme (Subjekt, Prädikat, Objekt, Kausalität etc.). Ein Gegenstück liefere etwa die fernöstliche Binarität mit ihrem „Yin-Yang“.⁶⁴ Dies rührt an einen Konfliktpunkt in der Bachtin-Rezeption. Sein Dialogismus führte zu einer Diskussion rund um dialektische Erkenntnisgewinnung. Kristeva betont:

The notion of dialogism, which owes much to Hegel, must not be confused with Hegelian dialectics, [...]⁶⁵

Kristevas Thesen zielen auf die Dekonstruktion dialektischer Erkenntnisgewinnung ab, konkrete Kritik übt sie im Zuge dessen an Hegels und Marx' dialektischen Verfahren.⁶⁶ Die Vorstellung einer gleichberechtigten Koexistenz der Stimmen und also von Standpunkten, die eine Synthese derer ausschließt, läuft der Bachtin-Rezeption der dialektischen Hermeneutiker zuwider. Ein Beispiel hierfür ist Jürgen Lehman⁶⁷, der Bachtins Theorien im Übrigen in der Nähe der „Überlegungen der soziologischen Hermeneutik“⁶⁸ sieht. Dies ist nicht nur bezüglich des gesellschaftsbezogenen Arbeitsfeldes bemerkenswert – der soziologischen Theorie – sondern auch in Anbetracht der Methode, in diesem Fall der Hermeneutik, deren Überwindung sich die Poststrukturalisten gerade eben auf die Fahne hefteten.⁶⁹

Will man das poststrukturalistische Verständnis von Bachtins Dialogizität weiter beleuchten, so helfen hierbei etwa die Ausführungen Paul de Mans in einem Artikel für die Zeitschrift *Poetics Today*. De Man unterscheidet grundsätzlich zwischen Dialektik und Dialogizität (bzw. sieht er diese Unterscheidung in Bachtins Werk). Die Dialektik, gegen die sich de Man wendet, mit ihrer Zielgerichtetheit auf den Konsens sei „imperialistisch“.⁷⁰ Dieser stehe nun die, die Heterogenität der verschiedenen Stimmen dulden, Dialogizität gegenüber, die auf einen Telos verzichte und somit die unterschiedlichen Stimmen nicht in einer Synthese aufgehen lasse. So ständen alle Stimmen, natürlich inklusive jener des Autors, gleichberechtigt

⁶⁴ vgl.: Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman, S. 343.

⁶⁵ Kristeva, Julia: *Desire in Language: a semiotic approach to literature and art*. New York: Columbia University Press 1980. S. 88, 89. Zitiert bei: Graham: *Intertextualität*, S. 46.

⁶⁶ vgl.: Graham: *Intertextuality*, S. 46.

⁶⁷ vgl.: Grüttemeier: *Dialogizität und Intentionalität bei Bachtin*. S. 766-767.

⁶⁸ Lehmann, Jürgen: *Ambivalenz und Dialogizität. Zur Theorie der Rede bei Michail Bachtin*. In: Kittler, Friedrich und Horst Turk (Hg.): *Urszenen. Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1977. S. 368.

⁶⁹ vgl.: Grüttemeier: *Dialogizität und Intentionalität bei Bachtin*, S. 768.

⁷⁰ vgl.: De Man, Paul: *Dialogue and Dialogics*. In: *Poetics Today* 4/1 (1983). S. 105.

nebeneinander.⁷¹ De Man nennt dies die „radikale Andersartigkeit“ („radical experience of voiced otherness“).⁷² Diese zwei Varianten seien in Bachtins Arbeit gleichermaßen präsent. Konsequenterweise kommt es Paul de Man zufolge also eben auch auf der Metaebene zu keiner Auflösung dieses Spannungsverhältnisses – Synthese-Koexistenz – kommt es zu keiner Synthese.⁷³ Jedoch ist sich die Bachtin-Forschung abermals uneinig: So plädiere Bachtin laut US-Wissenschaftler Don H. Bialostosky sehr wohl für den dialogischen Ansatz.⁷⁴ Solcherlei Diskussionen sollten nicht nur die Untersuchung der funktionalen Dimension intertextueller Verfahren beeinflussen (siehe Kap. 1.2.6.2.1.), sondern zeigen überdies die metawissenschaftliche Ausrichtung poststrukturalistischer Theorie, die in ihre Kritik an Methodologie,⁷⁵ ja Wissenschaft insgesamt⁷⁶ mündet.

Die – beinahe programmatische – terminologische Unschärfe Kristevas⁷⁷ erlaubt es, Intertextualität als Synonym für Bachtins „Dialogizität“ aufzufassen. Wie die antidialektische Haltung sich mit einem Dialogizitätsbegriff, der mithilfe von Worten wie „Widerrede“ und „Zurückweisung“ definiert wird⁷⁸, harmonieren soll, bleibt unklar. Wider- also *Gegenrede* will nämlich nicht so recht ins Bild konkurrenzlos koexistierender Stimmen passen. Sobald eine Rede eine andere Rede in kritischer Weise tangiert, kann nicht mehr von einem hierarchielosen System gesprochen werden, da sich eine Rede in Kristevas Vorstellung über die andere stellt. (z. B.: „Heterogenität ist besser als Homogenität“).

1.2.5. Aufruhr

1.2.5.1. Bachtins Karneval-Begriff

Kommen wir zurück zu Bachtins intertextuellem Dialog, a la Kafka, Joyce etc. (siehe Kap. 1.2.2.2.). Dieser sei laut Kristeva nämlich von Bachtin erst bei zeitgenössischen Autoren entdeckt und daraufhin als ein grundsätzliches „Prinzip jeden Aufruhrs“⁷⁹

⁷¹ vgl.: ebd.: S. 102.

⁷² vgl.: ebd.: S. 103.

⁷³ vgl.: ebd.: S. 105.

⁷⁴ vgl.: Grüttemeier: Dialogizität und Intentionalität bei Bachtin, S. 769 ff.

⁷⁵ vgl.: Graham: Intertextuality, S. 30.

⁷⁶ vgl.: Tegtmeier: Der Begriff der Intertextualität und seine Fassungen, S. 56.

⁷⁷ vgl. u.a.: ebd.: S. 56.

⁷⁸ vgl.: Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman, S. 336.

⁷⁹ ebd.: S. 345.

auf die gesamte Literaturgeschichte ausgeweitet worden.⁸⁰ In Kristevas Bachtinrezeption ist intensiver Textbezug also kein modernetypisches Phänomen, wohl grundsätzlich aber eine subversive Angelegenheit. Der Aufruhr, die Hinterfragung, das Unterlaufen, die Dekonstruktion von Hierarchie und also Autorität ist tatsächlich ein wesentliches Objekt der allgemeineren, philosophisch ausgerichteten Intertextualitätsdiskussion. Auch ist es breiter Konsens, dass Bachtins Dialogizitätstheorie eine solche subversive Komponente aufweist (siehe Kap. 1.2.5.1.). Und so ist sowohl bei Bachtin als auch bei Kristeva und ihrem Umfeld eine Verquickung von Sprache und Gesellschaft, von Literatur und Politik evident. Das mag bei der Theorie Bachtins an deren Entstehungskontext liegen: Bachtins Arbeit ist im Kontext des und in Spannung zum stalinistischen Russland der 30er-Jahre zu sehen⁸¹, eine Tatsache, die sich – je nach Rezeptionsweise – mehr oder weniger in seinem Werk niederschlägt. Jürgen Lehman etwa sieht in der Kritik am Stalinismus bzw. an Ideologien im Allgemeinen sogar das Hauptanliegen der Arbeit Bachtins.⁸² Dadurch ist der Begriff schon bei Bachtin nicht neutral, da Bachtin hier – durchaus politisch wertend und motiviert – zwischen autoritärer, bewahrender, monologischer und wechselfreudiger, pluralistischer, dialogischer Literatur unterscheidet.⁸³ Die vielen Stimmen sind ideologische Positionen.

Erwähnung finden muss an dieser Stelle ein weiterer prominenter von Bachtin geprägter Begriff, zumal viele Begriffe Bachtins einander ergänzen.

„Other concepts, such as ‚polyphony‘, ‚heteroglossia‘, ‚double-voiced discourse‘ and ‚hybridization‘, emerge to complement the term, dialogism.“⁸⁴

In diese Reihe gehört auch das „karnevalistische Weltempfinden“, das dem „normalen Weltempfinden“ gegenübersteht und Inbegriff von Dialogizität ist. Der Begriff wird, charakteristisch für Bachtin, nicht nur auf die Literaturgeschichte, sondern ebenso auf andere kulturelle Bereiche angewandt. Das Karnevaleske stürzt die bestehende Gesellschaftsordnung, „fools dressing as nobles, nobles dressing as

⁸⁰ vgl.: ebd.: S. 345.

⁸¹ Lehmann weist auf die „kulturpolitischen Restriktionen“ hin, die Bachtin im Sowjetrussland erfahren hatte:

vgl.: Lehmann, Jürgen: Dialogizität. In: Weimar, Klaus (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturwissenschaft. Bd. 1, A-G. Berlin; New York: de Gruyter 1997. S. 357.

⁸² vgl.: Grüttemeier: Dialogizität und Intentionalität bei Bachtin, S. 766-767.

⁸³ vgl.: Polouboiarinova: „Bachtinologie“, S. 389.

⁸⁴ Graham: Intertextuality, S. 22.

fools and so on.“⁸⁵, hält dem normalen Weltempfinden, das sich in Tradition, Autorität, Mythos, Ordnung etc. ausdrückt, den „Pathos des Wechsels“ entgegen: Ein „ständiges Werden“, eine „chaotische Vielfalt“, ein Empfinden, das etwa in der „karnevalistischen Urzeremonie der närrischen Krönung und anschließenden Erniedrigung des Karnevalskönigs“ Ausdruck findet.⁸⁶ Diese Unterminierung der tief im kulturellen Bewusstsein verankerten, personalisierten absoluten Autorität des Königs ist natürlich Inbegriff von Subversion. Von karnevalistischer Verkehrung zu gesellschaftlichem Aufbegehren und Widerstand ist es nur ein kleiner Schritt. Bachtins Theorien sind also eine dichotome Weltsicht inhärent, die über Sprache und literarische Texte hinaus eine bewahrende, starre und – dem gegenüber – eine subversive, dynamische Kraft verortet. Diese binäre Struktur zieht sich durch mehrere Ebenen. So betrifft sie nicht nur literarische Texte, sondern Sprache im Allgemeinen: Hier steht etwa die zentripetale Hochsprache der zentrifugalen Differenzierung in Dia-, Sozio- und Idiolekte gegenüber.⁸⁷ Weiterführend findet sich das Prinzip in Kultur und Gesellschaft und mündet schließlich in die im vorigen Kapitel angesprochene „Metalinguistik“.⁸⁸ Schließlich unterscheidet Bachtin gar zwischen tendenziell monologischen und tendenziell dialogischen Gesellschaften.⁸⁹ Dies manifestiert sich im für die Intertextualitätsdiskussion so zentralen Begriff der Dialogizität, den Kristeva ja gar mit Intertextualität gleichsetzte. Bachtins Thesen wirkten also nicht nur in gesellschaftsbezogenen Wissenschaftsrichtungen fort (siehe Kap. 1.2.4.). Sie knüpften sich gleichzeitig an explizit gesellschaftskritische Ansätze innerhalb der Literaturtheorie, was in weiterer Folge zu einer Politisierung der Intertextualitätsdiskussion geführt haben mag.

1.2.5.2. Aufruhr im Poststrukturalismus

Wie sich das auf die Theorie niederschlägt, wird noch zu zeigen sein. Jedenfalls findet sich eine solche politisierte Sprachtheorie auch im Poststrukturalismus. Seine politische Schlagseite wurde jedenfalls problematisiert:

⁸⁵ ebd.: S. 22.

⁸⁶ vgl.: Weiß, Wolfgang: Satirische Dialogizität und satirische Intertextualität. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 244, 245.

⁸⁷ Bachtin, Michail M.: Die Ästhetik des Wortes. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. S. 165.

⁸⁸ Bachtins Metalinguistik und Kristevas Kultursemiotik: siehe Kap. 1.2.3.

⁸⁹ vgl.: Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 2, 3.

Nur sehr zögerlich aufgenommen wurden diese revolutionären Ideen der französischen Schule des Poststrukturalismus – nicht zuletzt wohl auch, weil sie mit marxistischem Gedankengut verknüpft waren – in den USA und in der Bundesrepublik Deutschland.⁹⁰

Gisela Ecker betont den in der poststrukturalistischen Intertextualitätstheorie implizierten Feminismus, der an einigen Stellen (Derrida, Booth) explizit zum Ausdruck komme.⁹¹ Diese Einschätzungen scheinen bestätigt, wenn etwa Foucault von „Sprache und Macht“ und von den „faschistoiden Strukturen der Sprache“ spricht, denen jene der „dichterischen Sprache“ gegenüberstünden.⁹² Aber nicht nur die Sprache, auch wissenschaftliche Denkschemata werden kritisiert. Wie oben dargelegt bezeichnet der ebenfalls im Umkreis des Poststrukturalismus anzusiedelnde Paul de Man⁹³ dialektische Verfahren als „imperialistisch“.⁹⁴

Abgesehen davon, dass Text und Gesellschaft bei Kristeva ohnehin gänzlich verschmelzen, machen Stellen wie die folgenden die Gleichsetzung gesellschaftlicher mit sprachlichen Strukturen deutlich. In Bezug auf Bachtins Karnevalbegriff schreibt sie:

„[Die Rede des Karneval durchbreche] die Regeln von der Grammatik und der Semantik zensierten Sprache und ist dadurch gesellschaftliche und politische Widerrede: [...]“⁹⁵

[...] es handelt sich nicht um eine Äquivalenz, sondern um die Identität zwischen der Zurückweisung des anerkannten linguistischen Kodes und der Zurückweisung des anerkannten Gesetzes.“⁹⁶

Die Verwendung politischer Begriffe im Bereich der Sprachtheorie bzw. der Wissenschaftstheorie und die Umlegung der Problematik bestimmter sozialer Strukturen auf sprachliche Strukturen begünstigt jedenfalls eine gewisse Politisierung und schließlich Ideologisierung der text-, sprach-, literatur- und kulturwissenschaftlichen Diskussion. Das Entstehungsumfeld des

⁹⁰ Heinemann: Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht, S. 24.

⁹¹ Ecker, Gisela: „A Map for Re-reading“: Intertextualität aus der Perspektive einer feministischen Literaturwissenschaft. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 298.

⁹² Hinweis bei: Münker: Poststrukturalismus, S. 23.

⁹³ vgl.: Brenner, Peter J.: Germanistik. In: Brenner, Peter J. und Helmut Reinalter: Lexikon der Geisteswissenschaften. Sachbegriffe – Disziplinen – Personen. Wien; Köln; Weimar: Böhlau 2011. S. 937.

⁹⁴ Siehe Kap. 1.2.4.

⁹⁵ Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman, S. 336.

⁹⁶ ebd.: S. 336.

Intertextualitätsbegriffs ist also kein unverfängliches, und Kritik wie jene Henning Tegtmeys ist kein Einzelfall, wenn er angesichts der gleichzeitigen ideologiekritischen Töne des Poststrukturalismus konkludiert: „Die Ideologiekritik erweist sich als Ideologie.“⁹⁷

Für diese Arbeit ist all das wichtig, weil hierin die allzu starke Konzentration der Intertextualitätsforschung auf dialogische Verfahren mitunter begründet sein mag.

1.2.6. Funktionen von Intertextualität

Es besteht der Eindruck, dass die „Funktionsbestimmung von Intertextualität als ‚subversives Schreiben‘ [...] dem Konzept von Kristeva – mit durchaus gesellschaftlicher Stoßrichtung – in die Wiege gelegt“⁹⁸ ist. Und es ist wohl auch Konsens, dass Dialogizität wie Intertextualität zumindest potenziell tatsächlich subversive Kraft bergen.

Die Entstehungsbedingungen der Intertextualitätstheorie verleiten dazu, die zentrale Funktion intertextuellen Schaffens im Widerspruch, der Subversion und Unterwanderung zu suchen. In dieser metawissenschaftlichen Untersuchung ist es nun wichtig abzuklären, ob diese Fokussierung gerechtfertigt ist. Nachdem Implikationen der Theorie angesprochen wurden, gilt es sich nun auf die Praxis zu konzentrieren. Hier gilt ähnliches wie in der Theorie: Oftmals gehen die Verwendung intertextueller Verfahren und bestimmte politische oder etwa philosophische Überzeugungen Hand in Hand.

Es gilt daher nicht nur, Intertextualität in ihrem strukturellen Facettenreichtum zu analysieren, sondern auch in ihrer ideologischen Implikation zu begreifen.⁹⁹

Die daraus entwickelte Intertextualitätstheorie ragt damit in außerliterarische, außertextuelle Bereiche¹⁰⁰ – Gesellschaft, Politik, Kultur – hinein. Hierbei liegt der

⁹⁷ Tegtmeier: Der Begriff der Intertextualität und seine Fassungen, S. 56.

⁹⁸ Eberhardt, Joachim: „Es gibt für mich keine Zitate“. Intertextualität im dichterischen Werk Ingeborg Bachmanns. Tübingen: Niemeyer 2002. (= Studien zur deutschen Literatur 165.) S. 36.

⁹⁹ Lindner: Integrationsformen der Intertextualität, S. 133.

Auf die Implikationen wird vielerorts hingewiesen. Etwa auch bei Renate Lachmann: „Intertextuelle Konzeptionen sind Kulturkonzeptionen, die bestimmte Text-, Sprach- und Zeichentheoreme implizieren.“

Lachmann, Renate: Bachtins Dialogizität und die Akmeistische Mythopoetik als Paradigma dialogisierter Lyrik. In: Stierle, Karlheinz und Rainer Warning (Hg.): Das Gespräch. München: Fink 1984. (= Poetik und Hermeneutik 11.) S. 489.

Akzent auf der Frage nach den Funktionen von Intertextualität. Kristeva schreibt, dass Bachtin den „textuellen Dialogismus [und also Intertextualität im Sinne Kristevas] als Prinzip jeden Aufbruchs und jeder kontestativen Produktivität“¹⁰¹ entdeckt habe. Demzufolge ist Intertextualität also ein grundsätzlich subversiver, hinterfragender Prozess. Abgesehen von der argumentativen Schwierigkeit, dass Kristeva einerseits zwischen dialogischerer und weniger dialogischer Literatur unterscheidet, sie aber zuvor Intertextualität als ein grundsätzliches, nicht gradualisierbares textliches Phänomen bezeichnet und diese Wertung schwer mit Kristevas Haltung zur Dialektik zu vereinbaren ist, ist ihr an dieser Stelle auch außerhalb ihrer Argumentationslinie zu widersprechen: Es wird sich zeigen, dass intertextuelle Verfahren zwar tatsächlich oft in diese Richtung zielen – also relativieren, unterlaufen, hinterfragen etc. und nicht zuletzt erfüllt auch Peter Henrichs intertextuelle Praxis zu einem Gutteil diese Funktion (siehe Kap. 4). Allerdings ist die Bandbreite der „Funktionen intertextueller Textkonstitution“¹⁰² damit keineswegs abgedeckt. Tatsächlich scheint Manfred Pfister, dessen Modell im Rahmen dieser Arbeit ja noch praktische Anwendung finden wird¹⁰³, Bachtins Dialogizitätsmodell eher gerecht zu werden, wenn er Dialogizität nicht mit Intertextualität gleichsetzt, sondern diese lediglich als *ein* Kriterium von zwischentextlichen Bezügen auffasst. Das harmoniert besser mit Bachtins Unterscheidung zwischen dem dialogischen Dostojewski und dem monologischen Tolstoi, die eine pauschale Zuweisung dialogischer Literatur als grundsätzlich „intertextueller“ nicht erlaubt. Im Gegenteil: Wenn Bachtin im Zusammenhang mit monologischer Literatur von (auch formaler) „Tradition“ spricht, so ist diese teilweise (!)¹⁰⁴ sogar stärker von intertextuellen Bezügen (wie diese in dieser Arbeit aufgefasst werden) abhängig, als manche dialogische Literatur, die tendenziell mit Traditionen bricht, sich teilweise von ihnen abkoppelt. Und Kristeva liefert selbst in der zusammenfassenden Darlegung von Bachtins „zweistimmigen Wort“ ein

¹⁰⁰ Nach poststrukturalistischer Auffassung sind das keine außertextuellen Bereiche. Zu der hier vertretenen Auffassung von Textlichkeit: Siehe Kap. 3.

¹⁰¹ Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman, S. 345.

¹⁰² Schulte-Middelich: Funktionen intertextueller Textkonstitution, S. 197.

¹⁰³ siehe hierzu: Pfisters „Intensitätskriterien“, Kap. 2.2.

¹⁰⁴ Es darf natürlich nicht übergangen werden, dass nach Pfister hohe Dialogizität grundsätzlich höhere intertextuelle Intensität bedeutet. Dialogizität ist bei Pfister aber nur eines von mehreren Kriterien. Ebenfalls muss beachtet werden, dass ein Text gerade auch dann, wenn er Stiltraditionen bricht, einen Bezug zu diesen herstellt. Dennoch widersprechen intertextuelle Bezüge nicht grundsätzlich, sondern bestätigen bzw. tradieren auch.

Beispiel dafür, wenn sie den Unterschied der literarischen Formen „Imitation“ und „Stilisierung“ darlegt.¹⁰⁵ Inwiefern formale Reproduktion, Innovation oder Dekonstruktion von ästhetischen, teilweise sogar ideologischen Überzeugungen abhängig sind und was das mit der Intertextualitätsdiskussion zu tun hat, wird im folgenden Kapitel noch ausführlich behandelt.

1.2.6.1. Implikationen und Funktionen intertextueller Verfahren unterschiedlicher literarischer Strömungen und Gattungen

Nun ist ein gewisses subversives Potenzial intertextueller Verfahren nicht von der Hand zu weisen.

Nicht zuletzt ist etwa Peter Henischs Oeuvre ein Paradebeispiel dafür: Wie im nächsten Kapitel noch gezeigt werden wird, steht hinter Henischs intertextuellen Verfahren (u. a.) die Überzeugung der Unabschließbarkeit von Themenfeldern, der Notwendigkeit einer breiten Antizipation an Diskursen – letztlich eine tendenziell pluralistische, anti-elitaristische, antitotalitäre Grundhaltung, die sich in literarischen Verfahren manifestiert und in Opposition steht etwa zur Idee des abgeschlossenen und unantastbaren Kunstwerks eines genialen Schöpfers. Ein Auszug aus Bachtins *Die Ästhetik des Wortes* soll dieses Naheverhältnis von Bachtins Stimmenvielfalt zu solcherlei Programmatiken verdeutlichen. Bachtin schreibt in Bezug auf Turgenjews Romanstil, dieser habe zwar eine sehr klare, reine Sprache, die aber weit entfernt sei von:

[...] poetischem Absolutismus. In ihrer Hauptmasse ist diese Sprache in den Kampf der Standpunkte, Wertungen und Akzente, die von den Helden repräsentiert werden, verwickelt und eingebunden, sie ist von ihren sich widersetzenden Intentionen und Spaltungen angesteckt – von fremden Intentionen angesteckte Wörter, Ausdrücke, Bestimmungen und Epitheta, mit denen der Autor sich nicht ganz solidarisiert und durch die er seine eigene Intentionen bricht, sind über sie verstreut.¹⁰⁶

Jedoch erfüllt Intertextualität in unterschiedlichen Werken, Gattungen und Epochen höchst unterschiedliche Funktionen.¹⁰⁷ Wie die Theorie ist die Praxis historisch bzw.

¹⁰⁵ vgl.: Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman, S. 346-348.

¹⁰⁶ Bachtin, Michail M.: Das Wort im Roman. In: Ders.: Die Ästhetik des Wortes. S. 205.

Stimmenvielfalt ist hier natürlich keine rein intertextuelle Angelegenheit! Stimmenvielfalt kann über Textreferenzen hergestellt werden, muss es aber nicht.

¹⁰⁷ vgl.: Schulte-Middelich: Funktionen intertextueller Textkonstitution, S. 201.

kontextbedingt. Dies wird in *IFFA* des Öfteren angesprochen, wie zum Beispiel von Wolfgang Karrer:

Der Umfang und die Art der Verarbeitung von Prätexten unterliegen zudem historisch sich wandelnden gesellschaftlichen Normen und Gesetzen: vom religiösen Tabu bis zum Urheberrecht. [...] Intertextuelle Verfahren in der Literatur bestätigen oder negieren, [...], auch außerliterarische Elemente, [...]: Karnevalssprache, Marktschrei, [...], Predigt, [...].¹⁰⁸

1.2.6.1.1. Intertextualität und Gattungen bei Bachtin und Kristeva

Es lässt sich nun gut vom Kristeva-Beeinflusser Bachtin auf die Implikationen intertextueller Verfahren in der Literatur überleiten. Bachtin sieht in den Gattungen Epos und Roman die literarische Entsprechung des Oppositionspaars Monologizität-Dialogizität.¹⁰⁹

Hatte Kristeva diesen Aspekt in *Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman* schon aufgegriffen,¹¹⁰ so führte sie ihn in ihrer Dissertation *Le texte du roman* vertiefend aus. Ausgehend vom Begriffspaar Symbol-Zeichen nähert sich Kristeva der obigen Opposition an. Ihr zufolge basiere die mittelalterliche Kosmogonie auf Symbolen. Diese Symbole ähnelten aber nicht dem dargestellten Objekt, sondern einer „nicht darstellbaren Transzendenz“, woraus sie schließt, dass es keine Kommunikation zwischen Symbolisiertem und Symbolisierendem gebe.¹¹¹ Es gebe aber neben dieser, auf eine transzendente Ebene verweisenden, vertikalen Dimension des Symbols eine horizontale, die sehr wohl sinnvolle Kommunikation der Symbole untereinander zulasse.¹¹² Worauf Kristevas Argumentation hinausläuft, ist, dass „die symbolisch-semiotische Praxis [...] durch die restriktive Funktion des Symbols und die Unvereinbarkeit zweier entgegengesetzter Einheiten (z. B. Gut-Böse)“¹¹³ geprägt sei. Dem entspreche in literarischer Hinsicht das Epos. Demgegenüber schleiche sich nun zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert das nicht ganzheitliche, nicht auf

¹⁰⁸ Karrer, Wolfgang: Intertextualität als Elementen- und Strukturreproduktion. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 116.

¹⁰⁹ vgl.: Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 3.

¹¹⁰ vgl.: Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman, S. 346 ff.

¹¹¹ vgl.: Angerer: Die Literaturtheorie Julia Kristevas, S. 51.

¹¹² vgl.: Kristeva, Julia: Kristeva, Julia: *Le texte du roman. Approche sémiologique d'une structure discursive transformationnelle*. The Hague: Mouton 1970. (= Approaches to semiotics 6.) S. 17.

¹¹³ Angerer: Die Literaturtheorie Julia Kristevas, S. 52.

Transzendentes verweisende Zeichen bzw. der Roman ein.¹¹⁴ Dialogizität im Zusammenhang mit dem Roman bedeutet, „dass der Roman die ‚herrschafts-‘ bzw. ‚ideologietragenden‘ Werte des gesellschaftlichen Systems relativiert, suspendiert oder unterläuft, indem er divergierende Standpunkte in die Erzähler- und Figurenrede einfließen lässt [...]“¹¹⁵.

Es zeigt sich anhand dieses Beispiels, dass nicht nur wissenschaftliche Theorien, sondern auch literarische Praxis und also intertextuelle Verfahren Vehikel für ideologische und philosophische Paradigmen sein können.

Für Bachtin ist das Epos mit dem Aufkommen des neuzeitlichen Romans nicht überwunden, sondern eine durchaus fortgeführte und in Spannung zum Roman stehende Erzählform. So seien etwa die Werke Tolstois monologisch, also episch, während jene Dostojewskis dialogisch, also romanhaft seien.¹¹⁶ Als Prototyp dialogischer Literatur sieht Bachtin die menippische Satire, die dem Mythos gegenüberstehe und dessen relativ absoluten Welterklärungsanspruch unterlaufe.¹¹⁷

Hierbei ist also weiters eine Unterscheidung zu treffen, die anhand eines Zitates von Martinez oben schon tangiert wurde,¹¹⁸ nämlich zwischen historisch-diachroner Kategorisierung einerseits (z. B.: Klassik; Romantik; Bürgerlicher Realismus etc.) und nicht zu chronologisierender, anthropologischer Prinzipien (Karneval, Dialog etc.) andererseits, die von Epoche zu Epoche mehr oder weniger an die Oberfläche drängen.

1.2.6.1.2. Intertextualität in Klassizismus, Moderne und Postmoderne

Intertextuelle Praxis ist Ausdruck und Stütze epochentypischer Paradigmen.¹¹⁹ So wurde Intertextualität laut Pfister in Klassizismus und Moderne gleichermaßen betont. Modernistische Dichtung sei aber intensiver,¹²⁰ da sie oft einen heterogeneren Pool an Prätexten anzapfe.¹²¹ Verquickt man Bachtin mit Pfister heißt das, dass mehr Polyphonie intensivere Intertextualität bedingt.

¹¹⁴ ebd.: S. 52.

¹¹⁵ Holthuis, Susanne: Intertextualität. Aspekte einer rezeptionsorientierten Konzeption. Tübingen: Stauffenburg 1993. (= Stauffenburg-Colloquium 28.) S. 12.

¹¹⁶ vgl.: Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 3.

¹¹⁷ Weiß, Wolfgang: Satirische Dialogizität und satirische Intertextualität, S. 244 ff.

¹¹⁸ siehe Kap. 1.2.2.1.

¹¹⁹ vgl.: Lindner: Integrationsformen der Intertextualität, S. 133.

¹²⁰ Siehe Pfisters Kriterienmodell, Kap. 2.2.

¹²¹ vgl.: Pfister :Konzepte der Intertextualität, S. 30.

Die Romantik negiert Intertextualität hingegen, sie pocht auf die Originalität der einzelnen Werke.¹²² Zwei Elemente der Romantik liefen Laurence Lerner zufolge einer intertextuellen Poetik zuwider.¹²³ Das sei erstens die Idee der „wahr[e] Stimme des Gefühls“¹²⁴, des Subjektivismus, der Überzeugung wahre Dichtung käme aus dem Innersten des genialen Dichters und zweitens die romantische Abneigung gegen bildungsbürgerliche Zitatklitterung, der Natürlichkeit und Unmittelbarkeit gegenübergestellt wurde.

In der Postmoderne wiederum wird Intertextualität radikalisiert. Es entsteht ein Wechselspiel zwischen Literaturtheorie und literarischer Strömung, der poststrukturalistischen Auffassung des „texte general“ und der postmodernen literarischen Praxis.¹²⁵ Texte werden tatsächlich zu „Mosaiken aus Zitaten“¹²⁶, zu beliebig zusammengestückelten Zitat-Teppichen. Vor allem angesichts postmodernistischer Literatur wird dabei die Bedeutung der Opposition von Wirklichkeits- und Fiktionsbezug bzw. Sprachbezug für die Intertextualitätstheorie deutlich.¹²⁷

Die Postmoderne, ein Schlagwort, das viele entsprechende Handbücher übrigens gar nicht führen,¹²⁸ wird im Großen und Ganzen in der 2. Hälfte bzw. dem letzten Drittel

Eine ausführliche Darlegung dieser Kriterien findet sich in Kapitel 2.2.

¹²² Broich, Ulrich: Formen der Markierung von Intertextualität. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 47.

¹²³ vgl.: Lerner, Laurence: Romantik, Realismus und negierte Intertextualität. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 283.

¹²⁴ ebd.: S. 284.

¹²⁵ a) ... bzw. wurden umgekehrt die Poststrukturalisten in ihrer Theorie von postmodernen Literaten beeinflusst.

Broich, Ulrich: Intertextualität. In: Fricke, Harald (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte Bd. 2, H-O. Berlin; New York: de Gruyter 2000. S. 178.

b) Hierin liegt ein gewisses Dilemma. Wenn nämlich ohnehin jeder Text bloß Mosaik aus Zitaten wäre und im Universum der Texte gänzlich aufginge, dann könnte doch Literatur gar nicht mehr in eine solche Richtung getrieben werden, was die entsprechenden Autoren ja versuchen. Dadurch bekennen sie sich nämlich implizit zu einer Differenz zwischen ihrer sinnentleerten und konventioneller Literatur. Es ergibt sich hiermit eine argumentative Lücke: Wenn dezidiert alle Texte ein Text wären, wäre ein radikaler Bruch mit literarischen Konventionen, wie sie manche postmoderne Literatur anstrebt – d.h. Sinnentleerung, Negation einer Autorintention, Negation des Subjektes, Negation von Innovation etc. – obsolet. In eine ähnliche Richtung geht Schulte-Middelichs Einwand.

¹²⁶ Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman, S. 337.

¹²⁷ vgl.: Plett, Heinrich F.: Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 90.

¹²⁸ vgl.: Homscheid: Interkontextualität, S. 19.

des 20. Jahrhunderts¹²⁹ verortet, wo eine Zunahme an Kommunikation bzw. Versprachlichung¹³⁰ zu konstatieren ist, sei es aufgrund technischer Neuerungen, sei es aufgrund – im weiteren Sinn – wissenschaftlicher Durchdringung und damit auch sprachlicher Beschreibung der Welt¹³¹ oder aber gesellschaftlicher Entwicklungen, wie einer zunehmenden Demokratisierung und damit zusammenhängend einer breiteren Antizipation an öffentlichen Diskursen. Dies habe laut Joseph C. Schöpp eine „rapide Inflationierung“¹³² der Sprache zur Folge, da Sprecher auf immer mehr Besprochenes stießen und immer mehr reproduzierten. In einer radikalisierten Sichtweise bedeutet das, dass alles schon besprochen worden, dass jede getane Aussage schon davor vielfach getan worden sei. Laut der „dekonstruktivistischen These des *re-writing*“¹³³ ist Geschriebenes nunmehr meistens oder gar immer Klischee, es kommt zu einer Erosion der Einbildungskraft, ein Entkommen aus diesem „Wiederholungszwang“¹³⁴ sei – wenn überhaupt – nur noch über die Parodie, die Überhöhung, möglich, die ihrerseits ja doch wieder äußerst intensiv auf ihre Herkunft, auf das durch sie entstellte und zuvor also schon existente Material aufmerksam mache.¹³⁵ Dies bedeutet eine inzestuöse Beziehung von Text und Objekt. Material ist nun nämlich nicht etwa außersprachliche Wirklichkeit, sondern wiederum Literatur, wiederum sprachlich, der postmoderne Schriftsteller befindet sich im „Gefängnis der Sprache“¹³⁶. Das Endstadium dieser semantischen Erosion bildet die absolute Sinnentleerung, die „Selbstrepräsentativität des Zeichens“¹³⁷.

¹²⁹ Wie bei jeder Periodisierung gibt es auch bei jener der Postmoderne viele Ansätze. Während der Begriff schon 1917 erstmals nachweislich verwendet wird, hat er vor allem seit den 80er Jahren Konjunktur (Meier, Stephan: Postmoderne. In: Ritter, Joachim (u.a.) (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 7: P-Q. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2004. Sp. 1141, 1142). Plausibel ist es auch den Beginn der Postmoderne in den späten 60ern anzusiedeln, also zur Zeit des Aufkommens der Pop-Kultur. (HWP: Sp. 1142, 1143). Passender Weise fällt ja auch Kristevas Bachtin-Aufsatz und damit der Übergang zum Poststrukturalismus in diese Zeit. Natürlich haftet aber auch der Sprachkritik des frühen 20. Jahrhunderts (Chandos-Brief; Wittgenstein etc.) oder den Zwischenkriegsromanen etwa von Joyce, Musil oder Döblin etwas Postmodernes an, wobei Modernismus und Postmodernismus nicht immer klar zu trennen sind. Grundsätzlich wird die Postmoderne im Rahmen dieser Arbeit aber in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts angesiedelt.

¹³⁰ Der Terminus der „Versprachlichung“ ist hier nicht unproblematisch, weil er suggeriert, dass wenn ein Objekt sprachlich benannt oder beschrieben wird, dieses etwas seiner Eigenart zugunsten der Sprache verlöre. Er vermittelt, dass Sprache Wirklichkeit gewissermaßen aufzehre. Dies mag poststrukturalistischen Vorstellungen partiell durchaus entsprechen, ob dem nun so ist, soll hier allerdings nicht bewertet werden.

¹³¹ vgl.: Schöpp, Joseph C.: Intertextualität in Donald Barthelmes *The Dead Father*. S. 335.

¹³² ebd.: S. 335.

¹³³ Lindner: Integrationsformen der Intertextualität, S. 132.

¹³⁴ Schöpp: Intertextualität/Donald Barthelme, S. 335.

¹³⁵ vgl.: Schöpp: Intertextualität/Donald Barthelme, S. 335, 336.

¹³⁶ Jameson: *The Prison-House of Language*. 230 S.

¹³⁷ vgl.: Plett: Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik, S. 90.

Poststrukturalistische Sprachphilosophie und Postmoderne Literaturphilosophie und also literarische Praxis sind eng miteinander verknüpft.¹³⁸ Hand in Hand mit der Theorie, die besagt, es gebe nur Textualität, nur Sprache, nur Wörter und es stehe dem keine Wirklichkeit gegenüber, geht also eine Praxis, die konkreten Wirklichkeitsbezug sowie Sinnkonstitution aus ihrer Literatur verbannt.¹³⁹ Heinrich F. Pletts Feststellung geht in eine ähnliche Richtung:

So betrachtet, signalisiert die modernistische und postmoderne Mode des literarischen Zitats eine Flucht aus der Realität der Dinge hinein in die Scheinwelt der Wörter. Der extreme Standpunkt einer „Selbstrepräsentativität des Wortes“ ist Ausdruck einer ästhetizistischen Geisteshaltung, die auch manche der dekonstruktivistischen Kritiker beherrscht.¹⁴⁰

In letzter Konsequenz ist absolute Intertextualität also das Schicksal postmoderner Schriftstellerei.¹⁴¹ Das Zweifeln an der Möglichkeit künstlerischer Innovation ist in der Postmoderne zwar weit verbreitet, keinesfalls aber ein Novum. Der Hinweis auf Kafka oder den Dadaismus ist schnell zur Hand, doch schon im alten Ägypten klagte man über die Schwierigkeiten noch Neues zu schreiben.¹⁴²

In die Art und Weise wie Intertextualität praktiziert wird, schreiben sich – oft zeittypische – philosophische wie ästhetische, ideologische wie politische Auffassungen ein.

1.2.6.2. Funktionsorientierte Terminologie

Bachtins Begriff der Dialogizität leistete der Politisierung von Sprach- und Wissenschaftstheorie Vorschub. Es folgt eine Textstelle Bachtins, die für die wertende, ja kämpferische Haltung seines Dialogismus charakteristisch ist und übrigens im Kontext des Gattungsdiskurses im stalinistischen Russland der Zwischenkriegszeit zu sehen ist:¹⁴³

¹³⁸ vgl.: Schöpp: Intertextualität/Donald Barthelme, S. 334.

¹³⁹ vgl.: Plett: Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik, S. 90.

¹⁴⁰ ebd.: S. 90.

¹⁴¹ In diesem Zusammenhang drängt sich ein Abgleich von Poststrukturalismus bzw. Postmoderne und New Historicism auf. Auch dieser sieht zumindest Geschichte als Text, da diese ja nur textlich überliefert werden könne. In ähnlicher Weise geht es also darum auf Konstrukte aufmerksam zu machen. Einen solchen Zusammenhang stellt etwa Montrose her:

vgl.: Montrose, Louis: New Historicisms. In: Greenblatt, Stephen und Giles Gunn: Redrawing the Boundaries. The Transformation of English and American Literary Studies. New York: MLA 1992. S. 410.

¹⁴² vgl.: Homscheid: Interkontextualität, S. 14-15.

¹⁴³ vgl.: Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 2.

[...] es gilt, gegen oder für alte literarische Formen zu kämpfen, sie zu benutzen und zu kombinieren, ihr Widerstand ist zu überwinden oder in ihnen ist Unterstützung zu suchen.¹⁴⁴

Innerhalb der Intertextualitätstheorie erhielt sich der Dialogismus vor allem in funktionsorientierten Modellen und ist in der Debatte von Anfang an bis hinauf zu Broich und Pfister zentral, wo er sich im „Dialogizitätskriterium“¹⁴⁵ wiederfindet. Intensivere Dialogizität entstehe laut Pfister durch größere semantische und ideologische Spannung zwischen Prä- und Folgetext.¹⁴⁶ Ob nun Grivel von „Repetition vs. Differenz“¹⁴⁷, Genette von „valorisation“ und „devalorisation“¹⁴⁸ spricht, Tegtmeier in seinem bewusst knapp gehaltenen, vierteiligen modellhaften Entwurf als einen Unterpunkt die „Bewertung des Referenztextes im zu interpretierenden Text“¹⁴⁹ anführt oder Schulte-Middelich in „kritische“ und „affirmative Wirkungsstrategie“ einteilt¹⁵⁰, scheint jedenfalls die Werthaltung des Folgetextes dem Prätext gegenüber ein zentraler Untersuchungsgegenstand funktionsorientierter intertextueller Forschung zu sein. Auch Schulte-Middelich sieht darin eine weitere in Bachtins Theorie schon angelegte Binarität und kritisiert diesen Fokus auf die Bewertung des Prätextes.¹⁵¹ Zustimmung erhält er dabei von Jörg Helbig:

Berechtigte Kritik übt Schulte-Middelich vor allem an einer Tendenz in der bisherigen Forschung, das Funktionspotential von Intertextualität auf die Dichotomie ‚Affirmation‘ vs. ‚Destruktion‘ der Vorgaben des Referenztextes zu reduzieren [...]¹⁵²

Der Poststrukturalismus, als dessen Vertreter Grivel gelten darf, tappt diesbezüglich in ein Dilemma:¹⁵³ Die Möglichkeit einer der Wiederholung gegenüberstehenden

¹⁴⁴ Bachtin: Die Ästhetik des Wortes, S. 120.

¹⁴⁵ Siehe Kap. 2.2.

¹⁴⁶ Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 29.

¹⁴⁷ Grivel, Charles: Zitiert bei: Schulte-Middelich: Funktionen intertextueller Textkonstitution, S. 203.

¹⁴⁸ Genette, Gérard: Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993. S. 393 ff.

¹⁴⁹ Tegtmeier: Der Begriff der Intertextualität und seine Fassungen, S. 79.

¹⁵⁰ Schulte-Middelich: Funktionen intertextueller Textkonstitution, S. 215.

¹⁵¹ vgl.: Schulte-Middelich: Funktionen intertextueller Textkonstitution, S. 198 ff.

Bachtin schimmert also oft durch, die Intertextualitätsforschung ist selbst sehr „palimpsestisch“. So sieht das wohl auch Lachmann: „Die terminologischen und konzeptuellen Spuren überlagern einander [in der Intertextualitätsdebatte] und vermischen sich: [...]“

Lachmann, Renate: Ebenen der Intertextualität. In: Stierle, Karlheinz und Rainer Warning (Hg.): Das Gespräch. München: Fink 1984. (= Poetik und Hermeneutik 11.) S. 133.

¹⁵² Helbig, Jörg: Intertextualität und Markierung. Untersuchungen zur Systematik und Funktion der Signalisierung von Intertextualität. Heidelberg: Winter 1996. (= Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 3/141.) S. 143.

¹⁵³ vgl.: Schulte-Middelich: Funktionen intertextueller Textkonstitution, S. 202 ff.

Differenz steht im Widerspruch zum Postulat einer grundsätzlich innovationsuntauglichen Literatur sowie der Idee der gleichberechtigten koexistierenden Stimmen.¹⁵⁴ Schulte-Middelich schreibt hierzu:

Das „Aufbrechen aller Regeln“ im Poststrukturalismus setzt die frühere Existenz und die zumindest temporäre Geltung eben dieser Regeln voraus. Eine solche Standortbestimmung müßte aber zwangsläufig zur Einsicht in historische Entwicklungsprozesse [!] und insofern zur Konfrontation mit der eigenen historischen Bedingtheit führen.¹⁵⁵

Allerdings bergen intertextuelle Verfahren das Potential dazu, allein schon weil eben nicht nur das „Eigene“, der Folgetext, sondern eben auch das „Fremde“, der Prätext, in die Konzeption des Textes einfließt, fremde Stimmen potenziell als berücksichtigungswert erachtet werden, grundsätzlich mehr Stimmen „mitreden dürfen“. Eine höhere Dichte an intertextuellen Bezügen bedeutet aber nicht per se höhere Dialogizität oder Pluralität, macht einen literarischen Text nicht automatisch subversiver. Es bleibt offen, wie sehr monologisch reproduziert, tradiert, bestätigt und wie sehr dialogisch relativiert, hinterfragt wird. Dialogizität¹⁵⁶ ist also nicht gleichbedeutend mit Intertextualität, Intertextualität ist noch nicht einmal immer dialogisch. Ein konkretes Beispiel liefert etwa Monika Lindner anhand von Ronsands *Sonett 60* aus *Les amours de Cassandre*, das eindeutig auf ein Gedicht Bombos zurückgeht. Es gäbe zwar Differenz zwischen den Texten, allerdings in einem „aemulativ-überbietendem Sinne“. Obwohl also hier kaum Dialogizität besteht, sei der Text als „hochgradig intertextuell“ einzustufen.¹⁵⁷

Das Begriffspaar Monologizität und Dialogizität sowie Textstellen wie die oben angeführte beeinflussten die Diskussion um die Funktionen intertextueller Verfahren in Richtung einer Akzentuierung der Wertfrage: Fortführung oder Widerspruch, Reproduktion oder Innovation sind quer durch die Intertextualitätsdiskussion zentrale Begriffspaare. Die teilweise eingeräumte Möglichkeit einer „neutralen Position“¹⁵⁸ mildert diesen Umstand nur leicht ab, da sich auch diese Kategorisierungsmöglichkeit auf einer grundsätzlich auf die Wertungsfrage ausgerichteten Skala befindet. Obwohl dieser Mangel von Schulte-Middelich

¹⁵⁴ siehe Kap. 1.2.4.

¹⁵⁵ Schulte-Middelich: Funktionen intertextueller Textkonstitution, S. 205.

¹⁵⁶ Zum hier verwendeten Dialogizitätsbegriff siehe: Intensitätskriterien: Dialogizität (Kap. 2.2.).

¹⁵⁷ vgl.: Lindner: Integrationsformen der Intertextualität, S. 129, 130.

¹⁵⁸ vgl.: Schulte-Middelich: Funktionen intertextueller Textkonstitution, S. 215.

konstatiert wird, wird er auch in *IFFA* nicht systematisch behoben. Monika Lindner skizziert etwa folgende Skala der Funktionen:

Gleichwohl ist an allen Beispieltexen deutlich geworden, dass die Frage, was Autoren mit den verschiedensten Rückgriffen auf vorangegangene Texte bezwecken wollen, zentral ist [...] Die in diesem Beitrag verwendeten Beispieltexen decken eine Skala von möglichen ‚Text-Intentionen‘ ab, die von imitatorischer aemulatio über spielerische, oft ironisierende Rückgriffe auf Prätexte bis zur kritischen, teils auch aggressiven Distanzierung vom Prätext reicht.¹⁵⁹

Dass eine solche Fokussierung auf wertende Aspekte dem breiten Feld intertextueller Funktionen nicht ganz gerecht wird, (wobei vollkommen hinreichende Modelle natürlich auch nicht möglich sind), wird sich anhand der Untersuchung des Naturmotivs in Peter Henischs *Heimkehr mit Heine* zeigen. Hier handelt es sich nämlich um intertextuelle Differenz, die nicht auf einer Bewertung des Prätextes, sondern auf einem veränderten Wirklichkeitskontext beruht, einem Aspekt, dem im Vergleich zu Fragen nach der Bewertung des Prätextes m. E. zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet wird. (Kap. 7.5.).

1.2.7. Resümee

Strukturen (und also auch Texte) entstehen laut Kristevas Bachtininterpretation erst durch ihren Bezug auf andere Strukturen. Dies bewirkt die Dynamisierung des zuvor sehr statischen und enggefassten strukturalistischen Textbegriffes. Ein Text ist nunmehr keine absolute und abgeschlossene Größe, sondern entsteht erst in seiner Relation zu anderen Texten. Darin ist aber zweitens die Negierung der grundsätzlich möglichen Eigenständigkeit von Texten schon angelegt. Das bedeutet die absolute Relativierung, die Negierung eines Eigenwertes des Textes und – da ja die Bezugspunkte wiederum Texte bzw. Strukturen und diese ihrerseits ebenso relativ und ohne selbstständigen Wert sind – seine schlussendliche Auflösung.¹⁶⁰ Die Zersetzung des Textbegriffes dringt schließlich hinunter bis auf die Ebene des Zeichens, das auf den Signifikanten reduziert wird. Überflüssig zu erwähnen, dass dabei schon kräftig am Grabe des Autors geschaufelt wird, eine Maßnahme, über deren Berechtigung die Meinungen auseinander gehen.

¹⁵⁹ Lindner: Integrationsformen der Intertextualität, S. 133.

¹⁶⁰ vgl.: Tegtmeier: Der Begriff der Intertextualität und seine Fassungen, S. 78.

Es ist somit einerseits nicht klar, was denn dann ein Text und schon gar nicht, was Intertextualität noch sein könnte. Der Intertextualitätsbegriff war also zu seiner Geburt schon unscharf, war überdies ideologisch aufgeladen, brachte die Vorzüge eines systematischen Begriffs eben nicht mit sich, weshalb die kontroverse Diskussion um ihn nicht weiter verwunderlich ist. Wie immer man die philosophische Komponente von Kristevas Intertextualitätsbegriff bzw. Textbegriff beurteilen mag – für konkrete Textanalysen ist er jedenfalls äußerst ungeeignet.

Der Intertextualitätsbegriff ist bei Kristeva und den Poststrukturalisten eher in einem philosophischen als in einem textanalytischen Kontext zu sehen, auch wenn Kristeva in ihrem Essay explizit versucht anwendbare Verfahren zu entwerfen. So schreibt Bernd Stiegler, die Gruppe des *Tel Quel* habe „[...] eine allgemeine Texttheorie, die zugleich literatur- und kulturkritische Ziele verfolgt [, entwickelt].“¹⁶¹ Ähnlich sieht das wohl Pfister, wenn er schreibt, das poststrukturalistische Modell sei von „größerer literaturtheoretischer Tragweite“¹⁶² als Modelle, die enger gefasste Textkonzepte zur Grundlage haben. Dieses Umstands muss man sich bewusst sein, will man mit dem Intertextualitätsbegriff operieren.

Die Universalität ihres Intertextualitätsbegriffs ist nicht vereinbar mit Bachtins Theorie, die die Dialogizität als Eigenschaft bestimmter literarischer Texte (Dostojewski, Rabelais etc.) begreift. Auf diese Unvereinbarkeit wurde in der Forschung vielfach hingewiesen.¹⁶³ In der Dialogizität bzw. der Polyphonie will Kristeva eine Auflösung konkurrierender Haltungen sehen. Es gebe nunmehr weder These noch Antithese noch deren Zusammenführung in der Synthese. Dies sei hierarchisierend und also – als wären Denkschemata ident mit Gesellschaften – abzulehnen. Kristeva stellt der hierarchisierenden aristotelischen Logik wie dem indogermanischen Satz die fernöstliche, unhierarchische Yin-Yang-Opposition positiv gegenüber.¹⁶⁴ Dieser philosophische, ja politisch-ideologische Ansatz hängt wiederum mit Bachtins Theorien und deren Entstehungskontext zusammen.

Die Einbeziehung der bachtin'schen Dialogizitätstheorie in die Intertextualitätstheorie ist aber durchaus naheliegend und sinnvoll – schließlich bilden Referenzen eines Textes auf einen anderen – und schließlich eines Autors auf einen anderen – durchaus Dialoge. Allerdings sind die Funktionen intertextueller

¹⁶¹ Stiegler: Einleitung zu: VIII. Intertextualität, S. 327.

¹⁶² Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 25.

¹⁶³ vgl. u.a.: Tegmeyer: Der Begriff der Intertextualität und seine Fassungen, S. 52.

¹⁶⁴ vgl.: Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman, S. 343.

Verfahren mannigfaltig. Nicht immer geht es um pluralistische Stimmenvielfalt, sondern auch etwa um idealistische Reproduktion.¹⁶⁵ Jedenfalls ist die Betrachtung von Intertextualität (durch die Wissenschaft) als auch ihr Vollzug (durch die literarische Praxis) vor dem Hintergrund unterschiedlicher ideologischer und philosophischer Prämissen zu sehen.¹⁶⁶

Dialogizität ist also nicht Intertextualität schlechthin, sowie Intertextualität auch nur potenziell, nicht grundsätzlich dialogisch oder subversiv ist. Intertextualität wurde in unterschiedlichen Epochen teils sehr bewusst und auf Basis gewisser Axiome praktiziert. Und die Intention dahinter war nicht immer der Aufruhr. Wie das folgende Kapitel zeigt, ist Intertextualität nicht immer antielitistisch, oder gar „antibürgerlich“, sondern im Gegenteil, oft elitäristisch: Man braucht nur an bildungsbürgerliche Normen zu denken, die übermäßige Zitanwendung herbeiführen, Texte nur einem Kreis der Gelehrten zugänglich machen. Hier inkludiert Intertextualität nicht, sie exkludiert. Stichwörter wie der „poetus doctus“, Literatur-Snobismus oder Bildungsphilisterei spielen in diesem Zusammenhang und dem nächsten Kapitel eine Rolle.

¹⁶⁵ vgl. u.a.: Plett: Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik, S. 78 ff.

¹⁶⁶ Eine Herausforderung, die sich an dieser Stelle auftut, ist die Auseinandersetzung mit dem Wechselverhältnis von Literatur (bzw. Sprache) und Wirklichkeit. Schließlich war das Intertextualitätsmodell des Poststrukturalismus mitunter Reaktion auf die allzu strenge Textimmanenz des Strukturalismus und der daraus resultierenden Vernachlässigung historischer Aspekte. (Heinemann, Wolfgang: Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht, S. 22.)

Aus der Haltung, einerseits eine Berücksichtigung der Wechselwirkung von Literatur und Wirklichkeit zu fordern und andererseits außersprachliche Wirklichkeit zu negieren, ergibt sich ein Paradoxon des Poststrukturalismus, das in dieser Arbeit einige Male thematisiert werden wird.

1.3. Die Intertextualitätsforschung vor dem Intertextualitätsbegriff

Zwischentextliche Bezüge werden hergestellt und reflektiert, seitdem es Texte gibt. Die Tatsache, dass ein neuer Begriff dieses weite Feld unter sich subsumiert, darf darüber nicht hinwegtäuschen. Um zeigen zu können, worin aber seine Berechtigung besteht, sei nun der noch ohne den Begriff operierende Herman Meyer herangezogen. Es wird deutlich werden, dass hier schon sehr ähnliche Überlegungen angestellt wurden.

1.3.1. Herman Meyers Zitatforschung

So sind auch bei Meyer Oppositionspaare wie Wirklichkeit-Fiktion oder Reproduktion-Innovation und daran knüpfend Heterogenität-Homogenität (wie etwa am Beispiel des Romans) teils explizit teils implizit zentrale Elemente.

Meyer reflektiert die weltanschaulichen Implikationen der Zitanwendung. Er stellt fest, man könne hinsichtlich der Zitanwendung eines Autors erforschen, „welche Schlüsse sich hieraus hinsichtlich seines Geschmacks, seiner Bildung und seiner weltanschaulichen Einstellung ziehen lassen.“¹⁶⁷ Das betrifft in Meyers Forschungsarbeit nicht nur einen rein inhaltlichen Bereich – das heißt, dass lediglich von der Weltanschauung des zitierten Textes auf jene des zitierenden Textes geschlossen würde – sondern auch die Art und Weise der Zitanwendung. Meyer untersucht Zitate als „Strukturelemente“¹⁶⁸, auch jenseits ihrer jeweiligen Semantik. So verwende der gebildete Don Quijote bei Cervantes das literarische Zitat, der nicht gebildete Sancho Panza hingegen das oral tradierte Sprichwort bevorzugt.¹⁶⁹ Auch bei Fontane würde die Zitanwendung der Romanfiguren zum einen zum Zweck ihrer Charakterisierung¹⁷⁰ sowie der realistischen Darlegung ihres soziokulturellen Kontextes, zum anderen in einer Art „doppelten Ironie“ als Kritik des Autors an Bildungsphilisterei instrumentalisiert. Nicht die Prätextwahl der Figuren liegt hier im Brennpunkt von Meyers Interesse, sondern die Art des Zitierens. Hier erkennt Meyer Intertextualität als autoreflexiv¹⁷¹: Dadurch, dass Zitate in die Figurenrede einfließen,

¹⁶⁷ Meyer: Das Zitat in der Erzählkunst, S. 10.

¹⁶⁸ ebd.: S. 9.

¹⁶⁹ vgl.: ebd.: S. 68.

¹⁷⁰ vgl.: ebd.: S. 161.

¹⁷¹ Zum Kriterium der Autoreflexivität: siehe Kap. 2.2.

sind diese Fremdelemente einerseits Teil des inneren Kommunikationssystems, können von der Erzählerinstanz aber andererseits im – nun also metaperspektivischen – äußeren Kommunikationssystem¹⁷² implizit bewertet werden – etwa durch ironisierende Darstellung der jeweiligen Figur.¹⁷³ Weiterführend beinhaltet das eine allgemeine Reflektion über das Phänomen des Zitierens und also der Intertextualität.¹⁷⁴ Der Hinweis Meyers auf Fontanes „Bildungskritik“, die er mit Nietzsches Terminus „Bildungsphilisterei“ kurzschließt und die sich etwa im Zitierverhalten seiner Figuren manifestiert,¹⁷⁵ rührt offensichtlich an manche Fragestellung der Intertextualitätsdebatte. Den Zusammenhang von Zitierverhalten und sozialem Verhalten, von Zitaten und Prestige, oder wie immer man den Komplex zusammenfassen möchte, durch die Brille der Intertextualitätstheorie zu betrachten, wäre die Aufgabe einer weiteren Arbeit. Hier ist Intertextualität also keineswegs subversiv, karnevalistisch oder dergleichen, sondern im Gegenteil elitäristisch: Zitieren ist snobistische soziale Norm des Bildungsbürgertums. Darauf wird bei Hoffmann noch einmal zurück zu kommen sein.

Bezeichnender Weise betreibt Meyer seine Zitat-Forschung auf dem Feld des Romans. Der Roman scheint also auch vor jeglicher westeuropäischen Bachtin-Rezeption Brennpunkt intertextualitätstheoretischen Interesses gewesen zu sein. Die Bedeutung intertextueller Verfahren im Kontext der Entwicklung des (modernen) Romans und die außerliterarischen Implikationen dessen werden hierbei sehr ähnlich eingeschätzt wie wenig später in der Bachtin-Rezeption der Poststrukturalisten: In seiner mitunter auf romantypischer Zitanwendung basierenden inneren Heterogenität manifestiere sich im Roman die zunehmende Polyphonie neuzeitlicher Gesellschaften:

¹⁷² Zum inneren und äußeren Kommunikationssystem siehe Broich: Formen der Markierung von Intertextualität, S. 139, 140. Siehe auch: Kap. 2.5.

¹⁷³ vgl.: Meyer: Das Zitat in der Erzählkunst, S. 161.

¹⁷⁴ Da es sich bei den hier angesprochenen Zitaten um Zitate in der Alltags-Konversation handelt, haben sie an sich keinen Textcharakter, wie er in Kap. 3.1. für diese Arbeit definiert wird. Da aber diese Zitate dennoch meist Verbalisierungen von Textstellen darstellen und andererseits dann tatsächlich in Fontanes Roman manifest, schriftlich zu Tage treten, ist die Intertextualitätstheorie hier durchaus am Platz.

¹⁷⁵ vgl.: Meyer: Das Zitat in der Erzählkunst, S. 173.

Der zentralen und anfänglichen Vision des Dichters schließt fremder Stoff sich an, die ganze Fülle empirischer Wirklichkeit, zu der nicht nur der Bereich der äußeren Gegebenheiten, sondern auch die Vielfalt überlieferter Bildungsinhalte gehört. Der Roman ist somit eine vielheitliche Ganzheit, aus Vielheitlichkeiten entstanden, [...] seine Entstehung ist in hohem Maße ein Prozeß der Integration heterogener Elemente. Nun ist das literarische Zitat ein Element, dem die Heterogenität deutlicher an der Stirn geschrieben steht als jedem andern: ist es doch ein Stück vorgeprägtes, nämlich schon von einem anderen Autor gemünztes Sprachgut.¹⁷⁶

Und überhaupt reflektiert Meyer Intertextualität (freilich ohne sie so zu nennen) im Zusammenhang mit der Entwicklung von literarischen Gattungen bzw. Strömungen. In *IFFA* beschäftigt sich vor allem Ulrich Suerbaum mit diesem Thema.¹⁷⁷ Am Beispiel Wielands erläutert Meyer die Entwicklung der komischen Erzählkunst¹⁷⁸ im deutschsprachigen Raum im 18. Jahrhundert, die von Bezügen auf englische, spanische und französische Romane (Sterne, Cervantes, Rabelais) abhängig gewesen sei.¹⁷⁹ Zum Wechselverhältnis „Zitat-literarische Strömung“ spannt Meyer einen Bogen über mehrere Kapitel und landet bei E.T.A Hoffmann, der vor dem umgekehrten Problem Wielands gestanden sei: Hatte Wieland der deutschsprachigen Einflussgeber zu wenige, so waren es in der Romantik und der geänderten „dichtungssoziologischen Situation“¹⁸⁰ zu viele bzw. zu dominante. Damit sind natürlich einerseits die Protagonisten der Weimarer Klassik, aber auch der durch die Übersetzungen von Tieck und Schlegel leichter greifbar gewordene Shakespeare gemeint.¹⁸¹ Dieses „umfangreiche Reservoir“¹⁸² an Zitaten habe seine Kehrseite – die Zitate seien bei Hoffmann teilweise beliebig und formelhaft eingestreut.¹⁸³ Dies rührt nun etwa an den von postmodernen Literaten beklagten Fluch epigonalen Literatur.

Ein weiteres augenfälliges und sich daran knüpfendes Beispiel für Kontinuitäten über die Zäsur des Intertextualitätsbegriffs hinweg ist der Umgang mit dem

¹⁷⁶ Meyer: Das Zitat in der Erzählkunst, S. 12.

¹⁷⁷ Suerbaum, Ulrich: Intertextualität und Gattung: Beispielreihen und Hypothesen. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 58-77.

¹⁷⁸ Das komische Epos (mock heroic) ist im Übrigen des Öfteren Gegenstand intertextueller Untersuchungen. Siehe hierzu:

Weiß: Satirische Dialogizität und satirische Intertextualität, S. 244-278.

Broich: Intertextualität in Fieldings Joseph Andrews. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 270 ff.

¹⁷⁹ vgl.: Meyer: Das Zitat in der Erzählkunst, S. 89 ff.

¹⁸⁰ ebd.: S. 117.

¹⁸¹ ebd.: S. 117.

¹⁸² ebd.: S. 117.

¹⁸³ vgl.: ebd.: S. 116-118.

Fragenkomplex von Text- und Wirklichkeitsreferenz. So macht Meyer eine in Hoffmanns *Kater Murr* etablierte Dualität vom „Künstler“ und vom „(Spieß)bürger“ am Zitierverhalten der, die jeweilige Seite repräsentierenden Figuren fest. Während etwa „Geister wie Kreisler“ sparsam mit Zitaten umgingen und sich die Literatur als echte Lebensstütze erhielten, strotzte die Sprache des Katers Murr vor Zitaten und Redewendungen. Dieses inflationäre Zitierverhalten sei somit Sinnbild für die durch das Bildungsbürgertum banalisierte Literatur einerseits und für eine Überfrachtung der Wirklichkeit mit Fiktion andererseits: Indem nämlich der Kater seine banale Wirklichkeit mit „großer Literatur“, mit pathetischen Wendungen beschreibt, versucht er sie gleichsam zu entbanalisieren.¹⁸⁴ Die Gefahr, das Leben in einer literarisierten Welt als Romanplot aufzufassen, wurde bekanntermaßen im postmodernen Kontext später ebenso reflektiert. Wie erwähnt tappte Hoffmann allerdings selbst in die Falle der „Literatürlichkeit“, da auch er allzu oft beliebig mit literarischen Bezügen umgehe.¹⁸⁵ Im größeren Stile trete dieses Problem allerdings bei Immermann auf, in dessen Münchhausen die epigonale Last etwa eines Wilhelm Meister noch erdrückender wäre. Auch Immermann reflektiere zwar dieses Problem seiner Epoche und thematisiere es auch und beherrsche die „Vis comica“¹⁸⁶ grundsätzlich sogar, könne es aber dennoch nicht lösen, verwende selbst weitgehend entleerte Topoi¹⁸⁷ und betreibe „Zitatklitterung“.¹⁸⁸ Schon vor der Postmoderne, ja sogar der Moderne erfüllt Literatur damit Pfisters Autoreflexivitätskriterium. (siehe Kap. 2.2.) Wie die Forschung nach *Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman* sieht Meyer diese Frage des Zitierverhaltens dabei nicht frei von ideologischen oder zumindest (kunst)philosophischen Implikationen:

Es lässt sich nicht leugnen, dass dem literarischen Zitat, als Bezugnahme und Anspielung von Buch auf Buch, von Literatur auf Literatur, etwas Mittelbares und Abgeleitetes anhaftet, das sich mit irgendeiner idealen Vorstellung von schöpferischer Spontaneität und dichterischer Ursprünglichkeit nur schwer in Einklang bringen lässt.¹⁸⁹

So sei etwa Wielands *Der goldene Spiegel* mit Rilke gesprochen „literatürlich“ und also „mehr von der Literatur als vom Leben genährt“¹⁹⁰. Das rührt an das von den

¹⁸⁴ vgl.: ebd.: S. 123.

¹⁸⁵ vgl.: ebd.: S. 125.

¹⁸⁶ vgl.: ebd.: S. 142.

¹⁸⁷ vgl.: ebd.: S. 135, 136.

¹⁸⁸ vgl.: ebd.: S. 144 ff.

¹⁸⁹ ebd.: S. 89, 90.

¹⁹⁰ ebd.: S. 90.

postmodernen Autoren konstatierte Dilemma des „Gefängnisses der Sprache“¹⁹¹. Allerdings sehen diese eben keine Alternative zum Literaturbezug, während Meyer wirklichkeitsreferenzielle „lebensmächtige“ Literatur solcher Literatur, die sich aufgrund unbedachter und inflationärer Zitatwendung durch den Bezug auf andere Texte, stereotype Plots oder klischeehafte Formeln erschöpft, positiv gegenüberstellt.¹⁹²

Die Untersuchung von Meyers Monografie macht deutlich, dass die Intertextualitätsdebatte sich keineswegs von vorangegangenen Forschungsströmungen löst, sondern deren Fortführung darstellt – wie etwa an Zitat- oder Einflussforschung zu sehen ist. Hierbei ist allerdings zu relativieren: Wie Rudolf Helmstetter feststellt, ist vor dem „intertextualitätstheoretischen Paradigmenwechsel“ nicht von einer derart ambitionierten Zitatforschung zu sprechen: Meyer stelle hierbei einen weniger Einzelfälle dar, die „das Zitieren [...] als originäres literarisches Verfahren erkannt“ hätten.¹⁹³ Meyers fortschrittlicher strukturanalytischer Ansatz, zu untersuchen, „was das literarische Zitat [...] als Strukturelement leistet“¹⁹⁴, ist vor der Intertextualitätsforschung also keine Selbstverständlichkeit. Genauer herauszuarbeiten, inwiefern der Intertextualitätsbegriff zu einem einerseits umfassenderen, andererseits differenzierteren Blick auf „Text-Text-Beziehungen“¹⁹⁵ beigetragen hat, ist mitunter Ziel dieser Arbeit.

1.3.2. Historische und systematische Begriffe¹⁹⁶

Nun wurde der Begriff der Intertextualität und damit einer, der zwischentextliche Bezüge global erfasst, erst tief im 20. Jahrhundert entwickelt. Allerdings gab es „zum Teil bereits in der Antike Begriffe zur Bezeichnung einzelner Formen von Intertextualität“¹⁹⁷, gab es also schon lange historische Begriffe für das Phänomen.¹⁹⁸

¹⁹¹ Jameson: *Prison-House of Language*, 230 S.

¹⁹² vgl.: Meyer: *Das Zitat in der Erzählkunst*, S. 90.

¹⁹³ vgl.: Helmstetter, Rudolf: *Zitat*. In: Müller, Jan-Dirk (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 3, P-Z. Berlin; New York: de Gruyter 2003. S. 898.

¹⁹⁴ Meyer: *Das Zitat in der Erzählkunst*, S. 9.

¹⁹⁵ Helmstetter: *Zitat*, S. 898.

¹⁹⁶ Zu dieser Gegenüberstellung und dem folgenden Absatz:

vgl.: Schulte-Middlich: *Funktionen intertextueller Textkonstitution*, S. 198 ff.

¹⁹⁷ Broich: *Intertextualität*, S. 176.

¹⁹⁸ Ich lehne mich hierbei teilweise an Broich an:

vgl.: Broich: *Intertextualität in Fieldings Joseph Andrews*, S. 262 ff.

Historische Begriffe unterscheiden sich von systematischen dadurch, dass sie eben historisch gewachsen sind und daher keine originäre, keine erste Definition zur Verfügung steht und sie daraus folgend relativ unscharf sind. Das Wort „Zitat“ etwa stammt vom lateinischen „citare“ ((an-, herbei-)rufen)¹⁹⁹ und wurde im antiken Rom vor allem im juristischen bzw. gerichtlichen Kontext im Sinne von „(einen Zeugen) vorladen“ gebraucht. Erst im 18. Jahrhundert drang der Terminus ins Deutsche ein.²⁰⁰ Die Etymologie des Begriffes ist sicherlich von philologischem Interesse, vor allem innerhalb der Intertextualitätsforschung²⁰¹, sowie eine Untersuchung seiner zahlreichen Anwendungsformen sinnvoll ist. Hierin liegt aber gleichzeitig ein Problem: Historische Begriffe müssen, so sie verwendet werden, nicht nur definiert, sondern im Zuge dessen auch interpretiert werden, sind in größerem Ausmaß als systematische Begriffe nicht nur Untersuchungsbesteck, sondern selbst Untersuchungsgegenstand. Das heißt nicht, dass historische Begriffe grundsätzlich problematisch seien. Prägnanter, unmissverständlicher und spezifisch auf jeweilige Untersuchungsgegenstände sowie Fragestellungen anwendbar sind aber systematische Begriffe. Nun hat sich im vorigen Kapitel ja schon abgezeichnet, dass der Intertextualitätsbegriff eben gerade diese Vorteile der Unmissverständlichkeit und Operationalisierbarkeit nicht mit sich bringt, wenngleich in seinem Fall sicher nicht von einem historischen Begriff gesprochen werden kann. Auch wenn Kristeva ihn erstmalig verwendet, er also nicht im engeren Sinne historisch gewachsen ist, ist er dennoch dermaßen selbsterklärend, dass der Anspruch auf ein „Definitionsmonopol“ hier nicht gegeben sein kann: „Inter-Textualität“ – „Zwischen-Textlichkeit“ – muss also ähnlich allgemein und losgelöst von einer erstmaligen Definition verwendet werden können wie „Intermedialität“, „Interkulturalität“ oder „Interdiskursivität“.

Klassische Beispiele für historische Begriffe in der Intertextualitätsforschung sind etwa das Zitat, die Allusion, die Paraphrase, die Parodie etc. Im folgenden Kapitel werden hingegen einige systematische Begriffe auftauchen: Systemreferenz, Einzeltextreferenz, foregrounding, backgrounding, Elementen- und

¹⁹⁹ vgl.: Helmstetter: Zitat, S. 897.

²⁰⁰ vgl.: Steinbrenner, Jakob: Zitat. In: Ritter, Joachim (u.a.) (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 12: W-Z. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2004. Sp. 1344.

²⁰¹ So wurde „citare“ im antiken Rom nicht nur für persönliche Vorladungen, sondern außerdem für jemanden „als Zeugen oder Gewährsmann namentlich anführen, nennen, sich auf jemanden oder einen Text berufen“ gebraucht. (Steinbrenner: Zitat, Sp. 1344.). Es ging also auch damals schon um den Verweis auf „fremde Rede“.

Strukturreproduktion, usf. Diese lösen sich nicht gänzlich von historischen Begriffen, teilweise beziehen sie sich sogar intensiv auf solche bzw. versuchen sie die definitorische Problematik derer „in den Griff zu bekommen“. So weist etwa Karrer im Zuge seines Entwurfes zur Elementen- und Strukturreproduktion auf die zumindest zweifache Verwendung der Opposition „wörtliches Zitat – nicht-wörtliches Zitat“ hin und schlägt daraufhin seinen Ansatz vor.²⁰² Plett hingegen hält am Begriff des „Zitates“ fest und differenziert hinsichtlich der Abwandlungen des Präxtelementes im Folgetext: Es gibt hierbei die Addition, die Subtraktion, die Substitution, die Permutation und die Repetition und all das auf morphologischer, syntagmatischer und „textlicher“ Ebene. Das „Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft“ bestätigt das breite Bedeutungsspektrum des Begriffes:

„Der strengen Einschränkung auf wortlautliche Einzeltext-Referenz stehen begrifflich Tendenzen einer entdifferenzierenden Ausweitung auf jegliche Form von Bezugnahmen gegenüber.“²⁰³

Rudolf Helmstetter greift hier bezeichnender Weise auf Pfisters „Einzeltext-Referenz“ zurück, was sehr für die Praktikabilität und das Renommee seines Modells spricht und erfüllt damit was vorhin erwähnt wurde, dass nämlich historische mittels systematischer Begriffe beschrieben werden können.

Ein weiterer klassischer historischer Begriff für intertextuelle Phänomene ist jener der Paraphrase, („nachträgliche[s] Umformulieren[s] von schon direkt Ausgesprochenem“²⁰⁴). Übersetzt wurde das griechische „paràphrasis“ ins Deutsche mit „Umschreibung“. Zieht man die weitreichenden Definitionen, wie die „erklärende Umschreibung“ oder die „sinngemäße Wiedergabe“²⁰⁵ heran, so werden die Überschneidungen zum „nicht-wörtlichen“ Zitat offensichtlich. Und ab wann wird denn umschrieben? Reicht schon eine Wiedergabe in der indirekten Rede? Darf gar kein im Prätext verwendeter Ausdruck wörtlich übernommen werden, um noch von Umschreibung und noch nicht von „abgewandeltem Zitat“ zu sprechen? Müssen die Änderungen auf der Ebene der Lexik, der Syntax oder auf beiden Ebenen stattfinden? Und was ist mit Veränderungen auf semantischer Ebene? Welche

²⁰² vgl.: Karrer: Intertextualität als Elementen- und Struktur-Reproduktion S. 98, 99.

Siehe auch Kap. 2.4.

²⁰³ Helmstetter: Zitat, S. 896.

²⁰⁴ Michel, Georg: Paraphrase. In: Müller, Jan-Dirk (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 3, P-Z. Berlin; New York: de Gruyter 2003. S. 50.

²⁰⁵ Kilian, Jörg: Paraphrase. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 6: Must-Pop. Tübingen: Niemeyer 2003. Sp. 556.

„Textschichten“²⁰⁶ werden bei der Umschreibung übernommen, welche werden verändert, welche ersetzt? Und wozu eigentlich „umschreiben“: Geht es hierbei darum eine Prätextpassage zu erklären, führt das vielleicht zu einer Ausweitung, geht es darum zusammenzufassen, zu einer Komprimierung. Eine systematische, strukturanalytische Herangehensweise und der Entwurf systematischer Begriffe scheinen sich jedenfalls aufzudrängen.²⁰⁷

Natürlich haben historische Begriffe ihre Berechtigung. Sie sind aber für eine tiefgehende systematische Untersuchung nicht hinreichend, vielmehr braucht es systematische Begriffe um historische Begriffe zu beschreiben. Hinreichend sind historische Begriffe schon gar nicht, wenn es darum geht, das Phänomen „Intertextualität“ allgemeiner zu untersuchen. Der Begriff „Intertextualität“ ist also so nutzlos und irreführend nicht. Das weite Feld zwischentextlicher Beziehungen zu durchforsten, einzelne Phänomene anhand systematischer Begriffe zu erfassen und eine Subsumierung dessen unter dem Begriff „Intertextualitätsforschung“ scheint höchst sinnvoll.

²⁰⁶ Lindner: Integrationsformen der Intertextualität, S. 119.

²⁰⁷ Derartige Bemühungen gibt es natürlich, etwa in der Sprachwissenschaft. vgl. Kilian: Paraphrase, Sp. 559.

1.4. Weitere Intertextualitätsmodelle

Die Tatsache, dass die Problematik des Intertextualitätsbegriffs hier vor allem im Lichte poststrukturalistischer Auffassungen dargelegt wurde, soll nicht über die Existenz weiterer erwähnenswerter Modelle hinwegtäuschen. Hier ist eine Opposition von Poststrukturalismus und Strukturalismus erkennbar – also eine Opposition eines sehr engen und statischen zu einem sehr relativen Intertextualitätsbegriff.

Neben den nun folgenden allgemeinen Modellen, gibt es viele werkspezifische Intertextualitätsmodelle, die etwa in Untersuchungen von Gesamt- oder Einzelwerken eines bestimmten Autors speziell abgestimmte Modelle entwerfen. Beispiele hierfür sind jene von Anne Fuchs und vor allem Susanne Schedel, die spezifisch auf W.G. Sebald ausgerichtete Intertextualitätsmodelle entwarfen.²⁰⁸

1.4.1. Die rezeptionsorientierte Theorie von Holthuis

Holthuis grenzt sich in Anlehnung an Riffaterre in ihrer rezeptionsorientierten Herangehensweise explizit von den Poststrukturalisten ab, die trotz der Ausklammerung des Autors produktionsorientiert vorgegangen seien.²⁰⁹ Dabei entwirft sie eine begrifflich sehr detaillierte Systematik. Kritik muss dabei etwa Wolfgang Karrers Modell der „Überkodierung im Titel“²¹⁰ einstecken. Eine Taxonomie, die Fremdelemente im Titel generell als gewichtiger ansehe, sei unplausibel, da die Intensität intertextueller Bezüge immer noch vom Rezipienten abhänge – der Rezipient „entscheidet“ welcher Bezug dominanter ist und welcher weniger dominant.²¹¹ Nicht ganz unproblematisch ist diese Haltung, weil sie die Möglichkeit einer Rezeptionslenkung durch den Text, wie sie Karrer seinem Modell implizit zugrunde legt, kategorisch negiert. Ähnlich sieht das wohl Wolfgang Heinemann, wenn er fragt: „(W)elche Rolle kommt dann der ‚intertextuellen Disposition‘ des Textes, kommt ‚intertextuellen Signalen‘ zu, die doch offenbar

²⁰⁸ vgl.: Fuchs, Anne: „Die Schmerzensspuren der Geschichte“. Zur Poetik der Erinnerung in W. G. Sebalds Prosa. Köln; Weimar; Wien: Böhlau 2004. 252 S.

vgl.: Schedel, Susanne: „Wer weiß, wie es vor Zeiten wirklich gewesen ist?“. Textbeziehungen als Mittel der Geschichtsdarstellung bei W.G. Sebald. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004. 196 S.

²⁰⁹ vgl.: Holthuis: Intertextualität, S. 12 ff.

²¹⁰ Siehe Kap. 2.4.

²¹¹ vgl.: Holthuis: Intertextualität, S. 151-153.

schon vom Textproduzenten im Text angelegt sind?“²¹² Holthuis wendet sich außerdem generell gegen Gradualisierungsversuche – gegen ein Verfahren, das für *IFFA* wie zu sehen sein wird, ganz zentral ist.

1.4.2. Lachmanns „impliziter“, „präsender“ und „absenter“ Text

Lachmann entwirft vier Größen: den Phänotext (Folgetext), den Referenztext (Prätext), das Referenzsignal und die Intertextualität.²¹³ Lachmanns kurze Skizze wird im folgenden Kapitel relevant sein, da sich Monika Lindner in *Integrationsformen von Intertextualität* daran orientiert.²¹⁴ Lachmanns Terminologie wird gegebenenfalls noch erläutert werden. An dieser Stelle zu erwähnen ist allerdings Lachmanns Konzept vom „impliziten Text“²¹⁵, der sich am Schnittpunkt von präsentem und absentem Text konstituiert. Der absente Text ist hierbei in etwa gleichbedeutend mit dem „texte general“ der Poststrukturalisten. Der implizite Text verweist auf den Schnittpunkt, also auf alle fremden Texte ebenso wie auf den „Phänotext“, ist also gleichsam autoreflexiv, betrifft die Verortung des einzelnen Textes im Universum der Texte.

1.4.3. Stierles Theorie der „Konstellationen der Texte“

Karlheinz Stierles *Werk und Intertextualität* ist deutlich allgemein literatur- und kunstphilosophisch ausgerichtet. Für Stierle füllen Texte „Leerstellen im System der Texte“ aus. Durch die Integration des Textes in die „Konstellation der Texte“ verändert sich diese aber, wodurch neue Leerstellen entstehen. Die Konstellation, in die der Text ursprünglich eintritt, ist daher verschieden von jenen vielen Konstellationen, die daraufhin folgen. Der textliche Entstehungskontext ist nicht der textliche Rezeptionskontext, weswegen Stierle grundsätzlich zwischen „rezeptionsästhetischer“ und „produktionsästhetischer Intertextualität“ unterscheidet. Rezeptionsseitige Intertextualität kann dabei unabhängig von produktionsseitiger

²¹² Heinemann: Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht, S. 26.

²¹³ vgl.: Lachmann: Ebenen der Intertextualität, S. 136.

²¹⁴ vgl.: Lindner: Integrationsformen der Intertextualität. S. 116 ff. Siehe auch Kap. 2.4.

²¹⁵ Lachmann: Ebenen der Intertextualität, S. 137, 138.

funktionieren, etwa wenn der Rezipient Texte assoziiert, die im Text selbst nicht festzumachen sind.²¹⁶

Von Kristeva distanziert sich Stierle:²¹⁷ Was diese als „Intertextualität“ bezeichne, sei tatsächlich ein „komplexer Zusammenhang von Relationen“. Der Begriff verdränge lediglich die Problematik der „Intersubjektivität“ im Kontext von Literatur und bilde damit eine Grundlage für das poststrukturalistische Postulat der subjektlosen Literatur.²¹⁸ Stierle mahnt ein, den Begriff aus unterschiedlichen Perspektiven gesondert zu betrachten (semiotisch, phänomenologisch, hermeneutisch, pragmatisch). Anhand der „hermeneutischen Relation“ etwa betont er, dass ein Text sich immer in irgendeiner Weise zum Prätext verhält, dass sich daraus aber ergäbe, dass der Sachbezug des Prätextes ebenfalls aufgerufen wird.²¹⁹ Es ergibt sich bei Stierles hermeneutischer Relation also ein Beziehungsdreieck von Text, Prätext und Sachbezug. Mitunter deshalb sei der Begriff Intertextualität problematisch, da zwischentextliche Beziehungen nur ein „Moment“ von über Textlichkeit hinausreichenden Beziehungen seien, die aber dem Text nicht unbedingt etwas an Souveränität nähmen, sondern die Identität des Textes selbst durchaus mitkonstituierten.²²⁰ Das Werk könne sich „in der intertextuellen Öffnung [...] in seiner Eigenständigkeit behaupt[e]n [...]“²²¹. Das steht in deutlichem Widerspruch zur poststrukturalistischen Absage an die Vorstellung auch nur partiell autonomer Texte: Während Kristeva & Co in der Intertextualität eines Textes seine absolute Abhängigkeit von anderen Texten sehen, etwas wie einen originären Sinn eines Textes negieren, meint Stierle, dass Intertextualität, sinnvoll eingesetzt, die Originarität eines Textes erhöhe.

Schlussendlich gerät Stierles Intertextualitätsbegriff aber zu eng, traut er dem Begriff m. E. zu wenig zu. So belegt er die „am ehesten“ intertextuellen Phänomene mit den klassischen Termini, Zitat, Anspielung, Übersetzung, Parodie etc., zieht damit nur sehr augenfällige und selektive Verfahren heran und grenzt diese teilweise

²¹⁶ vgl.: Stierle: Werk und Intertextualität, S. 139-143.

²¹⁷ Das verrät schon Stierles Position zum Textbegriff, zumal er mit dem Terminus „Werk“ operiert: „Werke sind nicht unendlich bedeutungs offen.“ (Stierle: Werk und Intertextualität, S. 144).

²¹⁸ vgl.: ebd.: S. 143.

²¹⁹ vgl.: ebd.: S. 145.

Die hermeneutische Relation ist in Bezug auf die Aktualisierung im analytischen Teil dieser Arbeit von Bedeutung, da Aktualisierung wie hermeneutische Relation den Sachbezug von Literatur betonen.

²²⁰ vgl.: Stierle: Werk und Intertextualität, S. 146.

²²¹ ebd.: S. 148.

mangelhaft voneinander ab,²²² wie etwa das Zitat von der Anspielung. Stierle räumt zwar ein, dass das Intertextualitätskonzept deskriptiv und auf „einzelne Verhältnis[se]“ angewandt Sinn mache,²²³ ein wesentlicher Vorteil des Begriffs, losgelöst von einzelnen Texten, das Phänomen von Zwischentextlichkeit generell benennen und behandeln zu können, also unter seiner Mithilfe einen umfassenderen Blick zu bekommen, kommt dabei allerdings zu kurz.

1.4.4. Genettes Palimpseste

Auf breite Anerkennung stößt das Modell von Gerard Genette, demgegenüber auch Pfister einräumt, ihm durchaus nahe zu stehen.²²⁴ Bis heute wird dem Werk positive Beachtung geschenkt und daran angeknüpft. In jüngerer Vergangenheit erschien etwa die Monografie *The Palimpsest* (2007),²²⁵ worin die britische Forscherin Sarah Dillon das Bild des Palimpsestes dem Intertextualitätsbegriff Kristevas und ihrer Metapher des „Mosaikes von Zitaten“ positiv gegenüberstellt.²²⁶ Der Begriff des „Palimpsestes“ wird also jenem der Intertextualität mitunter vorgezogen. Bei Genette ist Intertextualität nur einer von 5 Typen, die unter dem Begriff „Transtextualität“ zusammengefasst werden.

Das Bild des Palimpsestes im Zusammenhang mit intertextuellen Phänomenen war damals allerdings keineswegs neu.²²⁷ So schreibt Herman Meyer im Kapitel zu Immermanns *Münchhausen*: „Wieder einmal wittern wir ein literarisches Schema, das durch die alte Schrift hindurchschimmert wie die Schrift eines Palimpsestes.“²²⁸

²²² So etwa der Unterschied von Zitat und Anspielung. Zweitere sei eine Sonderform des Zitates, die aber „nicht den vorausgesetzten Text wirklich ins Spiel bringt“. (Stierle: *Werk und Intertextualität*, S. 148). Es wird nicht klar was „wirklich ins Spiel bringen“ heißen soll: Wird just kein Wortmaterial übernommen? Aber was ist, wenn ein Zitat unvollständig ist, ist es dann halb Zitat, halb Anspielung? Hier erweist sich Karrers affirmativere Haltung als fruchtbar, da er mit seiner „Elementen- und Strukturproduktion“ eine Möglichkeit gefunden hat, mit solchen Unschärfen umzugehen. (siehe Kap. 2.4.). Außerdem spart Stierle etwa das ebenso „eindeutige“ intertextuelle Phänomen der „Paraphrase“ aus – vielleicht weil gerade dieser Terminus einige Probleme aufwirft. Zur Problematik historischer Begriffe wie der Paraphrase siehe Kap. 1.3.2.

²²³ vgl.: Stierle: *Werk und Intertextualität*, S. 147-150.

²²⁴ vgl.: Pfister, Manfred: Vorwort. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Tübingen: Niemeyer 1985. (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 35.) S. IX ff.

²²⁵ Dillon, Sarah: *The Palimpsest. Literature, Criticism, Theory*. Continuum: London 2007. 164 S.

²²⁶ vgl.: ebd.: S. 86.

²²⁷ Broich schreibt etwa in einem Lexikoneintrag von „Genettes Metapher des Palimpsests“.

Broich: *Intertextualität*, S. 176.

²²⁸ Meyer: *Das Zitat in der Erzählkunst*, S. 151.

Es ist gut möglich, dass sich in jener umfangreichen Sammlung an Termini Instrumentarien finden, deren Fehlen in dieser Arbeit beanstandet wird. Allerdings ist Genettes Werk zu breit angelegt um es gewissenhaft in eine Diplomarbeit einzuarbeiten.

Unerwähnt bleiben soll *Palimpsestes. La littérature au second degré* hier dennoch nicht, vor allem nicht die Einteilung in 5 Typen der Transtextualität:

Die Intertextualität ist wie gesagt einer dieser Typen, bezeichnet aber nur die konkrete „Kopräsenz zweier oder mehrerer Texte“.²²⁹ Dies liegt im Falle eines konkreten Zitates zum Beispiel vor. Der Paratext ist etwa Titel, Vorwort, Umschlag, Anmerkungen oder dergleichen.²³⁰ Metatextualität meint „die üblicherweise als ‚Kommentar‘ apostrophierte Beziehung zwischen einem Text und einem anderen“,²³¹ wenn eben der Folgetext in einer Metaperspektive zum Prätext sich befindet. Die Hypertextualität bezeichnet die Übernahme vor allem von Strukturen – bei einer Adaption, Imitation oder Parodie etwa.²³² Die Architextualität schließlich bezeichnet Beziehungen zu „Diskurstypen, Äußerungsmodi, literarischen Gattungen usw.“²³³

Genettes Arbeit wird etwa von Allen Graham²³⁴ neben jener Riffaterres als strukturalistischer Beitrag zur zuvor poststrukturalistisch dominierten Intertextualitätsdiskussion aufgefasst. Wollen wir nun sehen, wie sich *IFFA* zu all diesen Fragen verhält.

²²⁹ Genette: *Palimpseste*, 534 S.

²³⁰ vgl.: ebd.: S. 11.

²³¹ ebd.: S. 13.

²³² vgl.: ebd.: S. 14

²³³ ebd.: S. 9.

²³⁴ vgl.: Graham: *Intertextuality*, S. 95-132.

2. Das Intertextualitätskonzept des Sammelbandes von Broich, Pfister und Co

2.1. Allgemeines

Es hat sich also gezeigt, dass sich in der intertextualitätstheoretischen Diskussion anfänglich vor allem zwei deutliche Tendenzen herauskristallisiert haben: Eine – im Wesentlichen poststrukturalistisch geprägte – der ein sehr entgrenzter Textbegriff zugrunde liegt und eine – tendenziell strukturalistische – mit einem sehr eng gefassten Textbegriff. Während erstere in ihrer Extremform nun also buchstäblich alles als Text auffasst und daraus folgend alles als intertextuell, erkennt die streng strukturalistische Strömung lediglich sehr explizit gekennzeichnete, sehr punktuelle Textbezüge als intertextuell an.

Das Forscherteam rund um Manfred Pfister und Ulrich Broich²³⁵ versucht nun eine Synthese dieser beiden Positionen herzuleiten. Die Tatsache, dass die Herausgeber den poststrukturalistischen Intertextualitätsbegriff dezidiert *nicht* ins Zentrum rücken bzw. immer wieder scharf kritisieren, tut dem keinen Abbruch.²³⁶ Sie betonen, dass „[b]eide Modelle [...], ihr jeweiliges Erkenntnispotenzial“²³⁷ hätten: Während für prägnantere Modelle deren höhere Operationalisierbarkeit spräche, sei das „weitere Modell von größerer literaturtheoretischer Tragweite“²³⁸. Wie nun dargelegt wird, begegnen sie dem Dilemma, dass ja tatsächlich jeder Text in ein textuelles Universum eingelassen ist und daher jeder Text mit all seinen Elementen in irgendeiner Weise in Bezug zu allen anderen Texten steht und dem deswegen ein allzu eng gefasster Textbegriff nicht gerecht würde, dass aber andererseits eine „undifferenzierte Universalität“²³⁹ kaum praktikable Modelle zulässt, mit Skalierungen.²⁴⁰ Demzufolge beschreibt Pfister das vorliegende Modell als ...

²³⁵ Wie im Literaturverzeichnis nachzuvollziehen ist, besteht der Sammelband aus 19 Beiträgen von insgesamt 13 WissenschaftlerInnen. Der Sammelband umfasst sechs Kapitel sowie Bibliographie und Register. Während die ersten fünf Kapitel eher theoretischer Natur sind, wird im sechsten Kapitel „Interpretationen“ verstärkt konkret auf Textbeispiele eingegangen. Im Vorwort betonen Broich und Pfister, dass bewusst darauf geachtet wurde, trotz der großen Anzahl an BeiträgerInnen eine gewisse systematische Geschlossenheit des Sammelbandes zu erreichen. (S. X).

²³⁶ vgl.: Pfister: Vorwort, S. X.

Das poststrukturalistische Modell wird im Laufe des Sammelbandes immer wieder scharf kritisiert.

²³⁷ Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 25.

²³⁸ ebd.: S. 25.

²³⁹ vgl.: Pfister: Vorwort, S. X.

²⁴⁰ vgl.: Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 25 ff.

„[...] ein System konzentrischer Kreise oder Schalen [...], dessen Mittelpunkt die höchstmögliche Intensität und Verdichtung der Intertextualität markiert, während diese, je weiter wir uns vom ‚harten Kern‘ des Zentrums entfernen, immer mehr abnimmt und sich asymptotisch dem Wert Null annähert.“²⁴¹

Insofern ist Bernd Stiegler zu widersprechen, wenn er Broich und Pfister in die Gruppe jener Forscher einreicht, die ihr Interesse „einzig auf eine im Text ausgewiesene bzw. markierte intertextuelle Relation“²⁴² beschränken. Es wird der universalen Vernetztheit der Texte, die ja schon aufgrund des Bezuges jedes Textes auf sprachliche Codes besteht, durchaus Rechnung getragen. Nun werden Grundzüge des Sammelbandes dargelegt, um zu prüfen, wie dieser sich zu den oben dargelegten Aspekten der Intertextualitätsdebatte verhält. Jene Instrumentarien, die für die Analyse von *Heimkehr mit Heine* in Frage kommen, werden eingehender erläutert.

2.2. Qualitative und quantitative Intertextualitätskriterien²⁴³

Realisiert wird der oben beschriebene Ansatz der Skalierungen anhand qualitativer und quantitativer Intertextualitätskriterien. Im Grunde gibt es zwei quantitative und sechs qualitative Kriterien.

Bezüglich der Quantität differenziert Pfister zwischen der Dichte bzw. dem Ausmaß des verwendeten fremden Materials im Folgetext – also quantitativ im engeren Sinn – und der „Streubreite der ins Spiel gebrachten Prätexte“²⁴⁴, also der Heterogenität des verwendeten Materials. Texte von sehr intensiver Intertextualität enthalten folglich viel fremdes Material aus vielen sowie heterogenen Quellen.²⁴⁵

Die Darlegung der qualitativen Kriterien gestaltet sich komplizierter. Pfister führt sechs an: Referentialität (1), Kommunikativität (2), Autoreflexivität (3), Strukturalität (4), Selektivität (5) und Dialogizität (6).

Bei der Referentialität geht es um das Ausmaß der Thematisierung des Prätextes. Es stellt sich die Frage: Werden Prätextelemente bloß verwendet oder wird darüber hinaus auf sie verwiesen? Fließt etwa ein Zitat übergangslos in den Folgetext ein, wird es nicht weiter kommentiert, sondern bedient sich der Folgetext lediglich seiner,

²⁴¹ ebd.: S. 25.

²⁴² Stiegler: Einleitung zu: VIII. Intertextualität, S. 331.

²⁴³ In Monika Lindners „Integrationsformen der Intertextualität“ wird diese Herangehensweise, in qualitative und quantitative Kriterien zu unterteilen, ebenfalls aufgegriffen.

vgl.: Lindner: Integrationsformen der Intertextualität, S. 121 ff.

²⁴⁴ Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 30.

²⁴⁵ vgl.: ebd.: S. 25 ff.

so ist die diesbezügliche Intensität gering. Je expliziter aber auf den Prätext verwiesen wird, je eher sich der Folgetext auf einer Metaebene zum Prätext befindet, desto höher ist die Intensität.²⁴⁶ Das Kriterium der Referentialität reiht sich bemerkenswerterweise in ein Diskursfeld der traditionellen Zitat-Forschung ein. Das Spannungsfeld von hoher und niedriger Referentialität entspricht jenem von Zitat und Entlehnung, wie Herman Meyer es auffasst:

Die Entlehnung unterscheidet sich vom Zitat dadurch, daß sie keinen Verweisungscharakter hat; sie intendiert nicht, zu ihrer Herkunft in Beziehung gesetzt zu werden, und sie tut recht daran, weil der Rückgriff auf die Herkunft zwar philologische Klärung, aber keine Bereicherung des Sinnes und keinen ästhetischen Mehrwert bewirkt.²⁴⁷

Es geht bei Meyer also um den „Verweischarakter“, der ein Zitat zum Zitat macht, gleich wie es Pfister um die „Referentialität“ geht, die Intertextualität intensiver macht. Es ist also wesentlich, dass ein Fremdelement zu „seiner Herkunft in Beziehung gesetzt“ werden kann, sonst handelt es sich nämlich um ein Plagiat, eine versteckte Entlehnung. Auch wenn Pfister dieses Wort hier nicht anführt: Im Endeffekt läuft das Referenzkriterium darauf hinaus, da das Fremdelement sonst just dieselbe Funktion ausführen würde wie im Prätext, die Einspeisung textfremden Materials wäre unmotiviert, es ergäbe sich kein Mehrwert.

Heinrich F. Pletts These zufolge stellt das Zitat einen „Fremdkörper“ dar, ein Segment, das ein „virtuelles ‚eigentliches‘ oder originäres Segment“²⁴⁸ ersetze. Textfremde Elemente verdrängen also Elemente, die an dieser Stelle ursprünglich – virtuell – stehen würden. Bei der Entlehnung ist eben das nicht der Fall. Es gibt keinen „Eigenwert“ des Textes – das fremde Material ist alles, was der Text zu bieten hat.

Um die „Intentionalität und [die] Deutlichkeit der Markierung“²⁴⁹ geht es beim Kriterium der Kommunikativität. Daraus ist abzuleiten, dass sich Autor und Rezipient sowohl des betroffenen Aspektes im Folgetext – seien es nun Elemente oder Strukturen²⁵⁰ – als auch des verwendeten Prätextes bewusst sein müssen, damit ein hoher Intensitätsgrad erreicht wird. Problematisch, weil schwer fassbar, ist hier

²⁴⁶ vgl.: ebd.: S. 26, 27.

²⁴⁷ Meyer: Das Zitat in der Erzählkunst, S. 13, 14.

²⁴⁸ Plett: Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik, S. 81.

²⁴⁹ Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 27.

²⁵⁰ Siehe hierzu die Ausführungen zu Wolfgang Karrers „Intertextualität als Elementen- und Struktur-Reproduktion“ in Kap. 2.4.

der Faktor des Ausmaßes der literarischen Expertise des Rezipienten. Tendenziell sind aber etwa Zitate aus kanonisierten Werken eher kommunikativ²⁵¹: Ein „To be or not to be“ ist allein aufgrund seiner Prominenz expliziter markiert und daher kommunikativer als ein Zitat aus einem Roman von Peter Henisch. Dies gilt zumindest dann, wenn keine Markierung der fremden Elemente vorliegt.²⁵² In weniger deutlichen Fällen aber ist man bei der Analyse der Kommunikativität auf Spekulationen angewiesen. Ulrich Broich spricht in diesem Zusammenhang in Anlehnung an Warning von einer „Signalschwelle“, die bei beleseneren Rezipienten niedriger sei als bei unbeleseneren.²⁵³ Ein Paradebeispiel für geringe Kommunikativität bei quantitativ hoher intertextueller Intensität ist das Plagiat, da hier der intertextuelle Charakter gerade eben *nicht* vermittelt werden soll. Wohlgermerkt sind vom Rezipienten entdeckte, vom Autor aber nicht intendierte, ja unbewusste intertextuelle Bezüge von geringerer Kommunikativität.²⁵⁴

Das Kriterium der Autoreflexivität geht bezüglich seines metatextuellen Charakters noch etwas weiter als jenes der Referentialität: Damit dieses erfüllt ist, muss nicht bloß der Prätext thematisiert werden, sondern die Beziehung zwischen Prä- und Folgetext. Das heißt, autoreflexive Textelemente stehen nicht nur in einer Metaperspektive zum Prätext allein, sondern stellen sich auch über den referierenden Text.²⁵⁵ Wenn ein Text etwa über seine intertextuelle Bedingtheit klagt und postuliert, man könne „nichts Neues mehr schreiben“, ist das ein Beispiel für Autoreflexivität. Pfister differenziert darüber hinaus in explizite und implizite Metakommunikation, führt diese Unterteilung aber nicht weiter aus.²⁵⁶

„Das vierte Kriterium der Strukturalität betrifft die syntagmatische Integration der Prätexte in den Text.“²⁵⁷ Dieses Kriterium bewegt sich nahe an Genettes im vorigen Kapitel vorgestellte „Hypertextualität“ heran. Prätexte werden hier zur strukturellen Folie gemacht, es wird nicht nur hie und da zitiert, sondern die Struktur wird – mehr oder weniger – zum Gerüst des Folgetextes. Hier sei auf zwei Stellen innerhalb des Sammelbandes verwiesen: Zum einen ist das das, was Wolfgang Karrer

²⁵¹ vgl.: Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 27.

²⁵² hierzu siehe auch: Broich, Ulrich: Formen der Markierung von Intertextualität, S. 32.

Siehe auch: Kapitel 2.5.

²⁵³ vgl.: Broich: Formen der Markierung, S. 33.

²⁵⁴ vgl.: Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 27.

²⁵⁵ vgl.: ebd.: S. 27, 28.

²⁵⁶ vgl.: ebd.: S. 28.

²⁵⁷ ebd.: S. 28.

Strukturreproduktion nennt.²⁵⁸ Zum anderen ist festzuhalten, dass Pfister hier leider eine Abklärung schuldig bleibt: Es wird nicht explizit ausformuliert, wie sich dieses Kriterium zur weiter hinten im Sammelband dargebrachten Unterscheidung von System- und Einzeltextreferenz (siehe Kap. 2.3.) verhält. Die intertextuellen Bezüge der dargebrachten Beispiele nämlich – bezüglich der Gattung sind das u. a. die Travestie und die Kontrafraktur, bezüglich konkreter Werke sind das *Ulysses* von Joyce und *Waste Land* von Eliot – sind durchwegs Einzeltextreferenzen. Dies gilt wohlgerne nicht nur für die beiden konkreten Werke, sondern auch für die genannten Gattungen, da sie ja Strukturen eines oder mehrerer expliziter Prätexte übernehmen. Dabei wäre eine Abklärung der Intensität bei Systemreferenzen hier durchaus sinnvoll. So könnte man etwa skalieren in relativ geringe Strukturalität bei der Gattung der Erzählung und relativ hohe Strukturalität bei Sonetten. Ansatzweise wird dieser Aspekt anhand von „Vergils Epos zu den homerischen Epen“ gestreift. Es ist plausibel Homers Epen als eigene Gattung zu bezeichnen, womit sich Vergil mit seinen Epen eben in diese Gattungstradition einreihen würde. Aber abgesehen davon, dass sich Vergil ohnehin in der Grauzone zwischen System- und Einzeltextreferenz aufhält, da ja Homers Epen-Korpus gut und gern als ein Text bzw. mehrere einzelne Texte aufgefasst werden kann, geht Pfister nicht konkret darauf ein. Es bleibt also in Schwebelage, ob die Anwendung dieses Kriteriums auch hinsichtlich der Beziehungen einzelner Texte innerhalb bestimmter Gattungen - im Unterschied zu Travestie und Parodie, da hier in der Regel der Bezug zwischen Texten zweier unterschiedlicher Gattungen hergestellt wird – im „Sinne des Erfinders“ wäre. Im Kapitel zur Systemreferenz entwirft Pfister zwar ebenfalls eine Skalierungsmöglichkeit²⁵⁹ – diese wird aber nicht mit dem Strukturalitätskriterium kurzgeschlossen.

Als nächstes Kriterium nennt Pfister die Selektivität, d. h. die „Prägnanz der intertextuellen Verweisung“.²⁶⁰ Hier gibt es zwei Aspekte: Erstens die Pointiertheit des betreffenden Elementes und zweitens die Exklusivität des jeweiligen Prätextes. So ist ein intertextueller Bezug prägnanter und daher intensiver, wenn das verwendete Partikel klar abgegrenzt und erkennbar ist (z. B. ein Zitat –

²⁵⁸ Karrer: Intertextualität als Elementen- und Struktur-Reproduktion, S. 98-115.

Siehe auch: Kap. 2.4.

²⁵⁹ Pfister, Manfred: Zur Systemreferenz. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 52 ff.

²⁶⁰ Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 28.

Gegenbeispiel ist eine Anspielung). Bezüglich des zweiten Aspektes gilt, dass der Verweis auf einen bestimmten Prätext prägnanter ist als einer auf Textgruppen, eine Gattung, auf Mythen oder dergleichen.²⁶¹

Nun zum letzten Kriterium: Die Dialogizität. Dieses ist in höherem Grade erfüllt, je größer die semantische und ideologische Spannung des Textes zum vorgegebenen Text bzw. Diskurssystem ist. Ein Zitat, das den ursprünglichen Kontext ironisiert bzw. dekonstruiert, ist also von höherer intertextueller Intensität als ein solches, das diesen lediglich bestätigt bzw. untermauert. Besonders wenig Dialogizität besteht bei so genannten „werkgetreuen“ Übersetzungen, Adaptionen etc. Pfister betont, dass aber „reine Negationen“ des Prätextes von geringerer Dialogizität seien als die eingangs erwähnten Verfahren, die den Prätext sehr wohl aufgreifen und besprechen, also in einem dialektischen Verhältnis dazu stehen und eben daher dialogischer seien als glatte Negationen bzw. Antithesen.²⁶²

Der universale Zusammenhang aller Texte wird im Rahmen der Intertextualitätskriterien also nicht geleugnet. Wohl aber manchen Phänomenen höhere Intensität zugestanden als anderen. Es zeigt sich: Je näher ein Bezug an die sehr enggefassten strukturalistischen Vorstellungen heranrückt, desto eher wird ihm eine hohe intertextuelle Intensität zugestanden. Parameter sind Intentionalität, Bewusstheit und Markierung.

Während Kristeva alle Bezüge als gleichberechtigt, ja nicht unterscheidbar begreift, hierarchisieren Broich und Pfister, postulieren einen Unterschied zwischen sehr expliziten Zitaten und einem „Bezug zwischen Texten allein aufgrund ihrer Textualität[, der] eine periphere Schwundstufe von Intertextualität darstellt.“²⁶³

2.3. Einzeltext- und Systemreferenz

Kommen wir nun zu einem weiteren Grundpfeiler des Sammelbandes: Die Unterscheidung zwischen System- und Einzeltextreferenz. Auch hier geht es den Herausgebern darum, sowohl der universalen Vernetztheit der Texte Rechnung zu tragen als auch die Operationalisierbarkeit der entworfenen Modelle zu gewährleisten.

²⁶¹ ebd.: S. 28-29.

²⁶² ebd.: S. 29.

²⁶³ ebd.: S. 29.

2.3.1. Die Einzeltextreferenz

Einzeltextreferenzen, also Bezüge eines Textes zu einem oder mehreren bestimmten, individuellen Prätexten, gehören demnach zur Kernzone der Intertextualität. Dem liegt ein sehr enger Textbegriff zu Grunde, da Bezüge auf abstraktere Systeme, die nur durch relativ entgrenzte Textbegriffe Textcharakter zugestanden bekommen, also Gattungen, Diskurssysteme, Sprache etc. eben als Systemreferenzen angesehen werden.²⁶⁴ Pfister schließt dies im darauf folgenden Kapitel mit dem Kriterium der Selektivität kurz: Schließlich sind Bezüge auf konkrete Texte prägnanter und somit intensiver als solche zu einer Gruppe von Texten oder gar Diskurssystemen etc.²⁶⁵ So ist es bezeichnend, dass die ältere – mit der Intertextualitätsforschung vergleichbare – Literaturwissenschaft sich vor allem mit dieser Einzeltextreferenz beschäftigte. Dies wird unter anderem daraus ersichtlich, dass der überwiegende Teil historischer Begriffe Einzeltextreferenzen beschreibt: Das Zitat, das Motto, die Allusion etc.

Eine wesentliche Problematik bei der Einzeltextreferenz ist laut Broich die Unterscheidung von Intra- und Intertextualität. Hierfür entwirft er erneut eine Skala, mit maximaler Intratextualität (der Bezug von einer Textstelle auf eine andere innerhalb desselben Textes) auf der einen Seite, über Bezüge zu Nebentexten (Nachwort, Interviews etc.) zu Bezügen zu anderen Texten des selben Autors, schließlich hin zur Intertextualität selbst – den Bezug eines Textes zu fremden Texten. Weiter unterscheidet Broich zwischen solchen Texten, die einen dominanten Prätext haben, und solchen, bei denen die Bezüge zu den Prätexten mehr oder weniger gleichrangig sind. Jedenfalls ergeben sich gerade bei der Einzeltextreferenz Textketten. Ein Text thematisiert einen anderen Text, der seinerseits Bezüge zu weiteren Texten aufweist usf. Ein Ausgangstext dieser Textkette ist also in deren letzten Glied potenziell latent vorhanden.

Natürlich gibt es einen Graubereich zwischen Einzeltext und Systemreferenz – so ist zum Beispiel darauf zu achten, ob beim Anzitieren eines Mythos, auf eine bestimmte textliche Realisierung, auf den eigentlichen Mythos hinter allen textlichen/sprachlichen Realisierungen oder etwa lediglich die Struktur eines Mythos verwiesen wird. Zum Schluss betont Broich, dass System- und Einzeltextreferenz

²⁶⁴ vgl.: Broich: Zur Einzeltextreferenz, S. 48.

²⁶⁵ vgl.: Pfister: Zur Systemreferenz, S. 53.

zwar grundsätzlich trennbar seien, aber ihr Zusammenwirken beachtet werden müsse.²⁶⁶

2.3.2. Die Systemreferenz

Bezüglich der Systemreferenz²⁶⁷ betont Pfister, dass lediglich Verweise auf sprachliche Systeme als Systemreferenz im intertextualitätstheoretischen Sinne gelten. Der Verweis auf eine historische Figur ist also in der Regel kein intertextueller Verweis, es sei denn, sie wurde bereits literarisch thematisiert. In diesem Falle bestünde jedenfalls eine intertextuelle Referenz auf eine oder mehrere literarische Gestaltungen dieser Figur.

Und abermals arbeitet Pfister mit Skalierungen: Der Bogen spannt sich von dem Bezug auf sprachliche Codes oder dem Normensystem von Textualität als weiteste Form der Systemreferenz, über etwas enger gefasste Verweise, wie den Bezug auf Diskurstypen (z. B.: politische, religiöse, philosophische Diskurse), bis hin zu noch größerer Einengung auf rein literarische Systeme, wie Schreibweisen oder Gattungen.²⁶⁸ Diese Einteilung schließt Pfister mit seinen Intensitätskriterien kurz: Wenn sprachliche Codes und Normen der Textualität thematisiert werden, steigert das die Intensität. Das geschieht besonders oft über Normbrüche.²⁶⁹ Ähnlich verhält es sich bei den beiden anderen, wegen ihres Bezuges auf ein weit weniger allgemeines (allgegenwärtiges?) System, schon weit selektiveren Abstufungen.

Intensive Gattungsrelationen werden später noch in unterschiedlichen Zusammenhängen untersucht. (siehe Kap. 4.2.2.).

Die Selektivität steigt natürlich weiter, wenn ein prägnanterer Diskurs bzw. eine spezifischere Schreibweise gewählt wird. So ist die Referenz beispielsweise auf den feministischen Diskurs selektiver als auf den postmodernen Diskurs und eine Referenz auf die Zauberposse selektiver als eine auf fantastische Dramatik. Hinsichtlich der Referentialität kommt es nun wiederum darauf an, inwieweit das

²⁶⁶ vgl.: Broich: Zur Einzeltextreferenz, S. 48-52.

²⁶⁷ Pfister erläutert die Systemreferenz anhand einiger Beispiele der englischen Literatur. Es würde den hiesigen Rahmen sprengen diese hier wiederzugeben. Auch auf die Wiedergabe der genaueren Ausführungen zu Archetypen und Mythen bezüglich ihres systemreferentiellen Charakters wird hier aus Platzgründen verzichtet.

²⁶⁸ vgl.: Pfister: Zur Systemreferenz, S. 52-58.

²⁶⁹ vgl.: ebd.: S. 54.

jeweilige System thematisiert, gebrochen, ironisiert usf. wird.²⁷⁰ Hier offenbart sich übrigens die verfließende Grenze von Referentialität zu Dialogizität.²⁷¹ Auf konkrete referentielle bzw. dialogische Systemreferenzen bei Peter Henisch wird später noch eingegangen werden (siehe Kap. 4.2.2.).

Und auch hier offenbart sich der Vorteil dieses Modells, dass nämlich der Begriff der Systemreferenz tendenziell poststrukturalistische Ansätze, dort wo sie plausibel sind, berücksichtigt, während der Begriff der Einzeltextreferenz eher in Richtung positivistisch-strukturalistischer Auffassungen offen ist und eine relativ hohe, konkrete textanalytische Operationalisierbarkeit aufweist.

Klaus W. Hempfer etwa steht dem hingegen skeptisch gegenüber. Er meint, das Modell sei ein „conchetto ombrellone“, decke zwar alles bisher unter „Intertextualität“ Subsumiertes ab, habe aber den Nachteil, dass es, „als Globalkonzept nicht mehr einheitlich theoretisierbar sei“.²⁷² Er reflektiert die Möglichkeiten des Begriffspaars „Intertextualität-Systemreferenz“²⁷³ – löst die pfister’sche Systemreferenz also aus dem Intertextualitätsbegriff heraus. Derartiger Einwände gibt es natürlich mehrere und sie sind sicherlich teilweise berechtigt, ihnen kann aber im Rahmen dieser Arbeit nur am Rande nachgegangen werden.

2.3.3. Zur horizontalen und vertikalen Dimension der Intertextualität nach Pfister

In *Imitation und Intertextualität bei Robert Lowell*²⁷⁴ legt Manfred Pfister seine Einteilung in vertikale und horizontale intertextuelle Dimensionen dar:

Ein Text, jeder Text, steht immer in zwei Bezugssystemen: zum einen dem vertikalen oder diachronen des Bezugs auf einen früheren Text, frühere Texte oder frühere Textbildungssysteme, zu anderen dem horizontalen oder synchronen des Bezugs auf gleichzeitig entstandene Texte oder zu dieser Zeit operative Textbildungssysteme.²⁷⁵

²⁷⁰ vgl.: ebd.: S. 53-56.

²⁷¹ Siehe auch: Pfister: Zur Systemreferenz, S. 56.

²⁷² Hempfer, Klaus W.: Intertextualität, Systemreferenz und Strukturwandel: die Pluralisierung des erotischen Diskurses in der italienischen und französischen Renaissance-Lyrik (Ariost, Bembo, Du Bellay, Ronsard). In: Titzmann, Michael (Hg.): Modelle des literarischen Strukturwandels. Tübingen: Niemeyer 1991. S. 21.

²⁷³ vgl.: ebd.: S. 22.

²⁷⁴ Pfister, Manfred: *Imitation und Intertextualität bei Robert Lowell*. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 326.

²⁷⁵ ebd.: S. 326.

Pfister kategorisiert hier also in zeitlicher Hinsicht (synchron-diachron). Dabei sei allerdings unter „synchron“ nicht ein „exakter Schnitt auf der Zeitachse“²⁷⁶ zu verstehen, „sondern [eine] Betrachtungsweise, die von der zeitlich-diachronen Dimension abstrahiert.“²⁷⁷ Ein Gedicht etwa weist synchrone Beziehungen zu seinem Zyklus auf, darüber hinaus eventuell zum Gedichtband, zum Gesamtwerk des Autors und schließlich zu den ästhetischen Normen, zur ästhetischen Praxis „seiner Zeit“. Zu definieren, was unter „seiner Zeit“ jeweils zu verstehen ist, unterliegt derselben Problematik wie jegliche Periodisierung. In der Praxis erweist sich dieser Zugang aber als sinnvoll: Schlussendlich entscheidet sich im Einzelfall welche Bezüge synchron und welche vertikal sind. Dabei kann ein und derselbe Text, bzw. ein und derselbe Textcorpus, beide Dimensionen gleichzeitig ausfüllen. Das Gesamtwerk eines Autors etwa kann einerseits horizontal betrachtet werden, im Sinne eines als ein einziger Text aufzufassendes Gesamtwerk. Gleichzeitig ist es andererseits vertikal auszuforschen, dann nämlich wenn es um die Entwicklung innerhalb eines Œuvres geht, es sich um eine Serie von Prätexten handelt.²⁷⁸

Pfisters Einteilung wird später in dieser Arbeit herangezogen werden. Sie ist vor allem der Übersichtlichkeit einer Darlegung intertextueller Bezugssysteme förderlich.

2.4. Elementen- und Strukturreproduktion nach Wolfgang Karrer

In Wolfgang Karrers *Intertextualität als Elementen- und Struktur-Reproduktion* wird die Unterscheidung von Einzeltext- und Systemreferenz weiter vertieft. Der Autor bietet dabei eine Alternative zur terminologisch unscharfen Unterscheidung von „wörtlichem“ und „nichtwörtlichem“ Zitat. Von diesem Tandem habe es laut Karrer bis dahin im Wesentlichen zwei Varianten gegeben. Die erste Variante bezieht sich auf die Auslegung und damit auf die Semantik: Wird eine Zitat „wörtlich“ oder etwa „allegorisch, tropologisch, analogisch“ aufgefasst? Die zweite Variante bezieht sich auf die Syntax: Wird ein Zitat „Wort-für-Wort“ oder in modifizierter Form wiedergegeben?²⁷⁹

²⁷⁶ ebd.: S. 327.

²⁷⁷ ebd.: S. 327.

²⁷⁸ vgl.: ebd.: S. 327.

²⁷⁹ vgl.: Karrer: *Intertextualität als Elementen- und Struktur-Reproduktion*, S. 98, 99.

Karrers Vorschlag ermöglicht nun eine weitreichendere Anwendung: Während der Begriff des „wörtlichen Zitats“ durch jenen der „Elementenreproduktion“ ersetzt wird, die nun nicht nur Formulierungen, sondern darüber hinaus weitere Elemente wie Figuren, Motive oder Symbole bezeichnen kann, geht die Strukturreproduktion über den Terminus „nicht-wörtliches Zitat“ hinaus. Ein „nicht-wörtliches“ Zitat ist etwa schon eine Paraphrase, eine Umschreibung oder dergleichen, während der Terminus der Strukturreproduktion eine genaue Bezeichnung für jene Verfahren ermöglicht, die Handlungsstränge, Figurenkonstellationen etc. übernehmen.

Die Integration dieses Modells in jenes von Einzeltext- und Systemreferenz fächert letzteres in eine vierteilige Skala auf: Beide können nun sowohl auf Elemente als auch Strukturen, auf eines von beiden oder nichts von beiden referieren. Zusätzlich differenzieren kann man hinsichtlich der Vollständigkeit der Reproduktion.²⁸⁰

Die vollständige Reproduktion von Elementen und Strukturen eines Einzeltextes ist eine völlige Übernahme des Prätextes, sei es etwa ein Abdruck mit neuer paratextueller²⁸¹ Rahmung, in einer enger gefassten Weise etwa ein in einen Roman zur Gänze eingefügtes Gedicht. In diese Kategorie fällt nun auch das klassische „wörtliche Zitat“ – Karrer greift also auf historische Termini zurück – das also eine unvollständige Reproduktion von Elementen und Strukturen eines Prätextes bedeutet.²⁸²

Der zweite Typ der Übernahme im Zuge von Einzeltextreferenzen ist die Modifikation der Strukturen bei vollständiger oder unvollständiger Übernahme der Elemente. Das betrifft die Integration der Prätextelemente in den Folgetext und dem entspricht etwa die im nächsten Kapitel von Monika Lindner angesprochene „anagrammatische Relation“.²⁸³

Während dann die Übernahme von Strukturen bei Modifikation von Elementen auf unterschiedlichen Ebenen vor sich gehen kann: Auf syntaktischer (etwa lexikalische Modifikation einer Formulierung), auf der Ebene der Textenteilung (z. B. Anzahl der Kapitel, analoge Schauplätze in entsprechenden Kapiteln etc.) oder aber auf der Handlungsebene.²⁸⁴

²⁸⁰ vgl.: ebd.: S. 99-104.

²⁸¹ vgl.: Genette: Palimpseste, S. 13.

²⁸² vgl.: Karrer: Intertextualität als Elementen- und Struktur-Reproduktion, S. 104, 105.

²⁸³ vgl.: Lindner: Integrationsformen der Intertextualität, S. 121 ff.

²⁸⁴ vgl.: Karrer: Intertextualität als Elementen- und Struktur-Reproduktion, S. 106.

Schließlich gibt es auch die Möglichkeit der partiellen Evokation eines Textes ohne Übernahme weder von Elementen noch Strukturen: Hier muss Karrer aber leichte Kompromisse eingehen. Während etwa die Verortung einer Erwähnung von Autorennamen in einem Text und die damit etwa einhergehende Anspielung auf deren Werk jenseits von Elementen- und Strukturproduktion plausibel scheint, so haben etwa von Karrer ebenfalls hier eingeordnete fremde Titel oder Figurennamen²⁸⁵ schon allzu sehr Elementcharakter.

Bezogen sich nun diese Kategorien auf die Einzeltextreferenz, so funktionieren sie analog dazu bezüglich der Systemreferenz: So ist beispielsweise die Übernahme gemeinsamer Elemente und Strukturen einer Gruppe von Texten in einen Folgetext – wenn z. B. in einen Text auf eine Gattung angespielt wird, die über spezifische Elemente und Strukturen verfügt – vorstellbar. Ein Beispiel für referenzielle systemorientierte Elementenreproduktion ist etwa das Auftauchen eines gattungsfremden Elementes, wie ein Auto in einem etwa als historisch „maskierten“ Roman. Strukturreproduktion kann hingegen vorliegen, wenn die strukturalen Normen des Textes beispielsweise durch das Aufgreifen anachronistischer Strukturen verletzt werden. (Wenn ein moderner Roman ein Sonett enthält, das zwar anachronistische Strukturen, gleichzeitig aber moderne Lexik verwendet.) Schließlich kann ein „System der Verfahren einer Gruppe“ evoziert werden, indem weder Elemente noch Strukturen, sondern etwa wiederum Titel einschlägiger Werke genannt, oder ein System, auf das angespielt wird, etwa mit einer Gattungsbezeichnung benannt wird.²⁸⁶

Es wird im analytischen Teil zu prüfen sein, inwiefern es sich hier um ein praktikables Modell handelt. Jedenfalls wurden in diesem Kapitel bis hierhin die m. E. grundlegendsten Elemente für die Theorie des Sammelbandes angeführt. Die grundsätzliche Systematik des Modells zeichnet sich schon hier ab: Es begegnet der Problematik, dass Intertextualität ein verschwimmendes, oft nur graduell unterschiedliches Phänomen ist mit Skalierungen, was sich sowohl in den Intensitätskriterien als auch in der Unterscheidung von Einzeltext- und Systemreferenz manifestiert. Nicht verwechselt werden darf die Unterscheidung Einzeltext-System mit jener von Element-Struktur. Während das erste Begriffspaar

²⁸⁵ vgl.: ebd.: S. 106-108.

²⁸⁶ vgl.: ebd.: S. 110-115.

den Träger des Übernommenen betrifft, so betrifft das zweite das Übernommene selbst.

Ebenfalls mit Skalierungen arbeitet Broichs Modell zu den Markierungsformen von Intertextualität.

2.5. Markierungsformen von Ulrich Broich

Einen weiteren Eckpfeiler des Sammelbandes stellen Broichs „Formen der Markierung von Intertextualität“²⁸⁷ dar, wobei es sich hier um eine Vertiefung und Ausdifferenzierung von Pfisters „Kommunikationskriterium“ handelt. Broich geht dezidiert von einem relativ engen Intertextualitätsbegriff aus, der die Intendiertheit intertextueller Bezüge sowie das Bewusstsein darüber sowohl beim Autor als auch beim Rezipienten voraussetzt. Die Gewährleistung dessen setze eben einen Kommunikationsprozess voraus, der weiterführend für Leser und Autor klarstellt, dass sich beide Teilnehmer des intertextuellen Charakters und dessen Bedeutung für die Sinnkonstitution des jeweiligen Textes bewusst sind.²⁸⁸ Dieser Kommunikationsprozess kann nun auch ohne Markierung ablaufen – dann nämlich, wenn der Autor davon ausgeht, dass der Rezipient den referierten Prätext kennt und den intertextuellen Bezug *erkennt*.²⁸⁹

Auch hier wird wiederum skaliert und – ohne es so zu nennen – zwischen quantitativen und qualitativen Aspekten der Markierung unterschieden:

„Für die Stärke der Markierung gibt es zweifellos objektive Kriterien wie etwa die Zahl der *markers*. [...] [Daneben] spielt aber auch deren Explizitheit bzw. Lokalisierung im Werk eine Rolle.“²⁹⁰

Grundsätzlich unterscheidet Broich nun zwischen Markierungen außerhalb²⁹¹ und solchen innerhalb²⁹² des jeweiligen Textes. Daraufhin erläutert er, wie es sich mit der Kombination dieser verschiedenen Markierungsformen verhält.²⁹³

²⁸⁷ vgl.: Broich: Formen der Markierung von Intertextualität, S. 31-48.

²⁸⁸ vgl.: ebd.: S. 31, 34:

Broich distanziert sich explizit von Modellen, die die prätextuelle Präsenz im Folgetext allein schon als Markierung ansehen, Intertextualität also praktisch mit Markierung gleichsetzen. Mit dem oben angesprochenen Kommunikationsprozess ist nicht die Markierung gemeint, sondern das intertextuelle Verfahren selbst, das eben so beschaffen sein muss, dass Autor und Rezipient sich dessen intertextuellen Charakters bewusst sind (bzw. sein können).

²⁸⁹ vgl.: ebd.: S. 32, 33.

²⁹⁰ ebd.: S. 33.

²⁹¹ vgl.: ebd.: S. 35-38.

²⁹² vgl.: ebd.: S. 38-44.

Die von Broich erwähnten Markierungsformen außerhalb des Textes sind jene im Nebentext. Neben Fußnoten und der Beifügung des gesamten Prätextes (zweisprachige Ausgaben; imitations bei klassizistischen Gedichten)²⁹⁴ ist vor allem die Markierung im Titel bzw. im Untertitel²⁹⁵ von Bedeutung: Hier können, als sehr direkte Variante, Elemente des Prätext-Titels oder, weniger direkt, Elemente des Prätextes selbst als „marker“ fungieren. Solche sind Figuren oder Zitate – selbstredend sind wesentlichere bzw. bekanntere Elemente deutlichere Markierungen. Diesen vor allem Einzeltexte markierenden Formen stehen auf Gattungen referierende „marker“ gegenüber: Zum einen solche, die zugleich die Form des intertextuellen Bezugs klarstellen (z. B. „Travesties“ von Stoppard), zum zweiten solche, die die Form der Intertextualität in der Schwebelassen, aber die Gattung des jeweiligen Textes andeuten. Hierbei wiederum kann die Gattungserwartung des Lesers enttäuscht oder bestätigt werden (etwa bei parodistischen Romanen enttäuscht, bei Detektiv-Romanen meist bestätigt). Weitere Lokalisierungsmöglichkeiten bieten Motto, Vorwort, Klappentext etc.²⁹⁶ Noch etwas weiter vom jeweiligen Text entfernt sind etwa die Offenlegung von intertextuellen Bezügen in nachfolgenden Essays oder dergleichen²⁹⁷ (etwa in *Ecos Postille a ,Il nome della rosa'*). Schließlich dürfen auch diesbezügliche Äußerungen, „die nicht im Zusammenhang mit diesen Werken“²⁹⁸ publiziert wurden, wie etwa Andeutungen in Briefen oder Interviews,²⁹⁹ als Markierung gelten.

2.5.1. Äußeres und inneres Kommunikationssystem

Für die Analyse der Markierung innerhalb des Textes führt Broich nun den Terminus „Kommunikationssystem“ ein, innerhalb oder außerhalb dessen Intertextualität markiert werden kann. Markierungen innerhalb des Kommunikationssystems sind solche, die die handelnden Figuren selbst berühren, wenn diese etwa über Literatur reflektieren, einen Bezug zu ihr aufbauen. So kann ein Buch gar als physischer

²⁹³ vgl.: ebd.: S. 44-46.

²⁹⁴ vgl.: ebd.: S. 35.

²⁹⁵ vgl.: ebd.: S. 35-37.

Etwas unterschlagen wird hierbei das Verhältnis dieser Ausführungen zur „Paratextualität“ bei Genette. Siehe hierzu: Kap. 1.4.4. dieser Arbeit.

²⁹⁶ vgl.: Broich: Formen der Markierung von Intertextualität, S. 37.

²⁹⁷ vgl.: ebd.: S. 37-38.

²⁹⁸ ebd.: S. 38.

²⁹⁹ vgl.: ebd.: S. 38.

Gegenstand auftauchen (z. B. wird Goethes Werther in Plenzdorfs *Die neuen Leiden des jungen W.* als Toilettenpapier verwendet.). Eine extreme Markierungsform liegt vor, wenn die Figur eines anderen Textes im Folgetext auftritt.³⁰⁰

Die Broich zufolge häufigere Markierungsform ist allerdings jene im äußeren Kommunikationssystem, das nur für die Leser, nicht für die Figuren zugänglich ist. Erstes Beispiel hierfür sind Figurennamen, soweit nicht innerhalb des „narrativen Diskurses“ über deren Bezug zur jeweiligen literarischen Vorlage reflektiert wird. Häufig sind „marker“ aber graphemischer – Anführungszeichen, Kursivierung etc. – oder sprachlicher Natur.³⁰¹ Diese funktionieren idealerweise über abrupte Änderung des sprachlichen Codes³⁰², ob nun eine gänzlich andere Sprache, lediglich eine Sprachstufe oder gar nur stilistische oder soziokulturelle Differenzen vorliegen. Vertieft wird dieser Ansatz von Heinrich F. Plett.³⁰³ Ein Beispiel für Markierungen durch abrupte Änderungen des sprachlichen Codes wird Peter Henischs *Geflohen nach Norden* in Kapitel 7.3.3. sein.

Nun können Markierungen über die sie unmittelbar umgebenden Elemente hinaus wirken, indem der Rezipient durch die „Entlarvung“ eines intertextuellen Bezugs dazu angehalten ist, nach weiteren zu suchen. So werden Leser des erfahrungsgemäß höchst intertextuell schreibenden Arno Schmidt ständig nach verborgenen Zitaten auf der Lauer sein, werden, falls in einem Roman einige Shakespeare-Zitate markiert sind und das „Intertextualitätsbewusstsein [der Leser] geschärft“³⁰⁴ ist, auch bei unmarkierten Stellen nach Analogien suchen.³⁰⁵ Und schließlich bewahrheitet sich diese These, wie zu sehen sein wird, auch in dem hier behandelten Gedicht-Zyklus von Peter Henisch.

Die bisher dargestellten Markierungsebenen und -formen wirken in der Praxis natürlich meist zusammen. Hierbei kann es zur „Dynamisierung der Markierung“ kommen, wenn etwa ein dominierender Prätext ausreichend markiert wurde und eine weitere Markierung sich erübrigt, oder wenn umgekehrt ein Prätext, etwa aus dramaturgischen Gründen, erst nur leise angedeutet und zunehmend deutlicher markiert wird.³⁰⁶ Spricht Meyer in Bezug auf Fontanes Zitanwendung in

³⁰⁰ vgl.: ebd.: S. 39, 40.

³⁰¹ vgl. auch: Plett: Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik, S. 85.

³⁰² vgl.: Broich: Formen der Markierung von Intertextualität, S. 41-42.

³⁰³ Plett: Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik, S. 84 ff.

³⁰⁴ Broich: Formen der Markierung von Intertextualität, S. 42.

³⁰⁵ vgl.: ebd.: S. 42-44.

³⁰⁶ vgl.: ebd.: S. 44-46.

Gesellschaftsromanen von „Konversationszitate“, wenn Fontane nur innerhalb der Figurenrede zitiert, so ist eben das ein Fall von Beschränkung der Zitate auf das innere Kommunikationssystem.³⁰⁷

2.6. Heinrich F. Pletts sprachliche Konstituenten

Heinrich F. Plett operiert in „Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik“³⁰⁸ stärker mit historischen Begriffen sowie Modellen. Im Zentrum dessen steht das Zitat, dem eine „heuristische Schlüsselfunktion“ zukomme. Aufgrund seiner hohen Selektivität sei es dafür prädestiniert, zu systematisierbaren Erkenntnissen zu gelangen, die in der Folge auf weniger konkrete intertextuelle Phänomene übertragbar seien.³⁰⁹ Plett unterscheidet zwischen „Textpoetik“ und „Intertextpoetik“. Bei der Textpoetik wird von alltags- oder primärsprachlichem Kode zu poetischem oder sekundärsprachlichem Kode, bei der Intertextpoetik von sekundär- zu sekundärsprachlichem Kode transformiert. Ein sehr interessanter Aspekt von Pletts Arbeit wird bei der Analyse von *Geflohen nach Norden* (infolge *GnN*) noch dargelegt werden (siehe Kap. 7.3.3.).

2.7. Monika Lindners Integration der Prätextelemente

Um nicht allzu sehr ins Exzerpieren zu geraten, werden folgende Beiträge nur kurz und überblickshalber dargelegt. Monika Lindners Arbeit zur Integration der Prätextelemente in den Folgetext dafür zu anderen Modellen des Buches in Beziehung gesetzt. So Modelle aus *IFFA* in dieser Arbeit praktische Anwendung finden, werden sie „vor Ort“ ausreichend erläutert.

Monika Lindner reflektiert über die Integration der Prätextelemente in den Folgetext, wobei sie ihr Modell explizit auf konkretere intertextuelle Phänomene ausrichtet. Grundsätzlich untersucht Lindner, auf welchen Textebenen Fremdtextelemente integriert werden können, auf welche Weise es dort geschieht, inwiefern das Verhältnis der einzelnen Prätexte untereinander dabei eine Rolle spielt bzw. welche Verfahren dieses wie thematisieren und für den Folgetext nutzen können. Weiters

³⁰⁷ vgl.: Meyer: Das Zitat in der Erzählkunst, S. 159.

³⁰⁸ vgl.: Plett: Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik, S. 78-98.

³⁰⁹ vgl.: ebd.: S. 87, 88.

untersucht Lindner den Abstrahierungsgrad fremder Elemente und Strukturen und die Art der Abstraktion.

Lindner greift dabei immer wieder im Sammelband etablierte Modelle und Herangehensweisen auf, vertieft sie teilweise oder differenziert sie aus. So entwirft auch sie qualitative und quantitative Kriterien, nun also hinsichtlich der Fragestellung nach der Prätextintegration.³¹⁰ Auch dem Prinzip der Skalierung ist sie dabei treu: Unter „Integration“ versteht sie die ganze Bandbreite des „Rearrangement[s] von Textelementen“, nicht von vornherein eine möglichst „naht- und bruchlose“ Installation fremder Elemente in den Prätext, wie es der alltagssprachliche Gebrauch des Wortes nahelegt. Die Skala verläuft also von völlig bruchloser Integration bis hin zu „kontextuellen Inkompatibilitäten“.³¹¹ Während sich nun auf diesem Pol vor allem postmoderne Literatur mit ihrer heterogenen und spannungsreichen Prätextwahl befindet, verortet Lindner etwa der „Ästhetik der *imitatio*“ verpflichtete Texte auf der Gegenseite.³¹²

Eines der zuvor (bzw. ebenfalls) bearbeiteten Phänomene ist jenes der Thematisierung des intertextuellen Verfahrens,³¹³ das Pfister mit dem Terminus des „Autoreflexivitätskriteriums“ bedacht hat (siehe Kap. 6.3.). Allerdings bezieht Lindner implizit das „Kommunikativitätskriterium“ ein. Das bloße Markieren und also Kommunizieren von Intertextualität sei schon eine Art der Thematisierung. Grundsätzlich bestätigt sich der schon vorhin entstandene Eindruck, dass nämlich die Struktur der Skalierung des Referenzialitätskriteriums auf das Autoreflexivitätskriterium übertragen werden kann, da ja beide den Grad einer Thematisierung bezeichnen. Im ersten Fall geht es um den Grad der Thematisierung der Fremdelement(-strukturen) im zweiten um jenen der intertextuellen Beschaffenheit des jeweiligen Textes. Das Kommunikativitätskriterium kann in dem Zusammenhang als ein Hilfskriterium gesehen werden, da die Intensität der beiden obigen stark von der Erfüllung dessen abhängt. Befindet sich nun die bloße Markierung eines Fremdelementes auf der einen Seite der Skala, bezeichnet Lindner moderne und postmoderne Literatur, die auf der Prämisse, Wirklichkeit existiere nur in Texten, basiere, als die intensivste Form von Thematisierung intertextueller

³¹⁰ vgl.: Lindner: Integrationsformen der Intertextualität, S. 121 ff.

Zu den qualitativen Kriterien und der kontaminatorischen und anagrammatischen Relation siehe auch: Kap. 2.2. sowie Kap. 2.7.

³¹¹ vgl.: ebd.: S. 118. Auch hierfür ist *Geflohen nach Norden* ein gutes Beispiel. (siehe Kap. 7.3.3.).

³¹² vgl.: ebd.: S. 128, 129.

³¹³ vgl.: Lindner: Integrationsformen der Intertextualität, S. 130 ff.

Verfahren, da ein solcher Text ja außertextueller Referenzen zu entbehren vorgibt, Intertextualität also als zentrale Voraussetzung für die Sinnkonstitution des Textes fungiert.³¹⁴

³¹⁴ vgl.: ebd.: S. 131.

3. Text- und Intertextualitätsbegriff im Rahmen dieser Arbeit

Noch vor dem analytischen Teil wird der Intertextualitätsbegriff dieser Arbeit präzisiert. Wie wohl bereits deutlich wurde, lehnt er sich an jenem von *IFFA* an.

Intertextualität bezeichnet also Beziehungen zwischen Texten. Sie variiert von Text zu Text in Bezug auf Erscheinungsform, Intensität und Funktion(en). So sind manche Texte in ihrer Bedeutungskonstitution abhängiger von fremden Texten als andere, ein Mindestmaß an Intertextualität weist allerdings *jeder* Text auf. Es ist offen, wo ein Text am „Universum der Texte“ anknüpft.

3.1. Zum Textbegriff

Der in der Folge skizzierte Textbegriff erhebt nicht den Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Das ist so auch in Ordnung. Clemens Knobloch etwa bezeichnet den Textbegriff als „offenen Grundbegriff“, der „nicht abschließend definiert werden“ könne, sondern sich nur „innerhalb bestehender Axiomatisierungen“³¹⁵ entfalte. Im Sinne dessen stellt Michael Klemm 24 unterschiedliche Kategorien von Textbegriffen, unterschiedlichen Stoßrichtungen sowie zugrunde gelegten Axiomatiken vor³¹⁶ (z. B.: „Der Text als Mittel der Kommunikation“³¹⁷, „Der Text als Wissensstruktur und kognitives Konstrukt (,Text-im-Kopf‘)³¹⁸ „etc.).

Der nun folgende Textbegriff wird in Hinblick auf literaturwissenschaftliche Analysemöglichkeiten definiert. Die Frage lautet: Was untersucht Literaturwissenschaft an Texten und welche Eigenschaften der Textualität eignen Literaturwissenschaften, ihr Instrumentarium und ihr Interessensfeld zu deren Untersuchung.

³¹⁵ Knobloch, Clemens: Zum Status und zur Geschichte des Textbegriffs. Eine Skizze. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 20, Heft 77. S. 68.

³¹⁶ vgl.: Klemm, Michael: Ausgangspunkte: Jedem seinen Textbegriff? Textdefinitionen im Vergleich. In: Fix, Ulla (u.a.) (Hg.): Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage. Frankfurt a. M. (u.a.): Lang 2002. (= Forum angewandte Linguistik 40.) S. 17-26.

³¹⁷ ebd.: S. 22.

³¹⁸ ebd.: S. 23.

Texte sind sprachliche Phänomene und sie sind fixiert.³¹⁹ Daher kann gegenüber Oralität differenziert werden. Ist zweitere flüchtig, hat ein Text – zwar abhängig von der Beschaffenheit des jeweiligen Mediums – Bestand.

Es ist wohl wahr, dass ein Text sich bis zu einem gewissen – vielleicht sogar zu einem sehr hohen Grad erst durch die Rezeption, also den Rezipienten völlig verwirklicht. Auch haben außertextliche Phänomene einen Einfluss auf die Auslegung eines Textes. Gemäß des bachtin'schen Repliken-Modells³²⁰ wird die Auslegung von der Besprochenheit der Referenz-Objekte des Textes bzw. auch durch die Besprochenheit seiner selbst – *mit*determiniert, es kommt auf der semantischen Ebene etwa zu Umkonnotierungen, Überkodierungen etc. Auch kann es gar zu einer völligen Hemmung der Sinnverwirklichung eines Textes kommen, dann nämlich, wenn sprachliche oder schriftliche Codes nicht mehr entschlüsselt werden können. Theoretisch bleibt aber das *Sinnpotenzial* des Textes dasselbe. Das Wortpaar „Sinnpotenzial-Auslegung“ weist schon darauf hin, dass die Rezeption hier keineswegs als alleinige sinnkonstituierende Instanz aufgefasst wird. Sie ist zwar unumgänglicher Bestandteil eines *verwirklichten Textes* – ohne sie schwirren Texte nur umher wie haltlose Samenkörner – erst wenn sie auf die mehr oder weniger fruchtbare Erde eines Rezipienten und seines Kontextes gelangen, kommt es zur Entfaltung. Der Vergleich hinkt, da das Bedeutungspotenzial eines Textes weitreichender und unberechenbarer ist als die relativ begrenzten Verwirklichungsvarianten einer Pflanzenart. Dennoch sind auch dem Bedeutungspotenzial eines Textes Grenzen gesetzt: So vielschichtig die Auslegung von Shakespeares IV. Sonett auch sein mag, wie sehr sich der Rezeptionskontext ändern kann³²¹ und für uns noch nicht abschätzbar, oder auch nur vorstellbar ist, wie viel (natürlich auch für den Autor) noch ungeahnten Bedeutungspotenzials das Gedicht auch enthält: Es ist auszuschließen, dass sich daraus durch die Auslegung des Rezipienten jemals die detaillierte Beschreibung eines Viertaktmotors ergibt. „Werke sind nicht unendlich bedeutungsoffen“.³²²

Sprachlich sind Texte deshalb, weil wir für nicht-sprachliche bedeutungstragende Phänomene über andere Signifikanten verfügen und eine Entschärfung des Begriffes

³¹⁹ zum Terminus der „Fixierung“: vgl.: Koch, Peter und Wulf Oesterreicher: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch (1985). S. 22.

³²⁰ vgl.: Dembski: Paradigmen der Romantheorie, S. 109 ff.

³²¹ Siehe hierzu das oben vorgestellte Modell Stierles Kap.1.4.3.

³²² Stierle: Werk und Intertextualität, S. 144.

durch seine Erweiterung auf diese schlechtweg unsinnig wäre: grafische Symbole; Signalfarben etc. und zwar in ihrer materiellen Realisierung (das heißt die rote Farbe auf einem Schild in entsprechendem Kontext), nicht etwa im Sinne symbolischer Nutzbarmachung ihres Sinnpotenzials anhand ihrer Signifikaten in Texten.

Nun noch ein paar Überlegungen zum manifesten Charakter von Texten. Dieser legt nämlich nahe, dass Texte schriftliche Gebilde sind. Man könnte zwar einwenden, dass etwa Tonaufnahmen (aus)gesprochener Texte diese Voraussetzung in sehr ähnlicher Weise erfüllen. Allerdings ist hier die Schrift hinsichtlich ihrer sinnlichen Erfahrbarkeit eindeutig von auditiven Medien zu unterscheiden, da diese völlig neue Rezeptionsbedingungen mit sich bringen. Wird ein Text laut gelesen, so ist das Gelesene nicht der Text selbst, sondern eine Rezitation, eine verbale Realisierung des Textes. Auch falls diese festgehalten werden sollte, so ist sie dennoch nur soweit mit dem Text vergleichbar – und das ist nur theoretisch möglich – soweit das Gesprochene mit dem Text übereinstimmt: Aber schon allein die Stimme des (Vor)lesers bringt Komponenten mit ein, die die Rezeptionserfahrung relativ stark verändern und die anhand textanalytischen Instrumentariums auf keinen Fall annähernd adäquat behandelt werden könnten. Es treten Faktoren hinzu – Pausen, Lautstärke, Tonhöhe, mimischer Ausdruck – deren Beschreibung die Textwissenschaft nur sehr bedingt nachkommen kann. Die Neutralität gegenüber vielen solcher Faktoren ist eine besondere Eigenschaft der Schrift, die der Literatur eine Sonderstellung innerhalb der „sprachlichen Künste“ (Film, Hörspiel, Theater, Lied etc.) einräumt. Nicht zu Unrecht werden Texte intuitiv so oft als etwas Schriftliches aufgefasst. Hinzu tritt die derart prägnante Manifestation, die schon bei unterschiedlichen Rezitationen eines Textes aufgeweicht wird und ein Privileg der Schrift darstellt. Dass dies keine unerheblichen Abweichungen sind, zeigt etwa, dass Autoren sogar auf die rein graphischen Aspekte einer oder mehrerer Ausgaben ihrer Werke achten. Und dabei ist die Graphik für die Literatur doch im Allgemeinen noch weit unbedeutender als die Akustik und Mimik bei Gesprochenem oder Gesungenem. Freilich entfalten etwa Metrik oder Lautmalerei in der Rezitation erst ihren besonderen Reiz.

Texte sind also schriftsprachliche Phänomene mit einem grundsätzlich feststehenden, aber niemals völlig erfassbaren oder kalkulierbaren Sinnpotenzial.

3.2. Zum Intertextualitätsbegriff

Nun scheint sich dieser Textbegriff vordergründig schlecht mit dem hier verwendeten Intertextualitätsmodell zu vertragen. Während er zwar mit der Einzeltextreferenz völlig kompatibel ist, fällt eine Abstimmung auf die Systemreferenz weniger leicht: Schließlich sind Systeme, Gattungen, Diskurse keine Texte nach der obigen Definition.

Zweifel darüber, ob nun Gattungsbezüge in das Gebiet der Intertextualitätsforschung gehören, sind jedenfalls schnell ausgeräumt. Auch wenn sie keinen Textcharakter aufweisen und allfällige textliche Beschreibungsversuche von Gattungen ihnen niemals völlig gerecht werden können, konstituieren sich Gattungssysteme ja aus Texten, konstituieren sich im intertextuellen Raum, sind also auch ohne selbst Textcharakter zu haben eine durch und durch intertextuelle Angelegenheit, auch wenn der Bezug zur Gattung selbst keine Textreferenz im eigentlichen Sinne ist.

3.2.1. Direkte und indirekte Intertextualität

Hier schlage ich vor, Pfisters „Einzeltext- und Systemreferenz“ durch die Attribute „direkt“ und „indirekt“ zu ergänzen: Bezieht sich ein Text auf Elemente oder individuelle Strukturen, eines oder mehrerer Einzeltexte, so ist von einem „direkten“ Bezug (Einzeltextreferenz) zu sprechen. Steht ein Text allerdings mit einem oder mehreren anderen Texten lediglich über ein all diesen übergeordnetes bzw. zu Grunde gelegtes System oder etwa gattungstypischen Elementen in Beziehung, so ist von einem indirekten Bezug zu sprechen. Direkte Bezüge funktionieren also zwischen einzelnen Texten, indirekte Bezüge verlaufen über die „Bande“ eines Dritten, eines Systems, um miteinander in Beziehung zu treten (Gattungsmuster; Stoffe; Sprache). Die Tatsache, dass einzelne Texte bzw. vor allem ihre Strukturen zu solchen „Banden“ werden können, wenn etwa ein einzelner Text die Grundlage einer Gattungstradition darstellt, wie etwa Edgar Allen Poes *Dupin* für den Detektivroman³²³, tut dem keinen Abbruch. Auch muss es sich im Fall von indirekten Bezügen beim „Dritten“ nicht unbedingt um Strukturen handeln: Solche

³²³ vgl.: Suerbaum: Intertextualität und Gattung, S. 60-69.

können ebenso gut Elemente sein, wie Archetypen, Figuren, Symbole oder Ereignisse, sofern diese zuvor bereits literarisiert worden sind.

Nicht die ohnehin abstrahierte Referenz eines Textes auf ein System selbst macht die Intertextualität aus. Es gibt keinen intertextuellen Bezug auf abstrahierte Systeme, da diese keine Texte sind. Vielmehr baut ein Text über die „Bande“ des Systems Bezüge zu anderen, an eben jenes System andockenden Texten auf – einer Gattung gehören per Definition mehrere Texte an.

Wohl alle Texte weisen im weitesten Sinne sowohl direkte als auch indirekte Intertextualität auf. Und ein Element, das indirekten Bezug zwischen zwei Texten herstellt, impliziert meist direkte Bezüge. So etwa bei Gattungen:³²⁴ Es gibt gewisse gattungstypische Strukturen bzw. Schemata, z. B.: „[...] eine gute Tat findet ihren Lohn, der Jüngste tut das Beste [...]“³²⁵ etc. Dadurch, dass zwei Märchen ohne expliziten Bezug aufeinander eine solche Struktur aufgreifen, treten sie zuvorderst indirekt in Kontakt. Allerdings liegt aufgrund dieser Entsprechung implizite direkte Intertextualität bei beiden Märchen vor. Hier bewährt sich wiederum die Technik der Skalierungen: Ist dies ein Beispiel von vor allem indirekter Intertextualität, allerdings mit ebenfalls direkten Entsprechungen, so kann Intertextualität noch indirekter werden, wenn etwa Gattungsmuster bzw. -spezifika reflektiert aber nicht reproduziert werden. Da dadurch die Beziehung auf das Gattungssystem intensiver ist – Referenzkriterium, Autoreflexivitätskriterium, wohl auch Kommunikativitätskriterium sind erfüllt – der direkte Bezug auf einzelne Exemplare der reflektierten Gattung ist deutlich schwächer als der indirekte über die Gattung. Die Beziehung zwischen dem reflektierenden Text und einem bestimmten Exemplar der Gattung „Märchen“ wird noch indirekter, wenn etwa ein gattungstypisches Element besprochen wird, dieses aber im anderen Text der Gattung nicht vorkommt. Fällt etwa in einem Roman im äußeren Kommunikationssystem, etwa von Seiten der Erzählinstanz, der Satz: „Sie wartete wie die Prinzessin im Märchen von Kind an auf ihren Prinzen.“, so ist das eine explizite Referenz (1) auf die Gattung Märchen, und zwar sehr selektiv (5) bezüglich einer konkreten Gattung und gar konkret auf eines ihrer Elemente. Dieser Bezug wird aufgrund seiner Explizitheit kommuniziert (2), im

³²⁴ Das wird von Karrer in ähnlicher Weise thematisiert.

vgl.: Karrer: Intertextualität als Elementen- und Strukturreproduktion, S. 108 ff.
Vor allem: S. 110-113.

³²⁵ Wagner, Kurt: Märchen. In: Kohlschmidt, Werner und Wolfgang Mohr: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 2, L-O. Berlin; New York: de Gruyter 2001. S. 263.

Laufe des Romans mögen dann noch Märchen-Strukturen (4) auftauchen, die anhand dieser Stelle markiert, also kommuniziert würden. Es hängt nun ebenfalls vom Erzählkontext dieser punktuellen Referenz ab, ob Dialogizität (6) aufkommt – wenn etwa eine kritische Wirkungsstrategie gegenüber der idealisierten Vorstellung von Liebesbeziehungen in Märchen vorliegt, etwa die Protagonistin aufgrund solcher Vorstellungen scheitert, vielleicht werden auch märchentypische Geschlechterrollen dekonstruiert bzw. tradiert, jedenfalls wird die Protagonistin durch diesen Satz mithilfe des *Gattungswissens* des Rezipienten *charakterisiert*. Der Einfluss der Gattung Märchen auf den Roman müsste dann noch reflektiert werden, um das Autoreflexivitätskriterium (3) zu erfüllen.

Die Systemreferenz ist hier also sehr intensiv. Der direkte Bezug auf Exemplare (Einzeltextreferenz) ist wesentlich schwächer. Das Phantastische, Idealisierte, (oberflächlich) Unrealistische – vielleicht infantile Vorstellungen bedienende – der Gattung als Ganzes, wird hier evoziert, was dann von den unterschiedlichen Realisaten mehr oder weniger eingelöst werden mag. So etwa – ganz typisch – von der Geschichte des *Aschenputtels*, zu dem unser Beispiel durch das Element „Märchenprinz“ eine gewisse direkte Spannung aufbaut. Wie gesagt: Der erzählerische Kontext des Folgetextes macht es dann aus, ob hier auch Strukturreferenzen vorliegen. Kaum noch direkter Bezug wird dann etwa zum *Rumpelstilzchen* aufgebaut, da das evozierte Element (Prinz) darin nicht vorkommt. Indirekt besteht über die Gattung allerdings jedenfalls eine gewisse Beziehung. Je stärker auf ein Gattungssystem referiert wird, desto indirekter wird der Bezug zu den einzelnen Exemplaren der Gattung, je stärker die Referenz auf die konkrete Realisierung und Ausprägung bestimmter Elemente und Strukturen eines bestimmten Einzeltextes ausfällt, desto direkter ist die Intertextualität, da ja das übergeordnete System weniger intensiv in dieses Beziehungssystem eingebunden wird. Wohlgemerkt: Wohl alle Texte weisen direkte und indirekte Bezüge auf. Die Intertextualität wird aber direkter, wenn der Text sich *intensiver* – und hier helfen die pfister'schen Intensitätskriterien – auf Einzeltexte als auf Systeme bezieht. Die beschriebene Systemreferenz wird dabei an dieser Stelle nicht als „Textreferenz“ angesehen, da Gattungssysteme selbst nach den obigen Kriterien keinen „Textcharakter“ zugestanden bekommen. Dennoch sind Reflexionen über explizite Text-Gattungsbezüge natürlich eine Aufgabe der Intertextualitätsforschung, da diese sich ja im intertextuellen Raum – und nur dort – konstituieren.

Abstrakter und schwieriger wird die Angelegenheit bei Diskursen: Diese speisen sich anders als (Text)gattungen nicht per Definition aus Texten, weshalb ein Bezug auf einen Diskurs allein nur mit Einschränkungen ins Einzugsgebiet der Intertextualitätstheorie fallen kann. Zwar ist nicht zu bestreiten, dass ein Bezug eines Textes z. B. auf den Genderdiskurs³²⁶ ihn mit allen anderen an diesen Diskurs andockenden Texten in irgendeiner Weise verbindet. Vielleicht macht es hier wiederum Sinn, die Definition von Intertextualität ein kleines bisschen von der Perspektive der Analysemöglichkeiten aus vorzunehmen. Werden zwei Texte, die beide deutliche Bezüge zum Genderdiskurs aufbauen, komparatistisch analysiert, so können diese beiden konkreten Texte jedenfalls über die Bande des Diskurses – auch ohne sonderlich intensiven direkten Bezug – aus intertextualitätstheoretischer Perspektive betrachtet werden und weisen also auch intertextuelle Bezüge auf. Geht es aber nicht primär um die textliche Umsetzung von Diskursen, sondern vor allem um die Diskurse selbst, ist in erster Linie von interdiskursiven Bezügen zu sprechen und also mit diskursanalytischen Mitteln vorzugehen. Diese können teilweise durchaus ident sein mit Mitteln der Intertextualitätsforschung, wie ja auch in der Intermedialitätsforschung teils mit ähnlichem Instrumentarium gearbeitet wird.³²⁷ Vielleicht ist es zielführend, all jene „Inter-Richtungen“ in der Forschung unter einem Dachbegriff zusammenzufassen, (etwa „Interobjektale Forschung“), statt den Intertextualitätsbegriff krampfhaft zu einem solchen zu stilisieren.

3.3. Zum Poststrukturalismus

Intertextualität, zumindest indirekte Intertextualität – zuvorderst indirekte Bezüge über die „Bande“ der Sprache – ist eine existenzielle Voraussetzung für jeden Text. Jedoch ist sie nur ein Teilaspekt des Textes, nur eine von mehreren Dimensionen. Kein Text erklärt sich aus seiner Intertextualität allein. Auch bei hochgradig intertextuellen Texten – wie etwa Collagen – konstituiert sich der Sinn aus der so intendierten Anordnung der fremden Textelemente. Sobald ein Folgetext von seinem Prätext abweicht, ist er eben ein neuer Text, ist er also bis zu einem gewissen Grad autonom und *originär*. Damit soll jedoch nicht dem anderen Extrem, einer

³²⁶ Ffließend ist natürlich der Übergang vom Bezug auf den Diskurs zu keinem Bezug.

³²⁷ vgl.: Rajewski, Irina O.: Intermedialität. Tübingen; Basel: Francke 2002. (= UTP für Wissenschaft 2261.) S. 59-77.

übersteigerten „Genieästhetik“ das Wort geredet werden. Diese Polarisierung von der Negation des Autors auf der einen und der Stilisierung desselben zum Genie auf der anderen Seite ist in letzter Zeit kritisiert worden. So etwa durch Homscheid in Zusammenhang mit seiner Arbeit zum Interkontextualitätsbegriff:

Angesichts der mangelnden Präzisierung und Funktionalisierung des Kontextbegriffs in der Literaturwissenschaft sind Überhöhungen der Autorinstanz in der Genieästhetik und Überhöhungen des Textbegriffs in der Postmoderne nur verschiedene Kehrseiten derselben Medaille.³²⁸

Dem poststrukturalistischen bzw. postmodernen Credo, es gebe keine neuen Texte, keine neuen Geschichten, schon allein weil es keine Subjekte und also keine Intentionen gebe, soll hier also keine Beachtung geschenkt werden. Die These reicht tief in fundamentale anthropologische Fragestellungen hinein, deren Beantwortung nicht Aufgabe dieser Arbeit ist. Die Negierung von Intentionen, von Veränderbarkeit der Wirklichkeit (die ja nur aus Texten bestehe) und Innovation durch den Menschen geht hier in letzter Konsequenz bis zur Negierung des freien Willens etc. Die Negierung von Sinnkonstitution durch Texte ist gleichbedeutend mit der Negierung von Sinnkonstitution menschlichen Handelns. Der poststrukturalistische Textbegriff, seine „Pantextualität“³²⁹ oder besser dieser „Pantextualismus“ mit seinen entsprechenden Auffassungen zu Subjekt und Objekt läuft auf die Determiniertheit alles Textlichen und also alles textlich Produzierten und gemäß der Prämisse „alles ist Text – Text ist alles“ auf die Determiniertheit jedweder Handlung hinaus. Dieser für das Funktionieren der poststrukturalistischen Argumentation notwendigen Prämisse soll an dieser Stelle weder zugestimmt noch widersprochen werden. Widersprochen werden aber soll jener Vorstellung, die die positive Beantwortung dieser Fragestellung voraussetzt. Letzen Endes maßt sich der Poststrukturalismus damit nämlich an, das Phänomen „Mensch“ vollkommen verstanden zu haben.

³²⁸ Homscheid: Interkontextualität, S. 23.

³²⁹ Klemm: Wie hältst Du's mit dem Textbegriff?, S. 149.

TEIL II: Textanalyse

Zwei Feststellungen sind vorab zu formulieren:

Die Konzentration in der Analyse von *HmH* liegt auf Bezügen zu Heine-Texten. Allerdings sind Prätexte des Gedichtzyklus nicht nur im Œuvre Heines zu finden, wenngleich diese – vor allem im Paratext – am intensivsten markiert sind.

Es ist nun grundsätzlich wenig sinnvoll, dem Autor eines Folgetextes einen bestimmten Interpretationsansatz „in den Mund zu legen“. Erschwert wird das Unterfangen durch die komplizierte Interpretationsgeschichte vieler Heinetexte. Es ist also sinnvoll, weitgehend textimmanent zu arbeiten und sich auf die intertextuellen Verfahren selbst zu konzentrieren. Es geht primär darum, Übereinstimmungen und Kontraste zwischen Prä- und Folgetext zu untersuchen und Interpretationsbemühungen lediglich bezüglich der Funktionen der unterschiedlichen Verfahren, wie sie in Anbetracht dieser Beobachtungen schlüssig zu bewerkstelligen sind, anzustellen.

In aller Kürze soll nun die Bedeutung von Intertextualität in Henrichs Œuvre umrissen werden, zumal die Henrich-Forschung diesem Aspekt einiges an Aufmerksamkeit widmet.

4. Intertextualität im Werk von Peter Henisch

In einem Interview mit Michael Cerha bekannte sich Peter Henisch zur intertextuellen Schreibweise:

Ich habe es immer interessant gefunden, wie man quer durch die Literatur Verbindungen finden kann. Interessant nicht nur aus Lust am Intertextuellen, sondern aus der Lust etwas zu finden, worin man sich auch selbst erkennt.³³⁰

Auch wenn Henisch teils dem Neo-Realismus zugeordnet wird, also einer Strömung, die sich vom postmodernen Postulat vom „Ende des Erzählens“ distanziert und in diesem Sinne von radikal intertextuellen Schreibweisen abrückt, indem sie die Wirklichkeitsreferenz betont,³³¹ hatte er durchaus Schaffensphasen, die von sehr intensiver Intertextualität geprägt waren. Henisch ist sich literarischer Traditionen und Einflüsse bewusst. So weist er auf die Textkette hinter seinem Roman *Morrisons Versteck* hin: Auf Van Morrisons Beeinflussung von Seiten Jack Kerouacs, der wiederum vom Sturm und Drang inspiriert worden sei.³³² Gleichzeitig ist sich Henisch darüber im Klaren, dass „Literatur[,] mit Inspiration durch bereits bestehende Literatur zu tun hat“.³³³ Er betont die Krux übertriebener Intertextualität: So habe er geplant, unter Heranziehung der Figur des Don Quijote „[E]ine komische Geschichte [zu schreiben], in der jemand die Literatur zu ernst nimmt“.³³⁴ Der Don Quijote rührt an die im Laufe dieser Arbeit des Öfteren thematisierte Problematik „der Flucht aus der Wirklichkeit der Dinge“.³³⁵

Schon ein Blick auf die Titel der Werke Henischs lässt intensive Intertextualität erahnen. So etwa jener des *HmH* beinhaltenden Gedichtbandes *Hamlet, Hiob, Heine*, oder der Untertitel zu *Vom Wunsch, Indianer zu werden: Wie Franz Kafka Karl May traf und trotzdem nicht in Amerika landete*, (das William F. Quirk als „Séance“ der

³³⁰ Henisch, Peter: Peter Henisch in Gespräch mit Michael Cerha. In: Grünzweig, Walter: Peter Henisch – eine biographische Skizze. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (= Dossier 21.) S. 17.

vgl. auch: Grünzweig, Walter: Peter Henisch – eine biographische Skizze. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (= Dossier 21.) S. 232.

³³¹ ebd.: S. 17.

³³² vgl.: ebd.: S. 16, 17.

³³³ ebd.: S. 17.

³³⁴ ebd.: S. 18.

³³⁵ Plett: Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik, S. 90.

genannten Schriftsteller interpretiert),³³⁶ sowie die Nestroy-Bearbeitung *lumpazimoribundus* oder der Roman *Hoffmanns Erzählungen. Aufzeichnungen eines verwirrten Germanisten* usf. Neben diesen Bezügen des Henisch-Oeuvres zu externen Texten, gibt es zahlreiche werk-interne Beziehungen. So hat Ulmer Überlappungen von Erlebnissen der Figur des Peter in *Der schwarze Peter* mit jenen in *Die kleine Figur meines Vaters* festgestellt.³³⁷ Außerdem gibt es verbindende Figuren, wie jene des Hamlet³³⁸, die nicht nur in dem erwähnten Gedichtband eine Rolle spielt, konkret im Gedichtzyklus *Hamlet / Fabeln*³³⁹, sondern auch im 1971 erschienenen *Hamlet bleibt*. Auch die zweite Figur des Gedichtzyklus, Hiob, hatte Henisch schon zuvor in *Mir selbst auf der Spur. Hiob. Gedichte*.³⁴⁰ aufgegriffen. Hierin zeichnet sich die im obigen Zitat anklingende identifikatorische Funktion von Peter Henischs Intertextualität ab, die nicht zuletzt bei *HmH* von Bedeutung ist.³⁴¹ Und umgekehrt ist etwa *Der schwarze Peter* ein Fall von expliziter Identifikation des Autors mit einer fiktiven Figur. Christoph Parry zufolge sei diese fiktive Biographie ein Beispiel für „narrative Identität“³⁴². Die Bedeutung der Figur des Hiob wird in dem nun folgenden kurzen Forschungsbericht ebenso dargelegt wie ein anderer interessanter Fall der intertextuellen Vorgehensweise von Peter Henisch: Die dreifach überarbeitete Posse *lumpazimoribundus*. Diese Beispiele wurden ausgewählt, weil sich darin für Henisch typische Verfahren abzeichnen: Erstens die (post)moderne Programmatik des Prozesshaften, des Unabgeschlossenen, das bewusst Unvollkommene und Hinterfragende mancher intertextueller Schreibweisen sowie die identifikatorische Funktion. Drittens stößt man des Öfteren auf intertextuelle Aktualisierung, ein Verfahren, das für das Naturmotiv in *HmH* eine

³³⁶ vgl.: Quirk, William F.: Der Roman als Séance. Literatur, Darstellung und Schriftlichkeit in Peter Henischs *Vom Wunsch, Indianer zu werden*. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (=Dossier 21.) S. 118 ff.

³³⁷ vgl.: Ulmer, Anne C.: Außenseiter in den Werken von Peter Henisch. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (=Dossier 21.) S. 76, 77.

³³⁸ Henisch, Peter: *Hamlet bleibt*. Frankfurt: Fischer 1971. 107 S.

³³⁹ Henisch, Peter: *Hamlet/Fabeln*. In.: Ders.: *Hamlet, Hiob, Heine. Gedichte*. Salzburg; Wien: Residenz 1989. S. 55-64.

³⁴⁰ Henisch, Peter: *Mir selbst auf der Spur. Hiob. Gedichte*. Baden bei Wien: Grasl 1977. (= Lyrik aus Österreich 4.) 63 S.

³⁴¹ Hell, Cornelius: Henisch, Hiob, Heine. Beobachtungen zu Poesie, Religion und Ironie bei Peter Henisch. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (= Dossier 21.) S. 81 ff.

³⁴² vgl.: Parry, Christoph: Zwischen Haut und Heimat. Zur Identitätskonstruktion in Peter Henischs Roman *Schwarzer Peter*. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (=Dossier 21.) S. 134.

gewisse Rolle spielt. Im Zuge dieser Darlegungen soll die Terminologie Pfisters und Broichs angewandt sowie vertieft und ausdifferenziert werden.

Nicht übergangen werden soll bei diesem kurzen Überblick Henischs als Hauptwerk zu bezeichnender³⁴³ Roman *Die kleine Figur meines Vaters*, in den ein reales Interview mit Henischs Vater, dem ehemaligen NS-Kriegsfotographen, eingearbeitet wurde.³⁴⁴ Auf eine tiefergehende Darlegung wird verzichtet, da dieses Werk in der Forschung schon zur Genüge behandelt wurde.³⁴⁵ Nicht unerwähnt bleiben darf dieses Buch aber, da, wie Markus Kreuzwieser meint, in den sich darum gruppierenden Themen – Herkunft, Elternhaus, Kindheit, Identitätssuche sowie das Spannungsverhältnis zwischen der österreichischen NS-Verdrängung und dem Aufbruch der Jugend in den 60er Jahren, das Aufbegehren gegen die Vätergeneration eben – Leitmotive von Henischs Werk zu sehen sind.³⁴⁶

Nun aber zu einem interessanten Fall der Reproduktion der Figur des Hiob. Hier liegen einige der eben erwähnten Funktionen vor.

4.1. Hiob: Prozessualität, Aktualisierung und Identifikation

Ein sich durch die gesamte Literaturgeschichte ziehendes wesentliches intertextuelles Verfahren ist es, vorgearbeitete literarische Figuren aufzugreifen. Auf diese Weise haben es mitunter viele biblische Figuren in die Weltliteratur geschafft und es ist das Buch *Hiob*, das laut Cornelius Hell besonders stark nachgewirkt habe: Hiob sei vom mittelalterlichen Epos bis zum Gegenwartsroman „Ansprechpartner und Identifikationsfigur“³⁴⁷. Solcher vorgearbeiteter Identifikationsfiguren finden sich in Henischs Werk zuhauf:

Immer wieder hat Peter Henisch seine Textwelten aus der Perspektive vorgegebener literarischer Figuren aufgebaut, mit fiktiven Biografien gespielt oder Schriftstellerbiografien als Spielmaterial eingesetzt.³⁴⁸

³⁴³ vgl.: Grünzweig: Peter Henisch – eine biographische Skizze, S. 218.

³⁴⁴ vgl.: ebd.: S. 218-220.

³⁴⁵ vgl.: etwa: Brzovic, Kathy: Papa's Nazi Past and the Anxiety of Influence: Peter Henisch's *Die kleine Figur meines Vaters*. In: Decker, Craigh (Hg.): *Balancing acts. Textual strategies of Peter Henisch*. Riverside: Adriane 2002. (= *Studies in Austrian literature, culture and thought.*) S. 40-53.

³⁴⁶ vgl.: Kreuzwieser, Markus: *Von den Wundern der Tonkunst. Zur Rolle der Musik bei Peter Henisch*. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: *Peter Henisch*. Graz: Droschl 2003. (=Dossier 21.) S. 92 ff.

³⁴⁷ Hell: *Henisch, Hiob, Heine*, S. 82.

³⁴⁸ ebd.: S. 81.

Natürlich wird durch die Figur mehr oder weniger der gesamte Hiob-Stoff evoziert. Im 1977 erschienenen Gedichtzyklus *Mir selbst auf der Spur. Hiob.*, in dem Hiob nicht als Person, aber als „poetisches Ich“ präsent ist, gehe es laut Eva Schobel um die „Verwirklichung oder eben Nichtverwirklichung von Menschlichkeitshoffnungen“³⁴⁹, das „Gelingen bzw. Mißlingen [sic!] von Humanität“³⁵⁰. Dabei darf die gehörige Ladung Subversion und Aufbegehren, die die Figur Hiob und ihre Geschichte ausstrahlen, nicht übersehen werden. Und dieses Potenzials war sich Henisch bewusst. Einflussgebend waren hierbei Überlegungen Ernst Blochs. Dieser schreibt etwa in *Atheismus im Christentum*: „Hiob [...] verneint Gott als einen Gerechten“³⁵¹. Hiob ist demzufolge ein Aufbegehrender, worin ein krasser Gegensatz zur traditionell christlichen Rezeptionsweise des Hiob-Stoffes besteht: Diese sieht in Hiob den Inbegriff bedingungsloser, duldsamer Gottergebenheit. Diese Diskrepanz wird vor allem durch das harmonische Finale der Geschichte in der Bibel augenscheinlich, wo Gott den Hiob für seine Leiden entlohnt und sich der tiefe Konflikt in Wohlgefallen auflöst. Die ursprüngliche Fassung des Hiob sei laut Bloch manipuliert worden. Die positive Schlusswendung passe nicht zu den tiefgehenden Dialogen in der Mitte des Buches. Hier „donnert“³⁵² Gott „naturdämonenhaft“³⁵³ wie ein „Despot“³⁵⁴. Der Kniefall Hiobs und die urplötzliche, reichlichste Wiedergutmachungen durch Gott am Schluss des Buches habe nach Auffassung mancher etwas künstlich Deeskalierendes, etwas Beschwichtigendes. Bloch schreibt:

Wie bekannt, wurde der erbittertste Mann als der geduldige hingestellt: Geradezu ausgestellt; Hiob sollte die Zweifler wieder in den Stall zurückbringen. Das Volksbuch hat über den Dichter gesiegt; als sanfter Dulder steht der Empörer kirchlich da. [...] ‚der Herr segnete Hiob hernach mehr denn vorhin‘, diese Worte des Endes löschten das ganze kochende Zentrum aus.³⁵⁵

Symbolfiguren des Aufbegehrens des Schwachen gegen den Mächtigen gibt es bekanntlich auch abseits der hebräisch-christlichen Erzähltradition – etwa den griechischen Prometheus³⁵⁶, der nicht nur titelgebend ist für Goethes Initiationstext

³⁴⁹ Schobel, Eva: Peter Henisch. Eine Monografie. Bd. 1. Dissertation. Univ. Wien 1987.

(=Dissertationen der Universität Wien 191.) S. 279.

³⁵⁰ ebd.: S. 275.

³⁵¹ Bloch, Ernst: *Atheismus im Christentum. Zur Religion des Exodus und des Reichs*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1985. (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 563.) S. 148.

³⁵² Schobel: Peter Henisch, I, S. 280.

³⁵³ ebd.: S. 280.

³⁵⁴ ebd.: S. 280.

³⁵⁵ Bloch: *Atheismus im Christentum*, S. 128.

³⁵⁶ vgl.: ebd.: S. 159-166.

des Sturm und Drang³⁵⁷, sondern es auch in Henischs Hiob-Zyklus geschafft hat: Die Überschneidungen der beiden Symbolfiguren macht Henisch in *Hiobs 2. Psalm* deutlich,³⁵⁸ es gehe darum, ...

[...] ein Feuer zu schlagen / aus Deinen / Steinen / daß Deine Nacht / niemand erträgt
// zerspringe / von seiner Hitze³⁵⁹

Inwiefern ist dies nun intertextualitätstheoretisch relevant?

Die intensive Intertextualität von Henischs Hiob-Arbeiten weist nun sowohl System- als auch Einzeltextreferenz auf, es finden sich nicht nur Element-, sondern auch Strukturreproduktionen. Durch die Elementreproduktion der Figur „Hiob“ referiert der Text nicht nur auf Einzeltexte – vor allem die Hiob-Geschichte aus der Bibel – sondern auch auf das komplexe Diskurssystem um diese Figur bzw. deren textliche Realisierungen. Mit der Reproduktion der Konfliktsituation „Gott-Hiob“ und – zumindest rudimentär – der Handlung, werden schließlich Strukturen reproduziert.

Es spielt nun nach Meinung mehrerer Interpreten³⁶⁰ sowie laut Henischs eigenen Aussagen die Thodizeefrage, die Frage nach der Rechtfertigung des Leidens, angesichts vermeintlicher göttlicher Allmacht und Güte, eine zentrale Rolle im Hiob-Stoff. Durch die Reproduktion einer Jahrtausende alten literarischen Figur und die Evokation von deren Sujet und Thematik weist Henisch sein Anliegen als eine anthropologische Konstante aus. Der Prätext wird als „Kronzeuge“ für die anthropologisch elementare Bedeutung des Anliegens des Folgetextes aufgerufen.

Die Thematik des Hiob-Stoffes wird als für das 20. Jahrhundert noch aktuell deklariert, weiterhin problematisiert, offen gehalten. Hier tritt die typisch (post)moderne Programmatik der Prozesshaftigkeit, der Unabschließbarkeit von Einzeltexten auf den Plan, die sich der Idee des in sich geschlossenen, unantastbaren Kunstwerkes gegenüberstellt, an das nach dessen Fertigstellung, deren Möglichkeit ja „Prozessualisten“ negieren, nicht mehr zu rühren sei. „Letztbegründung [sei] zumindest überflüssig, wenn nicht autoritär“.³⁶¹ Sehr eindeutig prangt Henischs Bekenntnis zur Unabschließbarkeit von literarischen Werken, einer bedeutenden

³⁵⁷ vgl.: Kühlmann, Wilhelm und Friedrich Vollhardt: Sturm und Drang. In: Müller, Jan-Dirk (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 3, P-Z. Berlin; New York: de Gruyter 2003. S. 543.

³⁵⁸ Hell: Henisch, Hiob, Heine, S. 83.

³⁵⁹ Henisch, Peter: Das 3. Buch Hiob. In.: Ders.: Hamlet, Hiob, Heine. Gedichte. Salzburg; Wien: Residenz 1989. S. 80, 81.

³⁶⁰ Hell: Henisch, Hiob, Heine, S. 85, 88.

³⁶¹ Riese, Utz: Postmoderne/postmodern. In: Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden. Bd. 5: Postmoderne – Synästhesie. Stuttgart; Weimar: Metzler 2003. S. 2.

Triebfeder intertextueller Textproduktion, beim Schlussvers des letzten Gedichts des Hiob-Zyklus:³⁶²

Und, und, und ...³⁶³

Wendelin Schmidt-Dengler schreibt in ähnlichem Zusammenhang:

Die Annahme, dass alle vorliegenden Formen je ein Ganzes ergeben könnten, ist ebenso unrichtig, viel eher kommt zu Evidenz, dass ein in sich geschlossenes Werk nicht mehr möglich ist und sich jeder Text nur mehr als ein „work in progress“ verstehen kann. Was zählt, ist der Prozess, nicht die Finalisierung.³⁶⁴

Neben der intertextuellen Identifikation ist das Bekenntnis zum Prozesshaften, zum Unvollkommenen durch und in Verbindung mit Intertextualität ein bedeutender Aspekt in Henischs Gesamtwerk. Noch deutlicher wird diese Praxis bei dem nun folgenden Beispiel.

4.2. *lumpazimoribundus*: Prozessualität, Aktualisierung und Metaperspektive

Die Prozessualisierung durch intertextuelle Praktiken ist auch wesentlich für dieses Projekt. Das Hauptaugenmerk wird dabei aber auf den Aspekt der intertextuellen Aktualisierung gelegt – ein Verfahren, das im Laufe dieser Arbeit noch präziser beschrieben und ausdifferenziert werden wird (siehe u.a. Kap. 7.3.). Ein weiterer Punkt kommt hinzu: Die metaperspektivische Systemreferenz. Die folgenden Beobachtungen zu den Unterschieden zwischen Prä- und Folgetext stammen weitgehend von Wendelin Schmidt-Dengler.³⁶⁵

³⁶² vgl.: Hell: Henisch, Hiob, Heine, S. 84.

³⁶³ Henisch, Das 3. Buch Hiob. In: Ders.: Hamlet, Hiob, Heine. Gedichte. S. 94.

³⁶⁴ Schmidt-Dengler, Wendelin: Aus Vagabunden werden Moribunde. Antiposse, Novelle, Erzählung und Hörspiel. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (=Dossier 21.) S. 63.

³⁶⁵ vgl.: ebd.: S. 48-67

4.2.1. Die Aktualisierungsfunktion in *lumpazimoribundus*

4.2.1.1. Normative Aktualisierung

Schmidt-Dengler schreibt in Bezug auf Henischs vierfache (!) Überarbeitung von Nestroys *Der böse Geist des Lumpazivagabundus*, Henisch habe es sich, anders als der dem Geschmack des Biedermeierpublikums ausgesetzte Nestroy, erlauben können, die Handlung negativ und ohne „explizite Moral“³⁶⁶ enden zu lassen. Drei unverbesserliche „Strizzis“ sollen durch eine Fügung der Göttin Fortuna geläutert werden. Bei Nestroy schaffen die Liederlinge den Sprung in ein solides Leben, bei Henisch endet die Geschichte ohne Überwindung der „problematischen Schicksale“³⁶⁷ der Protagonisten. Allerdings besteht – eine Parallele zum Hiob – der dringende Verdacht, Nestroy habe sein harmonisches Ende gewaltsam herbeigeführt.³⁶⁸

Dafür gibt es zwei Indizien: Erstens wird vielerseits bestätigt, dass Nestroys Posse deutlich auf ein negatives Ende hin ausgelegt sei, dass die glückliche Wendung zum Schluss künstlich wirke und nicht zur vorangehenden Handlung passe:

Der Kontrast zwischen der eigentlich logisch begründeten Hinführung zu einem bestimmten Punkt des Versagens und der dann eintretenden Wendung ist einfach zu stark.³⁶⁹

Der zweite Hinweis ist konkreter: Es gibt eine Diskrepanz zwischen Manuskript und erster Druckfassung. Endet letztere in völliger Eintracht, wird die Vorstellung des sicheren Hafens der bürgerlichen Ehe am Ende der handschriftlichen Version scharf ironisiert. Zwei der drei „Strizzis“ stehen in: „demüthiger Stellung, vor jedem steht EIN WEIB, in altbürgerlicher Haustracht, welche eine Ruthe schwingt“³⁷⁰

Aufgrund veränderter literarischer und gesellschaftlicher Normen kann nun Henisch auf die Verschleierung der eigentlichen Stoßrichtung des Textes verzichten.³⁷¹ Und der Normkontrast wird auch anderweitig deutlich. Nicht nur im Finale wird Henisch

³⁶⁶ ebd.: S. 51.

³⁶⁷ ebd.: S. 52.

³⁶⁸ ebd.: S. 51.

³⁶⁹ Haida, Peter: Nestroy: Der böse Geist des Lumpazivagabundus In: Dramen des 19. Jahrhunderts. Stuttgart: Reclam 1997. S. 110.

³⁷⁰ Nestroy, Johann: Der Böse Geist Lumpacivagabundus oder Das Liederliche Kleeblatt[t]. Zauberposse mit Gesang in drey Aufzügen. In: Hein, Jürgen (u.a.): J.N. Nestroy. Sämtliche Werke. Stücke 5. Wien: Dachs 1993. S. 132.

³⁷¹ vgl.: Haida: Der böse Geist des Lumpazivagabundus, S. 116.

expliziter: Das Auftrittslied des Schusters Knierem ist bei Nestroy von harmloser Weinseligkeit geprägt, während durch Henischs Äquivalent „Glasl“ Alkoholismus nicht nur anhand der Namensgebung direkter problematisiert wird: Pathologisch beschreibt Glasl die zitternden Hände des Alkoholkranken.³⁷² Zu mimetisches Schreiben war in der Restaurationszeit nicht gern gesehen, wobei gerade Nestroy erste Schritte in eine solche Richtung setzte.³⁷³ Und auch der Frauenheld Zwirn wird als Kuli bei Henisch eindeutiger: Singt Zwirn lediglich davon, „die Madeln gern“³⁷⁴ zu haben, lechzt Kuli nach einer „frau, bei der was eine geht, [...]“³⁷⁵.

Daneben gibt es viele andere aktualisierende Entwicklungen, die hier bei Weitem nicht eingehend erläutert werden können. Hinsichtlich ästhetischer Normen ist das etwa die Zurückdrängung fantastisch-allegorischer Elemente, also der Feenwelt mit Fortuna und Konsorten.³⁷⁶

Jedenfalls wird klar: Der Kontrast zwischen Prä- und Folgetext geht nicht primär auf eine kritische Werthaltung des Folgetextautors zurück, sondern basiert viel mehr auf einem veränderten Produktionskontext (siehe: Kap. 7.5).

4.2.1.2. **Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aktualisierung**³⁷⁷

Angesichts der Tatsache, dass Henischs Bearbeitungen über 20 Jahre hin entstanden sind, spielen natürlich auch wirtschafts- und sozialgeschichtliche Veränderungen eine Rolle. Manche davon sind ganz unspektakulärer Art. So gewinnen die drei „Strizzis“ in der Theaterfassung aus den 70ern eine Million *Schilling*, einen in den 90ern doch schon recht mickrigen Betrag, weswegen die Währung in der zu der Zeit entstandenen Erzählung zur *Deutschen Mark* „upgegradet“ wird.³⁷⁸ Eine weitere relativ oberflächliche Änderung erfolgt hinsichtlich Schecks Outfit: In der Theaterfassung heißt es zu Scheck, er sei: „sehr hippiemäßig gekleidet“³⁷⁹ und in der

³⁷² Henisch, Peter: *lumpazimoribundus*. Antiposse mit gesang. Wien, München: Roetzer 1975. S. 7. Auch diese Beobachtung stammt von Schmidt-Dengler.

vgl.: Schmidt-Dengler: *Aus Vagabunden werden Moribunde*, S. 54.

³⁷³ Nestroy: *Der böse Geist Lumpazivagabundus* S. 113 ff.

³⁷⁴ vgl.: ebd.: S. 142.

³⁷⁵ Henisch: *lumpazimoribundus*, S. 7.

³⁷⁶ vgl.: Schmidt-Dengler: *Aus Vagabunden werden Moribunde*, S. 63.

³⁷⁷ Strenggenommen kann „Wirklichkeit“ nicht als Oppositionsbegriff von „Norm“ verwendet werden. Normen sind natürlich ebenfalls Teil der Wirklichkeit.

³⁷⁸ Schmidt-Dengler: *Aus Vagabunden werden Moribunde*, S. 63.

³⁷⁹ Henisch, Peter: *Lumpazimoribundus*. In: Ders.: *Vagabundengeschichten*. München; Wien: Langen 1980. S. 185.

Erzählung dann: „Er sieht aus, wie einer, der zwei bis drei Jahrzehnte zu spät, den Hippie spielen möchte.“³⁸⁰. Anders als bei der Behandlung der Thodizeefrage anhand des Hiob-Stoffes (Kap. 4.1.), wo eine anthropologische Konstante betont wird, wird hier im Zuge eines intertextuellen Prozesses eine Veränderung, eine Inkonstanz thematisiert: „Unterschiedliche Bearbeitungsstufen geben unterschiedliche Punkte in Sozial- und Ideengeschichte wieder.“³⁸¹

Dass solcherlei historisch bzw. kontextuell bedingte Kontraste zwischen Prä- und Folgetext noch weit Brisanteres demonstrieren können, wird in Kapitel 7 zu zeigen sein.

Es geht also jedenfalls nicht nur um Denkbewegungen, um sich verändernde Wirklichkeitsmodelle, um kritische Wirkungsstrategie³⁸² dem Wirklichkeitsmodell des Prätextes gegenüber, wie die Intertextualitätsforschung es als zentrale Funktion der Intertextualität auffasst,³⁸³ sondern auch um tatsächliche Veränderungen in der „Wirklichkeit“. Diese hier angestellten Unterscheidungen bezüglich der intertextuellen Aktualisierung werden anhand des Naturmotivs in *HmH* aufgegriffen und ausgeführt. (siehe Kap. 7).

4.2.2. Von Posse über Antiposse zu Erzählung: Metaperspektivische Systemreferenz

Wie in Kapitel 2.3.2. versprochen, wird nun gezeigt, wie Pfisters „Referentialität“ konkret in Systemreferenzen auszumachen ist. Neben den Unterschieden zwischen Nestroy und Henisch gibt es Entwicklungen innerhalb der vier Fassungen Henischs. Wie etwa hinsichtlich der Gattungswahl: Metaperspektivisch werden gattungsmäßige Eigenheiten reflektiert. Dies geschieht ja schon, wenn Henisch der nestroy'schen „Posse“ demonstrativ eine „Antiposse“ gegenüberstellt, damit das tragische Ende der Adaption andeutet. Angesichts der oben erläuterten sozialgeschichtlichen Verwobenheit von Gattung und Gesellschaft, der gesellschaftlichen Brisanz von Gattungsnormen, die an allgemein gesellschaftliche Normen geknüpft sind, stellt dies keinesfalls nur eine innerliterarische Reflexion dar, sondern bezieht sich auf die

³⁸⁰ Henisch, Peter: Kommt eh der Komet. Eine Erzählung. Salzburg; Wien: Residenz 1995. S. 10.

³⁸¹ Schmidt-Dengler: Aus Vagabunden werden Moribunde, S. 65.

³⁸² Schulte-Middelich: Funktionen intertextueller Textkonstitution, S. 215.

³⁸³ vgl.: ebd.: 198 ff.

Wechselwirkung Literatur-Gesellschaft. Und die ideologische Ladung gewisser Gattungen hat schon Nestroy reflektiert:

Schon in seinen frühesten Stücken setzt er sich kritisch und parodistisch [...] mit der traditionellen Form des Zauber- und Besserungsstücks auseinander. [...] Die politisch-gesellschaftlichen Implikationen der Gattung und ihre Tauglichkeit zur Propagierung eines biedermeierlichen Konservativismus sind offensichtlich.³⁸⁴

Demonstrativ deutlich ist der Kontrast zwischen Henischs Antiposse und seiner Erzählung: In der Erzählung wird vielmals im Konjunktiv formuliert, werden mehrere Möglichkeiten vorgeschlagen. Dieser Kontrast ist so augenscheinlich, dass hier ebenfalls von einer bewussten Reflexion zu Gattungen gesprochen werden muss:

„Das Definitive, das den dramatischen Text bestimmen muss, ist hier dem Potentialis gewichen. [...] Henisch [überführt] die dramatische Konzeption in eine epische [...].“³⁸⁵

Die Erzählung weist also Beziehungen zu Einzeltexten sowie Systemen auf. Es gibt erstens die Einzeltextreferenzen zu Nestroys „Lumpazi Vagabundus“ sowie jene zu Henischs *lumpazimoribundus*. Die wohl allen Texten inhärente Systemreferenz ist nun jene zur Gattung, der Erzählung. In den häufigeren Fällen bedient („use“³⁸⁶) sich diese Referenz aber lediglich der jeweiligen Gattungsmuster. Hier aber reflektiert der Text Gattungsspezifika, verweist auf sie. Mit Pfister gesprochen erfüllen somit beide Texte das Referenzkriterium in systemreferenzieller Hinsicht, was zur Metaperspektivität der Systemreferenz führt. Pfister schreibt ja im Rahmen der bei ihm eher auf Einzeltextreferenzen bezogenen Ausführungen zum Referenzkriterium, der Text würde durch höhere Referentialität metatextueller.³⁸⁷ Im Zusammenhang damit erwähnt er die linguistische Opposition von „use“ und „refer to“³⁸⁸. So verweist nun also die Erzählung auf ihre Gattung, wie eben Texte gleich Wörtern oder „linguistische[n] Strukturen entweder nur verwendet oder darauf auch verwiesen“³⁸⁹ werden kann. Durch ihre Metaperspektive wird die Systemreferenz aber im Sinne von Pfisters Autoreflexivitätskriterium nur bedingt autoreflexiv.³⁹⁰ Wohl reflektiert der Text durch seine Metaperspektive zu seinen gattungsmäßigen

³⁸⁴ Haida: Der böse Geist des Lumpazivagabundus, S. 99-100.

³⁸⁵ Schmidt-Dengler: Aus Vagabunden werden Moribunde, S. 55.

³⁸⁶ Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 26.

³⁸⁷ vgl.: ebd.: S. 26.

³⁸⁸ ebd.: S. 26.

³⁸⁹ ebd.: S. 26.

³⁹⁰ ebd.: S. 27.

Spezifika implizit damit auch seine intertextuelle Beschaffenheit als Exemplar eines Gattungssystems, autoreflexiv ist der Text aber vor allem bezüglich seiner Literarizität, nicht hinsichtlich seiner Intertextualität.

4.3. Resümee

Es wurde in diesem Kapitel also zweierlei besprochen: Erstens ging es um Charakteristika von Henischs intertextuellen Schaffen, das in Anbetracht seiner Zuordnung zum Neorealismus doch einen beträchtlichen Umfang aufweist. Solche Charakteristika sind dabei etwa die Identifikation mit vorgefertigten Figuren, das ist das recht explizite und gelebte Bekenntnis zur Prozessualität literarischer Produktion, zur Unabschließbarkeit von literarischen Werken und also Problembehandlungen und Ideenkomplexen. Dass hier Intertextualität oftmals tatsächlich die von Kristeva betonte Funktion der Subversion erfüllt, sollte klar sein. Gleichzeitig wurden aber andere Funktionen ausgemacht, was dazu bewog, die Terminologie von Pfister erstmals in dieser Arbeit praktisch anzuwenden. Das Kriterium der Referenzialität wurde bei Systemreferenzen der Nestroybearbeitungen ausgemacht und im Zuge dessen terminologisch ausdifferenziert. Gleichzeitig fanden sich Beispiele für ein intertextuelles Verfahren, das in dieser Arbeit besonders große Aufmerksamkeit bekommen soll, das in *IFFA* unzureichend besprochen wird und das einen Sinnkontrast jenseits kritischer Wirkungsstrategie aufweisen kann: Die intertextuelle Aktualisierung.

5. Der Zyklus

Nun wird, ohne vorerst allzu sehr auf intertextuelle Bezüge einzugehen, der Zyklus für sich untersucht. Was die Beziehungen der Gedichte untereinander anbelangt, kann man nun – je nachdem ob der Zyklus als ein einziger Text oder als Sammlung mehrerer Einzeltexte aufgefasst wird – von „intratextuellen“ oder „horizontalen intertextuellen“ Bezügen sprechen. Letztlich ist auch die Auffassung, es handle sich um vertikale intertextuelle Bezüge, nicht unplausibel.³⁹¹ Wie eingangs behauptet zielt intertextualitätstheoretisches Instrumentarium nicht vorrangig darauf ab, Texte und Textbeziehungen letztgültig zu kategorisieren, sondern durch neue Einordnungen neue Untersuchungsperspektiven zu ermöglichen. Hierbei konzentriere ich mich auf die Struktur und die grundsätzlichen Themen und Motive³⁹² des Zyklus. Die 16 Gedichte des Zyklus haben nicht nur verbindende Motive, sondern weisen darüber hinaus eine narrative Struktur auf.

5.1. Die narrative Struktur

Das lyrische Ich, das dem Rezipienten in 11 von 16 Gedichten begegnet, schildert die im Titel angekündigte Heimkehr. Hierbei nimmt der Zyklus Züge der für Heinrich Heine typischen Gattung „Reisebericht“ an.

Zur Seite steht dem lyrischen Ich ein Begleiter, der im 2. Gedicht erstmals auftaucht und mit Harry benannt wird. Dahinter verbirgt sich wohl Heine selbst. Harry war der ursprüngliche Vorname Heines, den er – der Jude Heine – aus Assimilationsgründen abgelegt hatte. Die dahinter stehende, durch gesellschaftlichen Druck bedingte Selbstverleugnung des historischen Heine wird dem fiktiven Du in der Korrespondenz mit dem lyrischen Ich nicht zugemutet.

³⁹¹ Zur Unterscheidung „horizontal-vertikal“: „Ein Text, jeder Text, steht immer in zwei Bezugssystemen: zum einen dem vertikalen oder diachronen des Bezugs auf einen früheren Text, frühere Texte oder frühere Textbildungssysteme, zum anderen dem horizontalen oder synchronen des Bezugs auf gleichzeitig entstandene Texte oder zu dieser Zeit operative Textbildungssysteme.“ Pfister: *Imitation und Intertextualität bei Robert Lowell*, S. 326. (Siehe auch Kap. 2.3.3.)

³⁹² Ich folge der Terminologie von Jeremy Hawthorn: „Ein Thema unterscheidet sich von einem Motiv (oder Leitmotiv grundsätzlich durch größere Abstraktheit: Motive sind im Allgemeinen mit konkreten Manifestationsformen verknüpft.“ Der Übergang von Thema zu Motiv ist also ein fließender, weshalb ich mich von Situation zu Situation neu für einen der beiden Begriffe entscheiden werde. Hawthorn, Jeremy: *Grundbegriffe moderner Literaturtheorie. Ein Handbuch*. Tübingen: Francke 1994. (= UTB für Wissenschaft 1756.) S. 324.

Die Heimreise der beiden Gefährten führt über mehrere Stationen, die weitgehend nicht explizit benannt werden, jedoch durch Hinweise auf der realen Landkarte festzumachen sind:

Gedicht	Route
I.	italienisch-österreichische Grenze
II.	unterwegs Richtung Norden
III.	ein Badesee im Süden Österreichs (Kärnten?)
IV.	auf dem Weg durch die Steiermark Richtung Wien
V.	Nordsee
VI.-VIII	kein expliziter Schauplatz
IX.	Zugfahrt - Richtung unbestimmt (wahrscheinlich Süden bzw. Wien)
X.	Zugfahrt - Richtung unbestimmt (wie IX.)
XI.	Wien - ein Zimmer
XII.	kein expliziter Schauplatz
XIII.-XVI	kein expliziter Schauplatz

Den Ausgangspunkt des Zyklus stellt also die österreichisch-italienische Grenze dar. Der weitere Weg führt über einen Badesee durch die Steiermark in Richtung Wien. Die Steiermark ist anhand der genannten Ortschaften (Leoben, Bruck, Mürzzuschlag) recht einfach auszumachen. Auch die Fahrtrichtung wird uns explizit verraten: „Wie weit haben wir noch bis Wien?“ (V29, 30). Da die beiden Gefährten aus dem Süden kommen, reisen sie entweder aus dem damals noch existierenden Jugoslawien oder aus Italien ein. Aufgrund einiger autobiographischer Züge des lyrischen Ichs und der Tatsache, dass Henisch jahrelang zeitweise in der Toskana gelebt hat,³⁹³ ist davon auszugehen, dass die beiden Gefährten von Italien aus nach Österreich einreisen. Außerdem finden sich im 3. Gedicht mit dem Badesee samt Strandhotel Markenzeichen für das Bundesland Kärnten, das bei einer Fahrt von Italien nach Wien zu durchqueren ist. Die tatsächlich existierende Route verläuft von Udine über Klagenfurt, Leoben, Bruck an der Mur und Mürzzuschlag nach Wien.

Am Ende des 4. Gedichtes stellt das lyrische Ich resignierend fest: „Ich weiß nicht ob ich kein Ausländer bin“ (V34, 35). Daraufhin erfolgt eine abrupte Unterbrechung der Heimreise. Der Titel des nächsten Gedichtes lautet *Geflohen nach Norden*. Der Schauplatz ist eindeutig ein Meer („die See“ / V4) im Norden („geflohen nach Norden“ V1). Der Firmenname „Deich & Diel“ (V7) deutet auf den

³⁹³ vgl.: Grünzweig: Peter Henisch – eine biographische Skizze, S. 237.

deutschsprachigen Raum hin. Somit verbleiben nur noch Nord- und Ostsee. Nun montiert hier Henisch Versteile aus Heines Gedicht *Die Nacht am Strande*, das dem Gedichtzyklus *Die Nordsee*³⁹⁴ angehört. Der Schauplatz des 5. Gedichtes ist hiermit klar. Die zwei darauf folgenden Gedichte bieten zwar Schauplätze an. Diese gliedern sich aber nicht in die Reiseroute ein. Ist das lyrische Ich zuvor an den Schauplätzen der Gedichte anwesend, so wird im Gedicht 6 nur der Wunsch ausgedrückt, dort zu sein („auf den Bergen“ V1) und im Gedicht 7 wird lediglich auf einen Ort verwiesen (das „Museum zu Berlin“ / V9). In den Gedichten, die zuvor der Handlungsebene zugerechnet wurden, ist die Anwesenheit des lyrischen Ichs an den genannten Orten explizit dargelegt und von Bedeutung. In den Gedichten 6 und 7 werden die genannten Orte lediglich thematisiert. Das 8. Gedicht ist schließlich völlig frei von geographischen bzw. lokalen Anspielungen. Diese drei Gedichte (6, 7, 8) sind also aus der Handlungsebene herausgehoben. Dass sich aber die thematische Entwicklung an dieser Stelle sehr wohl ungebrochen fortsetzt, wird an anderer Stelle dargelegt werden.

In den Gedichten 9 und 10 schließlich befinden sich die beiden Gefährten wieder „auf Achse“. Die Fahrtrichtung wird explizit *nicht* verraten (V13). Da das Gedicht 11 allerdings ein Zimmer, eine Wohnung, jedenfalls einen Raum in Wien zum Schauplatz hat, liegt die Fahrtrichtung Süden nahe. Die Demonstrativpronomen in *Zu Hause* verraten die Anwesenheit des lyrischen Ichs. Im Gedicht 12 „badet“ das lyrische Ich in „melancholisch süßen Gewässern“ (V16-19). Es nimmt wohl auch wortlautlich ein Bad, die andere Redewendung „Schwamm drüber“ deutet jedenfalls darauf hin.

Für die darauffolgenden Gedichte 13, 14, 15 gilt Ähnliches wie für die Gedichte 6 und 7. Auch wenn im Gedicht 13 konkrete stadtgeographische Benennungen (13: Schwedenbrücke, Marienbrücke, Wien) vorliegen, das Gedicht 14 mit einem Lokaladverb („hier“) und das Gedicht 15 mit einem Lokalobjekt eröffnet wird, werden diese Orte und Stellen lediglich thematisiert, fungieren nicht als Schauplätze der Haupthandlung. So gesehen birgt das Gedicht 13 eine Binnenhandlung.

³⁹⁴ Heine, Heinrich: Die Nordsee. 1825-1826. Erster Cyklus. In: Windfuhr, Manfred (Hg.): Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Bd. 1.1: Buch der Lieder. Text. Hamburg: Hoffmann und Campe 1975. S. 364-369.

Der Gedichtzyklus weist also eine Handlungsstruktur auf. Vorangetrieben wird die Handlung durch das lyrische Ich, das als ein und dieselbe Person in den unterschiedlichen Gedichten auftaucht.

Zu unterscheiden sind diese Gedichte, die sich also in die Handlung bzw. die Reiseroute eingliedern, von jenen, die außerhalb dieser Handlung stehen und lediglich über die thematische Entwicklung in den Zyklus eingebunden sind. Diese thematische Entwicklung wird als nächstes untersucht.

5.2. Thematische Stränge

Das Grundmotiv des Zyklus ist naheliegender Weise die ambivalent-problematische Beziehung des lyrischen Ichs zur Heimat. Es sind zumindest 4 weitere thematische Stränge zu betonen: ein historisch-politischer, die Natur, die Kunst, der Tod.

Den Ausgang bildet das Gedicht „Zurückkehrend aus mehr Wärme“. Das Zurückkehren, die Heimkehr, bildet also den Anfang. Hierbei wird schon die für den Zyklus grundlegende Antithese „Heimat – Kälte“ eingeführt. Diesem Begriffspaar steht der Süden positiv besetzt gegenüber, eine Opposition, die sich den Zyklus hindurch fortzieht. Cornelius Hell schreibt hierzu:

Henischs Heine-Zyklus ist schon durch das ineinander von topografischen Beobachtungen und argumentierender Denkbewegung und den zugespitzten Gegensatz zwischen Süden und Norden bzw. Italien und deutschem Sprachraum mit Heine verbunden.³⁹⁵

„Wärme“ und „Kälte“ sind Metapher für das gesellschaftliche Klima. Grünzweig zufolge habe Henisch in der Toskana ein „Gefühl von Solidarität und Gemeinsamkeit“ erlebt, das es in Österreich in vergleichbarer Weise nicht gebe.³⁹⁶

Henisch selbst sagt, dort sei noch eine „fast anachronistische Kommunikation zwischen Menschen“³⁹⁷ möglich. Und das ist ganz offensichtlich in das erste Gedicht eingearbeitet: „[...] kaum / über der Grenze / wirken die Leute alt / und haben verlernt / miteinander zu reden / [...]“³⁹⁸.

Darüber hinaus ist das Verhältnis zur eigenen Sprache, einem Aspekt von Heimat, problematisch. Diese Sprachproblematik findet auch Eingang ins zweite Gedicht. In

³⁹⁵ Hell: Henisch, Hiob, Heine, S. 87.

³⁹⁶ Grünzweig: Peter Henisch – eine biographische Skizze, S. 237.

³⁹⁷ Henisch, Peter: Zitiert in: Grünzweig: Peter Henisch – eine biographische Skizze, S. 237.

³⁹⁸ Henisch: HmH, S. 140.

Vers 20 und 21 ist von „vergiftenden Sprüchen“ die Rede. Diese wachsen auf „vergifteten Bäumen“, womit die Thematik der Bedrohung der Natur, ein zentraler Aspekt des Zyklus, eingeführt wird. Weiters werden Vergangenheit und Zukunft der Heimat thematisiert („daß [...] wir uns schämen müssen für das was da war & sein wird“ V12-16), wodurch der Text eine historisch-politische Dimension bekommt. Um diesbezügliche Fragestellungen zu verdrängen, dreht das lyrische Ich „das Radio laut“ (V27), aus dem gerade Mozart zu hören ist. Hiermit findet nun auch noch der Kunstdiskurs in den Gedichtzyklus Eingang: Der zum nationalen Symbol stilisierte – und im Zuge dessen verklärte – Mozart verdrängt gegenwärtige Probleme.

Will man hier das lyrische Ich als Peter Henisch sehen, ergibt sich ein Kontrast hinsichtlich der Wertschätzung von Künstlern durch Staat und Gesellschaft. Die unangenehmen (Gegenwarts-)Künstler Henisch und Heine werden „bis auf die Haut gefilzt“ (V6-7).

Wurde das Naturmotiv (auf den vergifteten Bäumen) im 2. Gedicht bereits eingeführt, so erfährt es in *Der See: Das Heitere* eine Vertiefung. Wieder werden die beiden Gefährten Opfer von Repressionen: Zum einen durch die Vereinnahmung des Strandes durch ein Hotel, wodurch die Benutzung zahlungspflichtig, in einen ökonomischen Zusammenhang gerückt wird, zum anderen durch die Polizei – also Staatsgewalt – die die beiden „perlustriert“³⁹⁹. Die Vereinnahmung der Natur wird beklagt: „Und wäre doch unser See/und unser Land“ (V9-10).

Für das Verständnis des 4. Gedichts, „Die sogenannte materielle“, lohnt es sich erstmals kurz auf intertextuelle Bezüge einzugehen. Die Strophe 6 ist eine Montage von Versteilen aus dem Caput II von *Heines Deutschland. Ein Wintermärchen*. Dort äußert sich ein Mitreisender dem lyrischen Ich gegenüber:

³⁹⁹ Hier gibt es eine merkwürdige Übereinstimmung mit Torbergs *Tante Jolesch*. In dem Buch findet sich eine Anekdote eines gewissen „Dschingo Deutscher“ in der dasselbe Wort („perlustriert“) in substantivierter Form („Perlustrierung“) vorkommt. Das ist einerseits angesichts der Seltenheit dieses Wortes auffällig – es gibt aber weitere elementare und strukturelle Parallelen. So wird auch Dschingo Deutscher „perlustriert“ nachdem er „an verbotener Stelle“ (im Donaukanal in Wien) gebadet hat. Eine weitere Analogie: Auch Deutscher geht es um die „Heimkehr“ – vor Gericht besteht er auf die Unterscheidung: „Ich habe hier nicht gebadet – ich bin nach Hause geschwommen.“
Torberg, Friedrich: *Die Tante Jolesch oder der Untergang des Abendlandes in Anekdoten*. München; Wien: Dtv 1978. S. 37-39.

Die geistige Einheit gibt uns die Zensur,
Die wahrhaft ideelle -

Sie gibt die innere Einheit uns,
Die Einheit im Denken und Sinnen;
Ein einiges Deutschland tut uns not,
Einig nach außen und innen.⁴⁰⁰

Die Zensur als Instrument zur geistigen Gleichschaltung wird von Henisch mit der Kronen Zeitung in Verbindung gebracht. In der 5. Strophe begegnet uns wiederum die Natur: „Die Luftverschmutzung/europareif“ (V18). Das Gedicht schließt mit der resignierenden Bemerkung: „Ich weiß nicht, ob ich kein Ausländer bin“ (V34, 35). An diesem Punkt endet der erste Heimkehrversuch.

Heines *Wintermärchen* ist überhaupt ein wichtiger Bezugstext. Sein Plot – das Heimkommen aus dem Exil, zu der das lyrische Ich eine ambivalente Beziehung unterhält – weist Parallelen zu *HmH* auf und auch in einzelnen Gedichten finden sich Entsprechungen: So die Elementenreproduktion von Heines „Da fühlt ich ein stärkeres Klopfen“ (Kaput I, V6)⁴⁰¹ in Vers 4 und 5 des ersten Gedichtes: „Fühl ich / ein stärkeres Klopfen“ oder die dortige Thematisierung der Sprache, die ebenso bei Heines Kaput I vorliegt: „Und als ich die deutsche Sprache vernahm, / Da ward mir seltsam zumute; / Ich meinte nicht anders, als ob das Herz / Recht angenehm verblute.“ (V9-12). *Die Heimkehr*⁴⁰² aus dem *Buch der Lieder* ist ein weiterer unübersehbarer Bezugstext. Und auch daraus wird im ersten Gedicht von *HmH* ein Element reproduziert: Das „Ich weiß nicht“⁴⁰³ (V7) ist eine Anspielung auf das „Lorelei-Gedicht“ Heines, mit seinem prominenten Gedichtanfang: „Ich weiß nicht, was soll das bedeuten, [...]“ (V1).

Geflohen nach Norden lautet der Titel des nächsten Gedichtes, in dem sowohl die wertende Opposition von Norden und Süden aufrecht bleibt, als auch die Naturthematik fortgeführt wird. Dieses ist auch im 6. Gedicht *Auf die Berge will ich steigen* (infolge *AdBwis*) wesentlich (siehe Kap. 7.4.). Im darauffolgenden *Wie die Sonne untergeht* spielt das Naturmotiv eine andere Rolle – hier begegnet uns der

⁴⁰⁰ Heine, Heinrich: Deutschland. Ein Wintermärchen. In: Windfuhr, Manfred (Hg.): Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Bd. 4: Atta Troll. Ein Sommernachtstraum.

Deutschland. Ein Wintermärchen. Hamburg: Hoffmann und Campe. S. 94.

⁴⁰¹ ebd.: S. 91.

⁴⁰² Heine, Heinrich: Die Heimkehr. 1823-1824. In: Windfuhr, Manfred (Hg.): Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Bd. 1.1: Buch der Lieder. Text. Hamburg: Hoffmann und Campe 1975. S. 204-333.

⁴⁰³ ebd.: S. 207.

romantische Naturmaler Caspar David Friedrich. Die Behandlung der Natur verschmilzt hier mit dem Kunstdiskurs. Das erste und das letzte Wort – „wie“ und „echt“ umrahmen die im Gedicht verhandelte Thematik der Naturnachahmung in der Kunst. Das 8. Gedicht – *Und wenn ich* (infolge *Uwi*) – bringt neue Motive in den Zyklus ein. Ich werde das später ausführlich behandeln (siehe Kap. 6).

In den Gedichten 9, 10 und 11 startet das lyrische Ich, nachdem es gen Norden geflohen war, den 2. Versuch einer Heimkehr. Dieser scheint tatsächlich zu gelingen. Da dies eine zentrale Stelle des Zyklus darstellt, möchte ich genauer auf das Gedicht eingehen:

ZU Hause
wo ist das
Diese
4 Wände
die Tür
das Fenster
den Tisch
das Bett
dieses Pult
diese Schreib-
maschine bin ich
gewohnt fühlt
mein Herz nein
[...] ⁴⁰⁴

Durch die Enjambements gliedern sich einzelne Verse in mehrere Sinnzusammenhänge gleichzeitig ein. Dies vor allem in den Versen 11 und 12. Das „bin ich“ in Vers 11 bezieht sich sowohl auf die Ausstattung des zuvor etablierte Zimmers, als auch auf das darauffolgende „gewohnt“ - fungiert hier also als Vollverb und Hilfsverb in einem. Ebenso bezieht sich das „gewohnt“ gleichzeitig auf das „bin ich“ und das „fühlt“ und damit weiter auf „mein Herz“ im selben Vers. Die Stelle ist also sowohl so:

„[...] diese Schreibmaschine bin ich [...]“

„[...] die Schreibmaschine bin ich gewohnt [...]“

als auch so zu lesen:

„[...] gewohnt fühlt mein Herz [...]“

⁴⁰⁴ Henisch: HmH, S. 149.

Damit verdichten sich in diesen beiden Versen zwei Bedeutungen: Im ersten Beispiel sehen wir die identitätsstiftende Funktion des „zu Hause“ bzw. „der Heimat“. Hier sei auf den Unterschied zwischen dem belasteten Wort „Heimat“ zum konnotativ harmloseren „zu Hause“ hingewiesen. Wohlgermerkt verwirklicht sich die Heimat hier im privat-individuellen Bereich.

In Variante 2 stiftet die häusliche Umgebung Vertrautheit, die wiederum in der Variante drei auf das Gefühlsleben des lyrischen Ichs Einfluss nimmt.

Von nun an geht es im Gedichtzyklus nicht mehr ums „Unterwegssein“. In *Letzte Nachlese zum Buch der Lieder* schleicht sich erstmalig das Todesmotive ein („Grab“, V1). Verschmolz in *Wie die Sonne untergeht* Kunst mit Natur, so werden hier Kunst und Politik zueinander in ein Verhältnis gesetzt. Das Gedicht enthält neben Heineversen Versatzstücke eines tatsächlich von Friedrich von Gentz, der ja zeitweilig als Berater Metternichs fungierte,⁴⁰⁵ an die romantische Dichterin Rahel Varnhagen gerichteten Briefes.⁴⁰⁶ Heine stand mit der sozial engagierten Lyrikerin ebenfalls in Kontakt, widmete ihr und anderen sogar sein *Buch der Lieder*.⁴⁰⁷ Überraschend spät für eine Heine-Anlehnung dann – im 13. Gedicht – erzählt Henisch eine Liebesgeschichte. Die intertextuellen Bezüge der drei Worte – „Glaube, Liebe, Hoffnung“ – darzulegen, wäre an dieser Stelle ein zu kompliziertes Unterfangen. Generell scheint hier die Lustfeindlichkeit der christlichen Lehre konterkariert zu werden.

In den Gedichten 14 und 15 – ich nenne sie hier die *Gedenktafel-Gedichte* – geht es um den Tod. Der Zyklus gelangt schließlich zu seinem Epilog. Hier tauchen die zentralen Motive des Zyklus wieder auf: Das Naturmotiv bzw. die Bedrohung der Natur („Zwar schreien die Bäume“, V7), das Todesmotiv („Schwarz knospt der Tod“, V16, 17), der historisch-politische Kontext („der Tau/der Pogrome“ (V21, 22)). Auf dieses Gedicht wird später noch vertiefend eingegangen.

⁴⁰⁵ Baxa, Jakob: Friedrich von Gentz. Wien: Bergland 1965. (= Österreich-Reihe 273-275.) S. 149 ff.

⁴⁰⁶ vgl.: Steinmann, Friedrich: H. Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm. Mit dem Porträt und zwei Autographen H. Heine's. Leipzig; Prag: Kober 1857. S. 282-284.

⁴⁰⁷ vgl.: Höhn: Handbuch, S. 55.

6. Von „Und weil ich“ zu „Und wenn ich“

6.1. Der Prätext: *Doktrin*

Der offensichtlichste Prätext für das 8. Gedicht des Gedichtzyklus – *Uwi*⁴⁰⁸ – ist Heines wahrscheinlich 1844 entstandenes und im selben Jahr erstmals publizierte⁴⁰⁹ Gedicht *Doktrin* aus dem Zyklus *Zeitgedichte*.⁴¹⁰ Darin fordert das lyrische Ich, das sich als „Tambour“ bezeichnet, ein fiktives Du auf, energisch zu agieren, mutig voran zu trommeln und dabei das Küssen nicht zu kurz kommen zu lassen, da das der eigentliche, „tiefste“ Sinn der Philosophie Hegels sei.

Doktrin

Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
Und küsse die Marketenderin!
Das ist die ganze Wissenschaft,
Das ist der Bücher tiefster Sinn.

Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveilje mit Jugendkraft,
Marschiere trommelnd immer voran,
Das ist die ganze Wissenschaft.

Das ist die Hegelsche Philosophie,
Das ist der Bücher tiefster Sinn!
Ich hab sie begriffen, weil ich gescheit,
Und weil ich ein guter Tambour bin.

UND WENN ICH

ein guter Tambour bin und wenn ich
gescheit bin
Und wenn ich
begriffen hab was
der Sinn ist
der tiefste
der Bücher -
die Philosophie
(die Hegelsche)
die Wissenschaft
(die ganze) -
immer voran
mit Jugendkraft
trommle
trommle
die Marketenderin küsse &
mich nicht fürchte

Was nützt mir das
nützt dir das
nützt uns das
wenn
wenn nicht

Die Interpretationsgeschichte des Gedichtes ist kontroversiell verlaufen. Das erleichtert eine Analyse des Folgetextes *Uwi* natürlich nicht gerade, zumal er in einer derart intensiven Beziehung zu seinem Prätext steht. Jedoch wird im nun folgenden

⁴⁰⁸ Henisch: HmH, S. 146, 147.

⁴⁰⁹ vgl.: Höhn, Gerhard: Heines Trommelsprache oder: Was lehrt *Doktrin*?. In: Kortländer, Bernd (Hg.): Interpretationen. Gedichte von Heinrich Heine. Reclam: Stuttgart 1995. S. 106.

⁴¹⁰ Heine, Heinrich: *Zeitgedichte*. In: Windfuhr, Manfred (Hg.): Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Bd. 2. Neue Gedichte. Text. Hamburg: Hoffmann und Campe 1983. S. 109.

Kapitel zu zeigen sein, dass eine eindeutige Interpretation des Prätextes für das Verständnis des Folgetextes nicht notwendig ist. Wohl ist es aber fruchtbringend, den Prätext umwogenden Diskurs in die Analyse mit einzubeziehen.

Zuerst wird nun die Interpretationsgeschichte des Prätextes *Doktrin* beleuchtet, dabei die wichtigsten Bezugstexte von *Doktrin*, (die ja also auch in einer Beziehung zu *Uwi* stehen), zusammengefasst und schließlich die von Henisch angewandten intertextuellen Verfahren dargelegt. Dabei wird Manfred Pfisters „Kriterien-Modell“ zur Intensität der Intertextualität als theoretischer Unterbau fungieren.⁴¹¹

6.1.1. Ernst oder Ironie? – Die brisante Interpretationsgeschichte von *Doktrin*

Es gab bezüglich des Grades an Ironie in *Doktrin* unterschiedliche Auffassungstendenzen in der Forschung der BRD und der DDR. Hierbei tendieren westdeutsche Forscher in ihrer Auslegung eher zu mehr, die DDR-Forschung zu weniger Ironie.

So schreibt etwa Hans Kaufmann in seiner 1967 im ostdeutschen Aufbau-Verlag erstmals erschienenen Heine-Monografie, *Doktrin* sei ein „Bekenntnis zum politischen Aktivismus“.⁴¹² Das Gedicht drücke Heines Überwindung des Skeptizismus zugunsten einer „entschiedenen Opposition“⁴¹³ aus. Kaufmann betont, dass Heine zur Entstehungszeit des Gedichtes engen Kontakt zu Karl Marx gepflegt habe.⁴¹⁴ Die ostdeutsche Lesart, die hierin eine klare Parteinahme Heines für Revolution, abrupten Umsturz erkennen will, spitzt sich bei Hans Mayer zu, der *Doktrin* gar in eine konkrete revolutionär-politische Tradition einreicht und dahinter die Proklamation eines konkreten politischen Programms sieht: Heines Synthese aus Saint-Simonismus und Hegelianismus führe in Richtung wissenschaftlicher Marxismus.⁴¹⁵ Heine sei es „durchaus ernst mit der *Doktrin*“⁴¹⁶. Mayers 1951 verfasste Interpretation des Gedichtes deckt sich in diesem Punkt mit jener

⁴¹¹ siehe Kap. 2.2.

⁴¹² Kaufmann, Hans: Heinrich Heine. Geistige Entwicklung und künstlerisches Werk. Berlin; Weimar: Aufbau 1983. S. 222.

⁴¹³ ebd.: S. 223.

⁴¹⁴ vgl.: ebd.: S. 222, 223.

⁴¹⁵ vgl.: Mayer, Hans: Der Weg Heinrich Heines. Versuche. Suhrkamp: Frankfurt 1998. S. 13-14.

⁴¹⁶ ebd.: S. 7.

Kaufmanns und ist überhaupt exemplarisch für die kommunistische Heine-Rezeption.⁴¹⁷

Noch expliziter kristallisiert sich diese DDR-Lesart bei Bernd Engelmann heraus: Er betont, Gewalt sei von Heine zweifellos als legitimes Mittel angesehen worden⁴¹⁸ und lässt im beinahe zeitgleich zu Uwi entstandenem Aufsatz *Der gute Tambour* kaum Zweifel an der bedingungslos pro-revolutionären Gesinnung Heines aufkommen.⁴¹⁹ Engelmann bezeichnet *Doktrin* als „Höhepunkt“ der politischen Lyrik des „Revolutionärs“⁴²⁰ Heine.

Die Interpretation der BRD-Forschung sieht weniger düster aus. Hans Daiber schreibt 1993:

Für mich ist das die Hymne des Journalismus, eines relativ fröhlichen Kriegs, denn die Getroffenen bleiben am Leben.⁴²¹

„Doktrin indoktriniert nicht(s)“⁴²², stellt Gerhard Höhn 1995 fest. Das Gedicht sei zwar sehr wohl ein „Weckruf“, enthalte sich aber aller Ideologie.⁴²³ Wohl markiere *Doktrin* laut Höhn jedoch jenen „Epochenwandel“ – die von Kant und Hegel auf geistiger Ebene vorbereitete Revolution solle nun in die Tat umgesetzt werden. Auch sieht Höhn im Gedicht ein mögliches Bekenntnis Heines zur Rolle des Dichters bzw. des Intellektuellen, der als ein Vorkämpfer für gesellschaftliche Veränderung zu fungieren habe.⁴²⁴

Im Folgenden werden zentrale Elemente des Gedichtes und ihre Bedeutung für dessen Interpretationsgeschichte dargelegt.

⁴¹⁷ Zur politischen Ansiedelung Mayers:

„[...] wenn die Lehren von Marx und Engels durch Lenin und Stalin zur weltumspannenden Idee und zu einer Wirklichkeit gemacht wurden, die auf einem Sechstel der Erde bereits den Weg vom Sozialismus zum Kommunismus durchlief, so findet sich in dieser Bewegung auch der tiefste Gehalt von Heinrich Heines Dichtung und Denken für alle Zeiten bewahrt.“

Von dieser Haltung distanziert sich der Autor in der 1997 erschienenen Aufsatzsammlung.

⁴¹⁸ Engelmann, Bernd: *Der gute Tambour. Heinrich Heine und die Revolution*. In: Kruse, Joseph A. (Hg.): *Heine-Jahrbuch 1989*. Düsseldorf: Hoffmann und Campe 1989. S. 11.

⁴¹⁹ vgl.: ebd.: S. 9-11.

⁴²⁰ ebd.: S. 11.

⁴²¹ Daiber, Hans: *Die Tiefe an der Oberfläche*. In: Reich-Ranicki, Marcel (Hg.): *Frankfurter Anthologie*. Bd. 6. Gedichte und Interpretationen. Frankfurt: Insel 1993. S. 90.

⁴²² Höhn, Gerhard: *Heines Trommelsprache*, S. 109.

⁴²³ vgl.: ebd.: S. 109.

⁴²⁴ vgl.: ebd.: S. 112.

6.1.2. Die Figur des Tambours

Auch wenn *Uwi* Passagen lediglich eines Gedichtes aufgreift, sind seine vertikalen Beziehungen⁴²⁵ vielschichtig. Dies ergibt sich daraus, dass *Doktrin* seinerseits in horizontaler Hinsicht dicht verwoben ist. Die nun darzulegenden Themen und Motive des Gedichtes werden von Heine in Lyrik, Prosa und theoretischen Schriften oft eingehend behandelt.

Am auffälligsten ist die autotextuelle Elementenreproduktion der Figur des trommelnden „Tambours“, als welchen sich das lyrische Ich bezeichnet. Hans Daiber schreibt:

Das Trommelmotiv gibt es öfters bei Heine, da schlagen vielleicht die Kindheitserinnerungen durch, die er im Buch *Le Grand* übertrieb.⁴²⁶

Der Tambour erfüllt bei Heine unterschiedliche Funktionen. So etwa im Gedicht VII der *Zeitgedichte*, *Der Tambourmajor*, wo im Gegensatz zum eindringlichen, agilen *Doktrin*, die Geschichte eines alten, heruntergekommenen Tambours erzählt wird.⁴²⁷ Des Weiteren ist etwa ein Tambourmajor *Le Grand*⁴²⁸, ein einstiger Gefolgsmann Napoleons, namensgebend für das Reisebild *Ideen. Das Buch Le Grand* (1824). In diesem Prosawerk zitiert Heine außerdem ein Gedicht aus *Des Knaben Wunderhorn*⁴²⁹, worin ein Tambour tags zuvor Gefallene trommelnd anführt.⁴³⁰ Diese Beziehung ist aus Sicht des Heine-Oeuvres allerdings wiederum vertikal (*Ideen. Das Buch Le Grand – Des Knaben Wunderhorn*). *Le Grand* selbst agitiert klare Lektionen und revolutionäre Grundbegriffe: *liberté, égalité* etc. Das stelle Gerhard Höhn zufolge einen zentralen Unterschied zum Tambour in *Doktrin* dar.⁴³¹ Der Tambour symbolisiere in *Doktrin* den „modernen, engagierten“ Dichter,⁴³² nicht den französischen Revolutionär. Das ist eine recht brisante Unterscheidung – an der Funktion des Tambours nämlich scheiden sich schon die Geister west- und

⁴²⁵ Zur Darlegung greife ich nun auf Manfred Pfisters Unterscheidung von „vertikalen und horizontalen Dimensionen der Intertextualität“ zurück. (Kap. 2.3.3.)

⁴²⁶ Daiber: Die Tiefe an der Oberfläche, S. 90.

⁴²⁷ vgl.: Heine: *Zeitgedichte*, S. 113-115.

⁴²⁸ vgl.: u.a.: Heine, Heinrich: *Ideen. Das Buch Le Grand*. In: Windfuhr, Manfred (Hg.): Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Bd. 6: Briefe aus Berlin. Über Polen. Reisebilder I/II (Prosa.). Hamburg: Hoffmann und Campe 1973. S. 190 ff.

⁴²⁹ Arnim, Achim von und Clemens Brentano: *Des Knaben Wunderhorn*. Alte deutsche Lieder. Essen; Stuttgart: Phaidon 1986. S. 46, 47.

⁴³⁰ Heine: *Das Buch Le Grand*, S. 198, 199.

⁴³¹ vgl.: Höhn: Heines Trommelsprache, S. 106.

⁴³² vgl.: ebd.: S. 113.

ostdeutscher Forschung. Oftmals taucht dabei übrigens die etwas heikle Frage nach einer Übereinstimmung von lyrischem Ich und Dichter auf. Bernt Engelmann, der zwar in Westdeutschland lebte, aber in intensivem Kontakt mit dem DDR-Schriftstellerverband stand,⁴³³ meint, das lyrische Ich sei mit dem Dichter gleichzusetzen. Heine sehe sich tatsächlich als den vorausmarschierenden Tambour und zwar einer revolutionären Armee an.⁴³⁴ Andere sehen den militärischen, eindringlichen Gestus des Gedichtes gerade in der Figur des Tambours gebrochen. Wie eben Gerhard Höhn, der eine Unterminierung der vorhergehenden „Erhabenheit“ durch diese Verse einräumt:

Was, so könnte man fragen, wenn sich mit der Gestalt des Tambours so etwas wie eine ironische Distanzierung in das Gedicht eingeschlichen hätte? Ohne Zweifel liegen in dieser Figur Erhabenes und Ridiküles nahe nebeneinander.⁴³⁵

Walter Hinck stellt diese Zeilen wegen des „naive[n] Selbstlobs“ ebenfalls unter Ironieverdacht. Eine Relativierung des Vorangegangenen durch einen „ironischen Vorbehalt“ sei nicht ausgeschlossen. Letztlich traut er Heine die Plumpheit eines solchen Eigenlobs aber zu und tendiert dazu, dass es sich hierbei um „unfreiwillige Ironie“ handle.⁴³⁶

Ein weiteres für Heine typisches Element birgt der Appell in Vers 2: „Und küsse die Marketenderin!“.

6.1.3. Der saint-simonistische Aspekt des Gedichtes

„Und küsse die Marketenderin“ (V2) ist ein Hinweis auf Heines pantheistisches Ideal einer Verschmelzung von Spiritualismus und Sensitivismus,⁴³⁷ für dessen Erfüllung „sinnlicher, erotischer Genuß [sic!]“⁴³⁸ laut Gerhard Höhn Voraussetzung sei. Dies deckt sich mit der auf den Grafen Henri de Saint-Simon zurückgehenden Bewegung

⁴³³ vgl.: Schmitz, Walter: Literatur „zwischen den Staaten“. Deutsch-deutsche Exilerfahrung nach 1945. In: Berning Jörg und Schmitz Walter (Hg.): Deutsch-deutsches Literatureril. Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus der DDR in der Bundesrepublik. Dresden: Thelem bei w.e.b. 2009. S. 70, 71. Engelmann erhielt 1984 den „Heinrich-Heine-Preis des Ministeriums für Kultur der DDR“.

⁴³⁴ Engelmann: Der gute Tambour, S. 11, 12.

⁴³⁵ Höhn: Heines Trommelsprache, S. 112.

⁴³⁶ vgl.: Hinck, Walter: Ironie im Zeitgedicht Heines. Zur Theorie der politischen Lyrik. In: Windfuhr, Manfred (Hg.): Aufklärung und Skepsis. Internationaler Heine-Kongreß zum 200. Geburtstag. S. 89-91.

⁴³⁷ vgl.: Höhn: Heines Trommelsprache, S. 107.

⁴³⁸ vgl.: ebd.: S. 112.

des Saint-Simonismus, der Heine tatsächlich anhängig war.⁴³⁹ Es geht hierbei um ein Bekenntnis zu Sinnlichkeit im Kontext von Revolution: Nicht nur das entbehrungsreiche Hinarbeiten auf zukünftige Errungenschaften, auch die sinnliche Erfüllung im Moment sei demnach wesentlich.

Der heine'sche Saint-Simonismus decke sich Mayer zufolge mit der aktiven Haltung, dem Gestaltungswillen im restlichen Gedicht. Mayer sieht hierbei überdies eine Opposition von (konservativer, reaktionärer) Jenseitsverheißung und (progressiver, revolutionärer) diesseitiger Erfüllungsutopien. Heine fasse Entsagungsbotschaften – ob „christlich-nazarenischer oder klassisch-ästhetischer Art“⁴⁴⁰ – letztlich als Zementierungsmittel für menschenunwürdige Zustände auf: „Hier auf Erden soll sie erstehen, nicht bloß als jenseitige Verheißung!“⁴⁴¹. Das mag mancher Interpret nicht zu unrecht gerade als Widerspruch zur marxistisch-kommunistischen Eschatologie mit ihren gegenwärtigen Opfern und Entbehrungen zugunsten künftigen Heils sehen. Mayer stellt nun – und das ist bezeichnend – den Saint-Simonismus' heine'scher Spielart in die Tradition der Botschaften des protestantischen Revolutionsführers Thomas Münzer. Diesem sei eine eben solche Verquickung von Sinnlichkeit, Plebejertum und Revolution inhärent gewesen.⁴⁴² Hier zieht Mayer eine Verbindung zu Heines Gedicht „Wanderratten“⁴⁴³. Die Bourgeoise habe den plebejischen sinnbetonten Materialismus verachtet.⁴⁴⁴

Gerhard Höhn hingegen tritt auf die Bremse: Wohl erwähnt er die frühsozialistische Prägung saint-simonistischen Gedankenguts,⁴⁴⁵ allerdings sei es gerade eben nur in zweiter Linie politisch. Vielmehr liefere die im Küssen der Marketenderin angedeutete saint-simonistische Idee gegenwärtiger Sinnerfüllung einen Appell, der gerade eben über politische Visionen hinausgehe.⁴⁴⁶

Weswegen der Konnex zu Münzer besonders interessant ist, ist dessen Bekenntnis zu gewaltsamem Umsturz einerseits und seine Funktion als Symbolfigur des

⁴³⁹ vgl.: Höhn: Handbuch, S. 22.

⁴⁴⁰ Mayer: Der Weg Heinrich Heines, S. 9.

⁴⁴¹ ebd.: S. 11.

⁴⁴² vgl.: ebd.: S. 9-11.

⁴⁴³ ebd.: S. 9.

⁴⁴⁴ ebd.: S. 9.

⁴⁴⁵ vgl.: Höhn: Heines Trommelsprache, S. 106.

⁴⁴⁶ ebd.: S. 109.

Revolutionismus. Schon 1921 schrieb Ernst Bloch in seiner Münzer-Biographie⁴⁴⁷ im Kapitel „Über das Gewaltrecht des Guten“ zu Münzers „Gewaltlehre“⁴⁴⁸:

Und trug nicht Gideon selber das Schwert, mußte nicht Moses den Ägypter erschlagen, kennt nicht Jesus selber durchaus noch den Zorn, den peitschenträgenden, verfluchenden Zorn als einzigen Affekt neben der Liebe? Daher auch schärft Münzer die Kraft, die Furcht, die einzeln und irdisch verpflichtende Strenge des mosaischen Sittengesetzes unnachlässig ein, [...] ⁴⁴⁹

Bekenntnisse zu gewaltbereitem Revolutionismus werden auch Heine von Seiten der DDR-Forschung des Öfteren in den Mund gelegt.

Erhellend sind im Kontext dieses Kapitels sicherlich die Einschätzungen der österreichischen Henisch-Forschung bezüglich der Identifikationspunkte Henischs mit Heine, die im Zuge dessen ein anderes Heine-Bild zeichnet. So hätten die beiden Dichter, meint Cornelius Hell, den Einspruch gegen das Ironiedefizit der Linken – und zwar in politischer wie künstlerischer Hinsicht – gemein. Heine richte sich etwa gegen Marx oder das Junge Deutschland, Henisch gegen orthodoxe 68er Positionen.⁴⁵⁰ Auch Rothschild weist auf Henischs Zwischentöne wider die recht absoluten revolutionären Ideen der 60er und 70er hin.⁴⁵¹ Das Bekenntnis zu „Sinnlichkeit, Erkenntnis und Religion“ sei beiden Dichtern ebenfalls eigen⁴⁵² und im Roman *Morrison's Versteck* thematisiere Henisch die Dichotomie von „asketisch-revolutionär“ und „hedonistisch“⁴⁵³, (um deren Auflösung oder doch zumindest Relativierung es Henisch wohl geht):

Und natürlich hat Morrison, ob Du ihn nun magst oder nicht, wenn er, was auf der Hand liegt, mit dem Dionysischen als einem immer wiederkehrenden Phänomen zu tun hat, auch mit dem Mai 1968 zu tun.⁴⁵⁴

Nun aber ein paar Worte zur „Hegelschen Philosophie“ (V10).

⁴⁴⁷ Bloch, Ernst: Thomas Münzer als Theologe der Revolution. Werkausgabe Bd. 2. Frankfurt a. M. 1985. (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 551.) 229 S.

⁴⁴⁸ ebd.: S. 116.

⁴⁴⁹ ebd.: S. 115.

⁴⁵⁰ vgl.: Hell: Henisch, Hiob, Heine, S. 86.

⁴⁵¹ vgl.: Rothschild, Thomas: Inventaraufnahme. Peter Henisch als Chronist der 68er-Generation. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (=Dossier 21.) S. 34 ff.

⁴⁵² vgl.: Hell: Henisch, Hiob, Heine, S. 86.

⁴⁵³ Rothschild: Inventaraufnahme, S. 41 ff.

⁴⁵⁴ Henisch, Peter: Morrison's Versteck. Salzburg; Wien: Residenz 1991. S. 176ff.

6.1.4. Die „Hegelsche“ und andere Philosophien

Ein markantes Element des Gedichtes ist die „Hegelsche Philosophie“. Hegel, den der junge Heine ja persönlich kennen lernen durfte,⁴⁵⁵ vertrat die These eines alles vorantreibenden „Weltgeistes“. Der Weltgeist ist nun aber unpersönlich, womit sich das Engagement des/der Einzelnen in der Gesellschaft erübrigt. Darin liegt doch eine gewisse Antithetik zu Heines „Reveilje“ (V6), zur Forderung nach persönlichem gesellschaftlichen Engagements des fiktiven Du.

Die Aufforderung von der Theorie in die Praxis überzugehen, aktiv zu werden, lesen weite Teile der Forschung aus dem Gedicht heraus. In diesem Zusammenhang weist Gerhard Höhn auf einen horizontalen Bezug von *Doktrin* hin: Auf Heines beinahe zeitgleich zu entstandene Schrift *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*.⁴⁵⁶ Hierin schreibt der Dichter etwa: „Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner“⁴⁵⁷. Die zur Entstehung zu *Doktrin* beinahe zeitgleiche Verwendung dieses Bildes in einer theoretischen Schrift ist für die Interpretation von *Doktrin* selbst bedeutend.

Wichtig sei, meinen viele, dass die von großen Dichtern und Denkern vorbereiteten Veränderungen hin zu einer besseren Welt nun reif seien, in die Tat umgesetzt zu werden. Diese voranzutreiben sei nunmehr Aufgabe des Dichters. Hierzu sei es laut Mayer nötig, dem Volk Erkenntnisse der Philosophie nahezubringen⁴⁵⁸.

Auch Heines Gedichte sollen echte und große Erkenntnisse in der klarsten und für das Volk prägnantesten Form zusammenfassen.⁴⁵⁹

Mayer ordnet Heine in ein fortgeschrittenes Stadium der Wissenschaft bzw. Philosophie, des Dichtertums ein. Habe etwa Lessing in Bezug auf eine „neue Humanität“⁴⁶⁰ nur „zu hoffen und zu ahnen“ gewagt⁴⁶¹, würde sich Heine in einem

⁴⁵⁵ vgl.: Höhn: Handbuch, S. 286 ff.

⁴⁵⁶ vgl.: Höhn: Heines Trommelsprache, S. 110.

⁴⁵⁷ Heine, Heinrich: Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. In: Windfuhr, Manfred (Hg.): Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Bd. 8/1. Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Die romantische Schule. Text. Hamburg: Hoffmann und Campe 1979. S. 9-120.

⁴⁵⁸ Mayer: Der Weg Heinrich Heines, S. 8.

⁴⁵⁹ ebd.: S. 8.

⁴⁶⁰ ebd.: S. 12.

⁴⁶¹ ebd.: S. 11.

Stadium begreifen, in dem die Philosophie der großen Denker⁴⁶² in die Tat umgesetzt werden sollte.⁴⁶³

In dieser Weise greife nun Heine auch den Hegelianismus auf und destilliere den revolutionären [!] Kern aus Hegels – eben nur vordergründig konservativen – Arbeit heraus. Hierbei verkehre Heine die Philosophie Hegels in eine aktive Rolle. Nicht wie bei Hegel der „Weltgeist“, sondern der Mensch selbst sei Motor zur Schaffung einer neuen Welt.⁴⁶⁴ Dies stützt Mayer auf einen 1832 von Heine verfassten Aufsatz, in dem er sich gegen eben jenes Grundvertrauen der bürgerlichen Aufklärung in ein automatisches Fortschreiten der Geschichte richtet. Diese und die Verlagerung der menschlichen Probleme in den Bereich des Ästhetischen im Zuge der „Goetheschen Kunstperiode“ sehe Heine als die beiden problematischen, denn schließlich politisch passiven Haltungen der deutschen Klassik.⁴⁶⁵

Wie Mayer sieht Engelmann Kant als geistigen Wegbereiter für die Revolution, spitzt aber zu, wenn er diesen als geistiges Pendant zu niemandem unproblematischeren als Robespierre bezeichnet.⁴⁶⁶ Auch die „hegelsche Philosophie“ wird von der DDR-Forschung in Richtung eines konkreten politischen Programms ausgelegt.

6.1.5. Resümee zur Interpretationsgeschichte

Es wurde deutlich, dass es Konsenspunkte gibt, von diesen ausgehend aber unterschiedlich weitergedacht wird: Schließt Mayer von der Marketenderin auf den Revolutionär Münzer, spielt Engelmann das Bild vom „Blitz“ und vom „Donner“ weiter, indem er Kant als Pendant zu Robespierre bezeichnet oder erkennt er in der militärischen Metaphorik ein Bekenntnis zu gewaltsamem Umsturz, so meint die westdeutsche Forschung – bzw. die Forschung nach 1989 – weit weniger an konkreter politischer Programmatik aus solchen Bildern herauslesen zu können. Man zweifelt an allzu agitativen Auslegungen.

Nun wurde die übereinstimmende Einschätzung bezüglich Heines saint-simonistischer Auffassung, des grundsätzlich aufrüttelnden Gestus des Gedichtes –

⁴⁶² Mayer führt Werke Platons (*Der Staat*), Thomas Morus' (*Utopia*) und Kants (*Zum Ewigen Frieden*) an.

⁴⁶³ Mayer: Der Weg Heinrich Heines, S. 12.

⁴⁶⁴ ebd.: S. 12.

⁴⁶⁵ ebd.: S. 13.

⁴⁶⁶ ebd.: S. 10, 11.

dem Übergang vom Gedanken zur Tat – sowie die Frage nach der diesbezüglichen Rolle des lyrischen Ichs deutlich. Die Differenzen wiederum offenbaren sich etwa in den politisch aufgeladenen Begrifflichkeiten: Plebejertum, Bourgeoisie, revolutionär, Marxismus etc. Solcherlei Begrifflichkeiten spare *Doktrin* laut Höhn eben gerade aus – Höhn sieht explizit kein „bestimmtes politisches oder sozialreformerisches Programm“⁴⁶⁷ im Gedicht. Dieses sehen nun Mayer, Engelmann oder Kaufmann sehr wohl. Ihre Interpretationen arbeiten in Richtung konkreter revolutionär-politischer Intentionen: Die Erwähnung der Bauernkriege und Heines angebliches Bekenntnis zu einem gewaltsamen Umsturz, die Einordnung der Philosophie Hegels als im Kern „revolutionär“ und natürlich vor allem die Einschätzung, *Doktrin* sei ein Schritt in Richtung Marxismus, laufen konträr zu Höhns, Daibers oder Kaisers Einschätzungen.

Wie wir gesehen haben, fußen Interpretationsansätze von *Doktrin* unter anderem auf der Untersuchung von Heines Stellungnahmen zu dem Thema in anderen Texten.⁴⁶⁸ Das ergibt sich aus der oben (Kap. 6.1.2.) besprochenen Elementen- und Strukturreproduktion innerhalb Heines Werks. Auch wenn die expliziten vertikalen Bezüge in *Uwi* sich auf *Doktrin* beschränken, schwingen die genannten, wiederum horizontalen Bezüge innerhalb des Heine-Oeuvres implizit mit. Dazu erfährt das Gedicht durch die Stelle aus *Des Knaben Wunderhorn* zusätzlich Vertikalität. Der palimpsestische⁴⁶⁹ Charakter des Henischttextes wird hier offenbar: Heines *Doktrin* ist im Kontext eines Diskurses zu Revolution, zu gesellschaftlichem Fortkommen zu sehen. Sollten all die in der Rezeption aufgeworfenen Fragestellungen von Heine

⁴⁶⁷ Höhn: Heines Trommelsprache, S. 109.

⁴⁶⁸ Im Rahmen der Analyse von *Und wenn ich* soll also kein Interpretationsansatz favorisiert werden, zumal sich dahinter die doppelte Gefahr sonstiger Interpretationsarbeit verbirgt: Schließlich müsste nicht nur der Prätext, sondern auch die Interpretation Henischs interpretiert werden. Dennoch sei in Hinblick auf die politische Vereinnahmung Heines von DDR-Seite nun „außer Konkurrenz“ Adornos 1958 erstmals erschienener Aufsatz *Die Wunde Heine* herangezogen, in dem er sich zu Heines politischer Haltung äußert. Bezeichnender Weise fließen hier die wesentlichen Komponenten von *Doktrin* bzw. der Diskussion rund um das Gedicht mit ein:

“Politisch war Heine ein unsicherer Geselle: auch des Sozialismus. Aber er hat diesem gegenüber den rasch genug zugunsten von Sprüchen wie ‚Wer nicht arbeitet, soll nicht essen‘ verschütteten Gedanken ungeschmälerten Glücks im Bild einer rechten Gesellschaft festgehalten. In seiner Aversion gegen revolutionäre Reinheit und Strenge meldet sich Misstrauen gegen das Muffige und Asketische an, dessen Spur bereits manchen frühen sozialistischen Dokumenten nicht fehlt und weit später verhängnisvollen Entwicklungstendenzen zugute kam. Heine der Individualist, der es so sehr war, dass er sogar aus Hegel nur Individualismus heraushörte, hat doch dem individualistischen Begriff der Innerlichkeit nicht sich gebeugt. Seine Idee sinnlicher Erfüllung begreift die Erfüllung im Auswendigen mit ein, eine Gesellschaft ohne Zwang und Versagung.“

Adorno, Theodor W.: *Die Wunde Heine*. In: Ders.: *Noten zur Literatur*. Bd. 1. Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1975. (= Bibliothek Suhrkamp 47.) S. 148.

⁴⁶⁹ Siehe Kap. 1.4.4.

nicht intendiert, noch nicht einmal angedacht gewesen sein, so wurden sie doch in Bezug auf das Gedicht aufgeworfen und sind daher relevant. Man muss sich nicht festlegen, wie Heine bzw. das lyrische Ich des Heine-Gedichtes sich zu diesen Fragen verhalten. Das wird im Zuge der Analyse von *Uwi* detailliert argumentiert.

In diesen Diskurs fügt sich eine große Zahl weiterer Heine-Texte sowie unendlich viele Texte anderer Verfasser ein. Die interpretatorische Problematik von Heine-Texten wird dadurch etwas entschärft.

Wichtig für die Interpretation von *Uwi* ist das Verhältnis von Form und Inhalt bei *Doktrin*. Bei allem Dissens bezüglich des Inhalts, herrscht über die formale Ebene des Gedichtes doch weitgehend Einigkeit: Der aktivierende, aufrüttelnde Gestus der Form wird allseits bestätigt. In der Folge ergeben sich somit unterschiedliche Auffassungen zum Verhältnis von Form und Inhalt: Mayer sieht nun also eine vollkommene Übereinstimmung von Form und Inhalt, Höhn hingegen sieht den überzeugten und eindringlichen Tenor des Gedichtes in formaler Hinsicht, inhaltlich bis zu einem gewissen Grad gebrochen.

Wie sich das auf die Analyse intertextueller Verfahren bei Henisch auswirkt, wird noch gezeigt. Vorerst aber eine kurze formale Analyse von *Doktrin*.

6.2. Formaler Kontrast zwischen *Und wenn ich* und *Doktrin*

6.2.1. Formale Aspekte bei *Doktrin*

Es wird nun gezeigt, wie die Form zur Eindringlichkeit von *Doktrin* beisteuert und bei Henisch verkehrt wird. Gerhard Höhn schreibt hierzu:

Der einprägsame Charakter des Gedichts verdankt sich letztlich einer nur scheinbar kunstlosen und schlichten Grundstruktur, [...].⁴⁷⁰

Doktrin besteht aus drei Strophen zu je vier Versen. Das Reimschema ist interessant: Es reimen die Verse 2 und 4 sowie die Verse 10 und 12 auf „-in“. Die Verse 3, 6 und 8 reimen auf „-aft“. Wohlgemerkt tauchen die Reimworte „Sinn“ und „Wissenschaft“ aber je zweimal auf. Die Reime bestehen also nicht aus 4 Teilen im ersten und 3 Teilen im zweiten Fall. Letztlich reimen sich just „Marketenderin“ (V2)

⁴⁷⁰ Höhn: Heines Trommelsprache, S. 108.

und „bin“ (V12) auf „Sinn“ und die „Jugendkraft“ (V6) in zwei Richtungen auf „Wissenschaft“. Es ergibt sich folgende Struktur:

V 2	Marketenderin		V 3	Wissenschaft
V 4	tiefster Sinn	sowie	V 6	Jugendkraft
V 10	tiefster Sinn		V 8	Wissenschaft
V 12	Tambour bin			

Wir sehen: Der „tiefste Sinn“ wird zum Kernstück, zur Drehscheibe zwischen „Marketenderin“ und „Tambour sein“. Die Semantik des Wortpaares „tiefster Sinn“ wird dadurch ebenso wie seine zentrale Bedeutung für das Gedicht durch seine Position in der Reimstruktur verstärkt. Gleichzeitig wird die „Jugendkraft“ in zwei Richtungen mit „Wissenschaft“ in Verbindung gebracht.

Das Zusammenspiel von Lautlichkeit und Semantik wird nicht nur durch Reime, sondern zusätzlich durch Assonanzen erreicht. Hierbei wird die erste Strophe in der Schlussilbe durch den Vokal „i“ dominiert, die 2. Strophe durch „a“ und die dritte wiederum durch „i“. Mitbedingt durch die Wiederholungen bzw. Anaphern durchzieht dieser „a-i“-Wechsel das gesamte Gedicht. („Das ist die ganze Wissenschaft“ bzw. „Das ist“ (V3, V4, V8, V9, V10); „Marschiere“ (V7); „Ich hab sie“ (V11) etc.). Fasst man Reime und Assonanzen zusammen, ergibt sich folgendes Schema⁴⁷¹:

V1: x (i)	V5: x (a)	V9: x (i)
V2: a1 (i)	V6: b2 (a)	V10: a2 (i)
V3: b1 (a)	V7: x (a)	V11: x (i)
V4: a2 (i)	V8: b1 (a)	V12: a3 (i)

Der repetierende Duktus wird also auch auf der Wortebene durchgezogen. Neben den erwähnten Anaphern „Das ist ...“ und den leitmotivischen⁴⁷² Wiederholungen von „Das ist die ganze Wissenschaft“ und „Das ist der Bücher tiefster Sinn“ beginnen zwei Verse anaphorisch mit „Trommle“ (V 5, V 6). Das „Trommeln“ begegnet uns in unterschiedlichen Formen außerdem in Vers 1 („Schlage die Trommel“) und in Vers 7 („Marschiere trommelnd“). Zwei weitere Verse beginnen

⁴⁷¹ x = ungereimt; a = „in“-Reim; b = „aft“-Reim; in Klammer steht die Assonanz.

⁴⁷² Höhn: Heines Trommelsprache, S. 108.

mit „Und“ (V 2, V 12). Somit ergeben sich 5 Versanfänge mit „Das ist“, 2 mit „Trommle“, 2 weitere mit „Und“.

Das lyrische Ich spricht zu einem fiktiven Du im Imperativ. Die Aussagesätze sind im Superlativ gehalten. Auch das verstärkt die absolute, eindringliche Haltung.

Zusätzliche Eindringlichkeit erreicht das Gedicht durch die Metrik. Die Verse enden durchgehend betont und sind im Daktylus gehalten, der den Marschrhythmus imitiert. Nur selten schleicht sich ein Trochäus ein.

6.2.2. Addition, Subtraktion und Transformation bei *Und wenn ich*

Wie bereits erwähnt verwendet Henisch Versatzstücke aus Heines *Doktrin*. Hier sind die betreffenden Stellen fett gedruckt⁴⁷³:

Schlage die Trommel und **fürchte dich nicht,**
Und küsse die Marketenderin!
Das ist die ganze Wissenschaft
Das ist der Bücher tiefster Sinn.

Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveilje mit **Jugendkraft**
Marschiere trommelnd **immer voran,**
Das ist **die ganze Wissenschaft.**

Das ist **die Hegelsche Philosophie,**
Das **ist der Bücher tiefster Sinn!**
Ich hab sie **begriffen,** weil **ich gescheit,**
Und **weil ich ein guter Tambour bin.**

UND WENN ICH
ein guter Tambour bin und wenn ich
gescheit bin
Und wenn ich
begriffen hab was
der Sinn ist
der tiefste
der Bücher -
die Philosophie
(die Hegelsche)
die Wissenschaft
(die ganze) -
immer voran
mit Jugendkraft
trommle
trommle
die Marketenderin küsse &
mich nicht fürchte

Was nützt mir das
nützt dir das
nützt uns das
wenn
wenn nicht

⁴⁷³ übernommene Elemente: **fett**; transformierte Elemente: *kursiv*; vervielfachte Elemente: unterstrichen.

Wie zu sehen ist, ordnet Henisch die Versatzstücke in einer anderen Reihenfolge an. Er beginnt mit dem Schluss des Heine-Gedichtes und arbeitet sich bis zum Anfang vor. Heines Text suggeriert Gewissheit, Bestimmtheit, während Henischs Text – im Gegenteil – Ungewissheit und Unsicherheit ausstrahlt.

Das wird unter anderem durch die Satzarten erreicht. *Uwi* besteht, falls man die Großschreibung als Markierung des Satzanfanges interpretieren darf, aus drei Sätzen: Zwei Konditionalsätzen und einem Interrogativsatz. (V1-V3; V4-V15; V16-V20). Wohlgermerkt sind die Konditionalsätze aber nur halb, unvollendet, da auf den Nebensatz kein Hauptsatz folgt. Der finale Satz bei Heine („Und weil ich ein guter Tambour bin.“), ein Kausalsatz, steht bei Henisch zuoberst und wird zu einem Konditionalsatz: „Und wenn ich [...]“. Das gewisse „weil“ wird also zu einem ungewissen „wenn“ transformiert und verdoppelt. Es kommt bei Heine zweimal, bei Henisch viermal vor. Das und die geänderte Gesprächshaltung – nun spricht das lyrische Ich nicht mehr zu einem fiktivem Du, sondern bezieht die Sätze auf sich selbst – bedingen eine veränderte Satzstellung. Das Prädikat wird ans Satzende gerückt. Die Aktion steht also nicht wie bei Heine am Versanfang oder gar so unvermittelt und eindringlich am Gedichtanfang („Schlage [...]“; bei Heine V1).

Ebenfalls von den Satzumstellungen betroffen sind die Adjektive. Gerade bei den vorhin als zentral eingestuftem gereimten Phrasen – „der tiefste Sinn“; „die ganze Wissenschaft“ – folgt das Adjektiv dem Nomen. Damit löst es sich etwas vom Nomen, die Zusammengehörigkeit der beiden Worte ist nicht mehr so selbstverständlich. Bei „die ganze Wissenschaft“ und „die Hegelsche Philosophie“ wird das Adjektiv bzw. das Attribut gar in Klammer gesetzt, was eine zusätzliche Abschwächung bewirkt. Gerade die Wortart des attributiven Adjektivs spezifiziert, schafft Klarheit und Eindeutigkeit. Es geht nicht um „irgendeine“ Philosophie – sondern die „Hegelsche“ – es geht nicht um „irgendeinen“ Sinn, sondern – hier noch dazu superlativisch: den „tiefsten Sinn“ etc. Gerade das Attribut verhilft dem Nomen zu Eindeutigkeit, die sich bei Henisch etwas verliert.

Die Verse beginnen bei Henisch wie bei Heine anaphorisch. Allerdings hier nicht so eindringlich im Sinne einer bestärkenden Wiederholung, eines Marschrhythmus⁴⁷⁴ – nein – bei Henisch bekommt das Gedicht durch die Anaphern eher den Charakter einer Aufzählung bzw. eines Mantras (V 6 - V 12). Auch wenn hierbei dieselben

⁴⁷⁴ Höhn: Heines Trommelsprache, S. 106.

Wörter verwendet werden, steht die bei Heine und Henisch vorkommende „Trommle“-Anapher bei Doktrin im Imperativ, 2. Person, bei *Uwi* im Indikativ, 1. Person. Das lyrische Ich scheint in einem einzigen langen Nebensatz die zu erfüllenden Voraussetzungen zur Erreichung eines Zieles herzusagen. Bezeichnender Weise fehlt aber die Nennung des Zieles, fehlt der Hauptsatz zur Vervollständigung des Konditionalsatzes. Die Doktrin ist bekannt, der Sinn dahinter nicht. Statt des zu erwartenden Hauptsatzes folgt ein Interrogativsatz: „Was nützt mir das?“. Die Unsicherheit wird im letzten Vers auf die Spitze getrieben: „wenn nicht“. Dies bezieht sich auf „das“ – also die Aufzählung der gebotenen Aktionen zuvor – womit all das zur Diskussion gestellt wird.⁴⁷⁵ Unverkennbar manifestiert sich die gesteigerte Ideologie-Skepsis des ausgehenden 20. Jahrhunderts in Henischs Gedicht.

Auf der Ebene der Metrik bestätigt sich das bisher Beobachtete. Ganz anders als bei Heine beginnen und enden die Verse weitgehend unbetont, das Gedicht ist nicht daktylisch, sondern jambisch.

Bezeichnend sind allerdings nicht nur die verwendeten bzw. modifizierten Elemente, sondern auch die Aussparungen. So verzichtet Henisch neben einzelnen kleinen Worten auf das „Reveilje“, „die Leute aus dem Schlaf“, das „Marschiere trommelnd“ und „Schlage die Trommel und“. Hierfür kann Unterschiedliches gesprochen haben: Das Reveilje ist nun wohl eindeutig zu entschlossen für die Sprechhaltung des Gedichtes. „[Trommle] die Leute aus dem Schlaf“ impliziert ein Ergebnis, ein Telos hinter dem Trommeln, das vom Gedicht ja negiert wird. „Schlage die Trommel und“ ist in komprimierter Form ohnehin in „Trommle“ enthalten. Und das „Marschiere trommelnd“ enthält einerseits wiederum das an anderer Stelle vorkommende „trommle“. Andererseits passt „marschieren“ ähnlich wie „Reveilje“ nicht zur

⁴⁷⁵ Es scheint fruchtbringend sich hierbei mit der „Konnotationsgeschichte“ des Wortes „Doktrin“ auseinanderzusetzen. Meine These dahinter ist, dass das Wort „Doktrin“ mittlerweile negativer besetzt ist als es das im 19. Jahrhundert war. Meist pejorativ verwendet werden zumindest die Wörter „indoktrinieren“ bzw. „Indoktrination“. Dem haftet etwas Totalitäres an. M. E. rückte der Ausdruck „Doktrin“ seit dem 19. Jahrhundert entschieden in Richtung des semantischen Umfeldes von „Dogmatik“. Es mag auch sein, dass der Ausdruck schon zu Heines Zeiten ambivalent war – dennoch scheint hier eine gewisse Umkonnotation vorzuliegen. Hier wird das schlagend, was Wolfgang Karrer in Anlehnung an Umberto Eco „Überkodierung“ nennt (siehe Kap. 2.4.). Das hier auftauchende Problemfeld einer Bedeutungsdivergenz zwischen Prä- und Folgetext bei gleichzeitig affirmativer Wirkungsstrategie wird in diesem Kapitel noch behandelt werden. M. E. wird das terminologische Besteck für auf historische (und also auch sprachhistorische) und somit außertextuelle Veränderungen reagierende intertextuelle Verfahren in *IFFA* zu wenig beachtet. Um auf die Auseinandersetzung mit der Konnotationsgeschichte von Doktrin zurückzukommen: Diese bleibt an dieser Stelle ein Desiderat, da dahingehende Anstrengungen im Zuge dieser Arbeit wohl zu weit führen würden.

Haltung des Gedichtes. Metrik und Inhalt erinnern bei Henisch mehr an ein Stolpern denn an ein Marschieren.

Addiert wird hingegen relativ wenig. Lediglich das Wortmaterial der Interrogativsätze (V19-V21) kommt bei Heine selbstredend in keiner Form vor. Fragesätze wären bei *Doktrin* absolute Fremdkörper, liegen aber im Wesen des Henisch-Gedichtes.

Weiteres hinzugefügtes Wortmaterial hat jedenfalls eine Entsprechung im Prätext. Das 5 x auftauchende „wenn“ im wiederum gegensätzlichen „weil“, das „mich“ im „dich“. Das „Und“ wird ebenso wie das „bin“, „ich“, „der“ und das „die“ vervielfacht. Scheinbar vervielfacht (verdoppelt) wird das „nicht“ – aufgrund seiner Semantik folgerichtiger Weise. Allerdings erhält es durch den Kontext jeweils unterschiedliche Funktionen. Während es sich im ersten Falle wie bei Heine auf das „Fürchten“ bezieht, also das „Fürchten“ negiert und somit Sicherheit schafft, bezieht es sich im zweiten Fall letztlich auf das gesamte Gedicht bzw. die zuvor – ohnehin schon unsicher – hergesagte *Doktrin* und stellt damit ihre Negation in den Raum, schafft damit Unsicherheit. Der Negationspartikel „nicht“ schafft also in einem Fall Sicherheit, im anderen Ungewissheit, wird also von Henisch nicht lediglich verdoppelt. Vielmehr wird die vom ersten „nicht“ angedeutete Sicherheit durch das zweite „nicht“ aufgelöst.

6.3. Qualitative Kriterien für die Intensität von Intertextualität am Beispiel von *Und wenn ich*

Untersuchen wir nun das Gedicht mit Hilfe von Pfisters qualitativen Kriterien für die Intensität der Intertextualität (siehe Kap. 2.2.).⁴⁷⁶ Auch ohne eingehendere Untersuchung ist offensichtlich, dass es sich hier um sehr intensive Intertextualität handelt. Das erste quantitative Kriterium – „die Dichte und Häufigkeit der intertextuellen Bezüge“⁴⁷⁷ – „Die bloße Anzahl der in einem Text integrierten Prätexte ist bereits für den intertextuellen Status dieses Textes aussagekräftig.“⁴⁷⁸ Jedoch ist meines Erachtens bei der Anwendung intertextualitätstheoretischen Bestecks oft der Weg das Ziel: Es geht nicht nur um die Ermittlung der

⁴⁷⁶ vgl.: Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 25 ff.

⁴⁷⁷ ebd.: S. 26.

⁴⁷⁸ Lindner: Integrationsformen der Intertextualität, S. 121.

intertextuellen Intensität, sondern im Zuge dessen ebenso um eine weitere, tiefer gehende Betrachtung des Gedichtes. Ähnlich sieht das Pfister, wenn er schreibt, es ginge nicht um eine naiv-positivistische Messung von Intertextualität, sondern vielmehr um die „typologische[n] Differenzierung unterschiedlicher intertextueller Bezüge“⁴⁷⁹ Auch Henning Tegtmeier mag ähnlicher Auffassung sein:

Intertextuelle Kategorien [...] können daher auch keine Schubladen sein, in die man intertextuell gelesene Texte oder Textpassagen einsortiert, sondern zunächst nichts weiter als Lesehilfen, Anregungen für den Leser, den stets subjektiven Eindruck von Intertextualität, der bei der Lektüre eines Textes entstanden ist, genauer zu benennen.⁴⁸⁰

Das 1. Kriterium, jenes der Referentialität, ist jedenfalls erfüllt. *Uwi* „bedient“⁴⁸¹ sich nicht nur fremder Elemente, sondern bespricht diese und somit den Prätext. Das Gedicht tritt in die Metaperspektive, es kommentiert den Prätext und den mit ihm verwobenen Diskurs. Pfister nennt Markierungen der Intertextualität als Bedingung für den metatextuellen Charakter eines Textes.⁴⁸² Diese liegt in *Uwi* selbst zwar nicht vor. Allerdings gilt die Markierung im Titel des Zyklus – „Heimkehr mit Heine“ – für dessen sämtliche Gedichte.

Hier treffen sich die Kriterien der Referentialität und der Kommunikativität. Letzteres ist ebenfalls in hohem Maße erfüllt: Das Verständnis des Gedichtes ist ohne Identifizierung und Kenntnis des Prätextes derart beeinträchtigt, dass diese vom Autor wohl vorausgesetzt werden. Autor und Rezipient sind sich also der Prätextelemente bewusst. Glaubt man Eva Schobel, ist dies bei Henisch kein Einzelfall. Henischs 1977 erschienener „Hiob-Zyklus“⁴⁸³ weist intensive Referenzen zur Bibel auf, die allerdings zu Henischs Enttäuschung von den Wenigsten erkannt worden seien:

Die Problematik des „Hiob-Zyklus“ besteht, was seine Rezeption betrifft, tatsächlich von Anfang an darin, daß die von Henisch auch sonst so geschätzte Paraphrase zum vollen Verständnis die Kenntnis des Originals voraussetzt.⁴⁸⁴

Das Kriterium der Autoreflexivität wird nicht erfüllt. Metaperspektivisch ist das Gedicht bezüglich des Prätextes, nicht bezüglich seiner eigenen Intertextualität. Sie

⁴⁷⁹ Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 30.

⁴⁸⁰ Tegtmeier: Der Begriff der Intertextualität und seine Fassungen, S. 79.

⁴⁸¹ Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 26.

⁴⁸² vgl.: ebd.: S. 26, 27.

⁴⁸³ Henisch: Mir selbst auf der Spur, 63 S.

⁴⁸⁴ Schobel: Peter Henisch, 1, S. 277.

wird hier nicht explizit reflektiert. Die Kriterien der Kommunikativität und der Autoreflexivität decken sich zum Teil mit dem, was Monika Lindner die „Thematisierung des intertextuellen Verfahrens“ nennt.⁴⁸⁵ Lindners Modell lässt einen etwas differenzierteren Blick auf diese Fragestellung zu: Sie skaliert hier von der bloßen Markierung des Prätextes als Thematisierung schwächster Intensität über die „Kommentierung der Differenz zum Prätext“⁴⁸⁶ bis hin zur Besprechung intertextueller Verfahren selbst, die Intertextualität also sehr intensiv thematisiert. Während der erste Punkt auf *Uwi* zutrifft, werden die letzten Punkte von Pfisters Autoreflexivitätskriterium abgedeckt.

Die Struktur des Prätextes wird hingegen sehr wohl aufgegriffen. Die „syntagmatische Integration des Prätextes“⁴⁸⁷ macht sogar einen Gutteil der Sinnstiftung des Henisch-Textes aus. Wohlgemerkt fungiert die Prätextstruktur aber nicht in dem Sinne als Folie, wie etwa jene der *Odyssee* bei James Joyces *Ulysses*.⁴⁸⁸ Vielmehr ist die *Verkehrung* der Struktur entscheidend. Bei der Beziehung „Doktrin- Und wenn ich“ tritt eine besondere Spielart der Thematisierung der Prätext-Struktur durch ihre Abänderung zu Tage: Sie wird verkehrt. Die hohe Bedeutung des Strukturalitäts-Kriteriums bei Henischs intertextuellen Verfahren ist in Anbetracht der oben ausgeführten Wichtigkeit der Gedicht-Struktur bei *Doktrin* naheliegend. Wurde überdies erwähnt, dass Höhn eine partielle Gegenläufigkeit von Form und Inhalt in *Doktrin* erkennt, so wird diese Spannung bei Henisch aufgelöst. Hier entspricht die unregelmäßige, offene Struktur dem Inhalt. Nochmals sei das Kriterium der Referentialität aufgegriffen: Das Verhältnis der Henisch-Struktur zur Heine-Struktur ist ja gerade deswegen so intensiv, weil sich Henisch der Struktur nicht einfach bedient, sondern mit ihr umgeht und sie gar verkehrt. Die Prätextstruktur wird durch ihre Abänderung thematisiert. Dabei ist die Abänderung so referenziell, weil die Form sehr wichtig für die Sinnkonstitution dieser beiden Texte ist. Die Verkehrung der Form ist hierbei nicht etwa (nur) eine Aktualisierung poetischer Normen: Die inhaltliche Spannung zwischen den beiden Texten wird durch die formale Verkehrung koproduziert bzw. verstärkt.

⁴⁸⁵ vgl.: Lindner, Monika: Integrationsformen der Intertextualität, S. 130 ff.

⁴⁸⁶ ebd.: S. 130.

⁴⁸⁷ Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 28.

⁴⁸⁸ vgl.: Karrer: Intertextualität als Elementen- und Strukturreproduktion, S. 101.

Wieder ist Lindners auf Lachmann zurückgehende Terminologie eine wertvolle Stütze: Mit der anagrammatischen Relation⁴⁸⁹ lässt sich Henischs Verfahrensweise präzise benennen:

Unter der anagrammatischen Relation soll die Übernahme von Elementen oder von abstrakten Relationen aus einem Prätext (bzw. Gattungssystem) verstanden werden.⁴⁹⁰

Aus den von Lindner angeführten Beispielen geht hervor, dass sich intertextuelle Anagramme analog zu Anagrammen auf Wortebene verhalten können. Wird im zweiten Fall durch ein Durchmischen der Buchstaben des Ausgangswortes mit demselben Material ein neues Wort, also neuer Sinn kreiert, so geschieht das bei der intertextuellen anagrammatischen Relation mit den Prätextelementen. Lindner demonstriert dies anhand von Friedrich Karl Waechters Rotkäppchenversion, die hauptsächlich aus Elementen des Grimm-Märchens besteht, aber durch die Neuordnung von Figuren und deren Attributen – (Wolf alias Rotkäppchen bringt dem gesunden Großpapa „ein Stücklein Wein“ und „eine Flasche voll Kuchen“)⁴⁹¹ – teilweise gerade gegenteiliger Aussage ist: Es gehe in diesem Fall laut Lindner um „das Aufbrechen tradierter Wertdichotomien gut/böse, krank/gesund [...]“⁴⁹². Bei *Uwi* geschieht dies aber auf syntaktisch/grammatikalischer, weniger auf lexikalischer⁴⁹³ Ebene. Hier ist zu sehen, dass die strukturelle Intertextualität die elementare dominiert: Nicht etwa Abänderungen der Lexik sind zentral für den Sinnkontrast. Vielmehr wird die Syntax des Prätextes bearbeitet, was dann erst die Lexik in ein anderes Licht rückt. Hier wird der Vorteil der karrer'schen Terminologie offenbar: Schließlich deklariert er seine Elementen- und Strukturreproduktion als Alternative zur Dualität wörtliches-nichtwörtliches Zitat. Tatsächlich stieße man mit diesem konventionellen Begriffstandem früh an Grenzen. Im Gedicht finden sich kaum „wörtliche Zitate“, da die Wörter neu angeordnet sind. Es ist aber auch nicht von „nicht-wörtlichen Zitaten“ oder „Paraphrasen“ zu sprechen, da ja doch

⁴⁸⁹ vgl.: Lindner: Integrationsformen der Intertextualität, S. 122.

⁴⁹⁰ ebd.: S. 122.

⁴⁹¹ Waechter, Friedrich K.: Das Rotkäppchen. In: Ritz, Hans (Hg.): Die Geschichte vom Rotkäppchen. Ursprünge, Analysen, Parodien eines Märchens. Emstal: Muriverlag 1983. S. 66 ff.
Zitiert in: Lindner: Integrationsformen der Intertextualität, S. 122.

⁴⁹² Lindner, Monika: Integrationsformen der Intertextualität, S. 122.

⁴⁹³ Ein dahingehendes Desiderat wäre es, die Ebenen herauszuarbeiten, auf denen anagrammatische Relationen entstehen. Lindners Ansatz mit dem „Textschichtenmodell“ scheint fruchtbringend, jedoch wird es von ihr nicht explizit auf die anagrammatische Relation bezogen. Die Frage müsste lauten: „Auf welchen Textebenen können sich anagrammatische Relationen bilden und was bedeutet die Entscheidung für die eine oder andere Ebene für die Funktion intertextueller Textkonstitution?“

weitgehend dasselbe Wortmaterial zum Einsatz kommt, nur eben syntaktisch neu geordnet. Die von Karrer angesprochene Unschärfe dieser Termini bestätigt sich anhand des Beispiels *Doktrin*. Karrer nennt zwei Gebrauchsweisen von „wörtlich“: Erstens in einem rein semantischen Sinn – „wörtlich“ im Sinne eines Gegensatzes zu anderen Formen der Auslegung („allegorisch, tropologisch, anagogisch“). Zweitens in einem eher syntaktischen Sinn – also „Wort-für-Wort Wiederholungen“ versus „freiere[r], modifizierte[r] Wiederholungen“⁴⁹⁴. Es liegen bei *Uwi* also Zitate vor, die im Sinne konventioneller Definitionen gleichzeitig „wörtlich“ und „nicht-wörtlich“ sind. Karrers Unterscheidung zwischen Elementen- und Strukturproduktion verschafft diesen definitorischen Unschärfen Abhilfe.

Es sind dabei alle Ebenen des von Lindner angesprochenen Textschichtenmodells tangiert. Lindner betont ja auch die Sinnhaftigkeit seiner Anwendung bei intertextualitätsanalytischen Vorhaben, da es

[...] von der phonologischen Ebene (Lautmuster, metrische Muster usw.) über die syntaktische und lexikalisch-semantische (Einzelwort, Topoi, Register, Stilhöhen usw.) bis zur pragmatischen Ebene (fiktive Sprecher/Hörer-Relationen) fortschreitet.⁴⁹⁵

Auch Pfisters Kriterium der Selektivität ist erfüllt. Da *Uwi* als Montage aus weitestgehend sehr selektiver elementarer Intertextualität und zwar lexikalischer Elemente besteht, heben sich die Prätext-Elemente deutlich hervor. Die veränderte Syntax vermindert die Selektivität nur bedingt: Zwar werden die Prätextelemente dadurch mit dem Folgetext verwoben – die Syntax des Folgetextes ist hierbei das „backgrounding“, wie Plett es nennt⁴⁹⁶, die Lexik das „foregrounding“ – dennoch bleibt die prätextuelle Lexik klar abgegrenzt als solche ersichtlich. Die folgetextuelle Struktur dominiert die prätextuelle Lexik.

Nun zum 6. und letzten Intertextualitätskriterium nach Pfister: Der Dialogizität. Ob dieses Kriterium erfüllt ist lässt sich nicht so einfach beantworten.

Auf der Skala von bloßer „originalgetreuer“ Übertragung des Textes von einem Zeichensystem in ein anderes (z. B. Übersetzung, Verfilmung, Dramatisierung), also einer Beziehung möglichst großer Entsprechung, bis zu einer Beziehung maximaler Spannung in inhaltlicher Hinsicht,⁴⁹⁷ ist die Beziehung „Doktrin-Und wenn ich“

⁴⁹⁴ Karrer: Intertextualität als Elementen- und Struktur-Reproduktion, S. 98.

⁴⁹⁵ Lindner: Integrationsformen der Intertextualität, S. 119.

⁴⁹⁶ vgl.: Plett: Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik, S 86.

⁴⁹⁷ vgl.: Pfister: Formen der Intertextualität, S. 29.

zwar eindeutig auf der Seite der Spannung anzusiedeln, hier gelangen wir aber zur vorhin dargelegten Schwierigkeit der Interpretation des Prätextes.⁴⁹⁸ Favorisiert man die Interpretationsansätze Mayers oder Engelmans, ist die Spannung zwischen den beiden Gedichten sehr hoch: Der eindringliche Gestus auf formaler Ebene wird ebenso verkehrt wie das angedeutete politische Programm, die Eindeutigkeit, die Aggressivität. Die Überzeugung über die Richtig- und Notwendigkeit der zu setzenden Schritte in *Doktrin* würde von *Uwi* dekonstruiert, Sicherheit durch Unsicherheit, Aggressivität durch Unbehagen, ja Furcht ersetzt.

Anders verhält es sich angesichts Höhns Auslegung: Zwar besteht auch in diesem Fall dialogische Spannung: *Doktrins* klarer Appell tätig zu werden, wird bei Henisch verkehrt. Die zweite Komponente, die Frage danach, was denn zu tun sei, würde hingegen weit weniger abweichend behandelt. Wenn in Bezug auf Höhns Deutung auch durchaus Spannung besteht, so ist sie jedenfalls deutlich geringer.

Hans Daibers Deutung zufolge entsteht wiederum mehr Spannung, allerdings in anderer Hinsicht als im Fall der DDR-Lesart. Der „Leichtfertigkeit“ und „Lässigkeit“⁴⁹⁹, (was wiederum viel mit Sicherheit zu tun hat), die Daiber in *Doktrin* sieht, würde Unbehagen und Bedeutungsschwere gegenübergestellt.

Das Problem der Interpretation des Prätextes wird hier also offenbar. Man könnte nun den angeführten Interpretationsansätzen zahllose folgen lassen. Entscheidend jedoch ist, dass sich *Uwi* jedenfalls in Dialog befindet. Genauer in dialogischer Spannung mit den Interpretationsansätzen einerseits, schließlich leistet ja auch der Folgetext interpretatorische Arbeit, und andererseits bzw. weiter gefasst: Mit dem den Prätext umfließenden Diskurs. Als studierter Germanist ist Henisch ein geistes- und ideengeschichtlich sehr bewusster Autor. Er wird sich wohl auch der Brisanz von *Doktrin* bewusst gewesen sein. *Uwi* bezieht zu dem oben dargelegten weitgreifenden horizontalen Diskursgeflecht zu *Doktrin* – wenn auch nicht unbedingt zu den oben vorgestellten Interpretationen – sowie zu dem Diskurs, an dem *Doktrin* seinerseits andockt, Stellung, tritt mit ihnen in Dialog bzw. nimmt eine Position innerhalb deren ein. An *Doktrin* sehen wir, wie Texte rezeptionsseitig zu Kristallisationspunkten von Diskursen werden können. Henischs Gedicht macht sich einen solchen Kristallisationspunkt zunutze. Tatsächlich ist also die Interpretation des Prätextes bzw. die Entscheidung für einen bestimmten Interpretationsansatz

⁴⁹⁸ Siehe Kap. 6.1.

⁴⁹⁹ Daiber: Die Tiefe an der Oberfläche, S. 91.

zweitrangig. Die Intertextualitätstheorie stößt hier allerdings an eine Grenze und das Ruder müsste etwa der (Inter-)Diskursanalyse übergeben werden. „Text“ und „Diskurs“ sind nicht dasselbe (siehe Kap. 3).

6.4. „Was nützt mir das?“ – Kritische Wirkungsstrategie oder Sinnreduktion?

Unabhängig davon, wie es sich nun mit der Autorenintention Heines verhält, ob nun eine solche etwa im Sinne des Poststrukturalismus negiert oder aber bejaht wird und unabhängig davon, wie diese ausgelegt wird, finden sich zumindest zwei Aspekte in *Doktrin*, die zueinander in einem gewissen Spannungsverhältnis stehen:

Erstens die Revolutionsthematik, der Kampf für potenzielle *zukünftige* Errungenschaften und zweitens aber Erfüllung im Moment, in der *Gegenwart*, im Sinne des Saint-Simonismus, also das „Küssen“ als Selbstzweck. Gerade die Selbstzweckhaftigkeit wiederum steht in Spannung zu Henischs Frage: „Was nützt mir das?“ (V19). Sinnliche Erfüllung bedürfte einer solchen Frage gerade nicht.

In gewisser Weise liegt hier dialogische Spannung zwischen Prä- und Folgetext vor – und zwar „devalorisation“ mit Genette⁵⁰⁰ gesprochen, dann nämlich, wenn man darin eine nihilistisch angehauchte Negation der Möglichkeit amourös-erotischer Sinnerfüllung sieht. Mit Schulte-Middelichs differenziertem Modell ließe sich das wie folgt beschreiben:⁵⁰¹ Der intertextuelle Bezug ist in diesem Fall einzelzweckgerichtet, mit kritischer Wirkungsstrategie. Es liegt eine Sinnkontrastierung vor und zwar mit der Kritik an der Thematik.

Plausibler scheint mir allerdings eine andere Variante: Die der Bedeutungsverengung.⁵⁰² Während sich *Doktrin* in einem Spannungsfeld gegenwärtiger sinnlicher Erfüllung (Marketenderin küssen) und zukunftsbezogenen Veränderungswillens befindet, wird bei Henisch „alles über einen Kamm geschoren“. Die zweite Komponente, sinnliche Erfüllung, fällt weg und das Gedicht wird auf die erste Komponente – die Revolutionsthematik, die Frage nach Veränderung etc. – reduziert. Das wäre dann durchaus ein Manko des Folgetextes, wohingegen Bedeutungsverengung ja bewusst betrieben werden kann, etwa um zu

⁵⁰⁰ Genette: Palimpseste, S. 393 ff.

⁵⁰¹ Schulte-Middelich: Funktionen intertextueller Textkonstitution, S. 215.

⁵⁰² Plett: Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik, S. 87.

fokussieren. Der Begriff ist aber auch auf ungewollte Sinnerosion anzuwenden, wofür die massenhaften „To be or not to be’s“ in Literatur und sonstiger Kunst und die damit einhergehende Banalisierung und Sinnentleerung der Shakespearezeile prominente Beispiele sind.⁵⁰³

6.5. Systemreferenzen in *Und wenn ich*

Die bisherige Anwendung der Intensitätskriterien bezog sich vorwiegend auf die Einzeltextreferenz. Es gibt in *Uwi* aber sowohl Einzeltext- als auch Systemreferenzen. Die Einzeltextreferenz ist soweit klar ersichtlich: Sie ist der Bezug auf *Doktrin*. Das Gedicht verfügt also über einen sehr dominanten Prätext. Hier ist eine jener von Broich angesprochenen⁵⁰⁴ Textketten zu konstatieren: So wird etwa mit der „Hegelschen Philosophie“ das Werk Hegels geöffnet – und also auch die tatsächlich verschriftlichten Thesen. Nun sind diese einerseits als Gruppe von – wenn auch nicht literarischen – Einzeltexten aufzufassen. Eine vertiefende Studie, die hier aber nicht betrieben werden kann, könnte eventuell sogar konkrete einzelne Bezugstexte Hegels ausfindig machen. Diese Bezüge sind aber impliziert.⁵⁰⁵ Im vorliegenden Fall ist die Textkette sehr durchlässig, da die hegelsche Philosophie und ihre schriftliche Realisierung für den Folgetext ihres Folgetextes absolut relevant sind. Neben dem Werk Hegels sind als Einzeltextreferenzen etwa die schon angesprochenen Texte zu nennen, die innerhalb des Oeuvres von Heine entweder Elemente oder Strukturen mit *Doktrin* teilen.

Hinsichtlich der Systemreferenzen ist neben der sehr weit gefassten Verbindung zu sprachlichen Codes und zur Textualität auch eine Referenz zur zweiten von Pfister genannten Ebene⁵⁰⁶, zu außerliterarischen Diskurstypen, gegeben, wobei wir uns hier allerdings an der Grenze zur Diskursanalyse befinden.

Schließlich ist auch der Bezug auf die Gattung „Lyrik“ nicht außer Acht zu lassen. Die poetischen Normen zwischen Heines und Henrichs Wirkungszeit haben sich offensichtlich geändert, was sich auch in *Uwi* niederschlägt. Diese Normen werden allerdings nur sehr implizit thematisiert. Die Transformation der poetischen Norm

⁵⁰³ vgl.: Plett: Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik, S. 87.

⁵⁰⁴ vgl.: Broich: Zur Einzeltextreferenz, S. 50, 51. Siehe auch: Kap. 2.3.1.

⁵⁰⁵ Wir sehen also: Ganz ist auf historische Begriffe keineswegs zu verzichten.

⁵⁰⁶ Die drei Abstufungen der Systemreferenz hinsichtlich ihres intertextuellen Charakters: vgl.: Pfister: Zur Systemreferenz, S. 52. Siehe auch: Kap.: 2.3.2.

von Prä- zu Folgetext ist ein Phänomen, für das *Geflohen nach Norden* ein deutlicheres Beispiel darstellt, weswegen das Thema im Zuge seiner Analyse aufgegriffen werden wird. Differenziertere Ausführungen dazu bietet der Sammelband in Heinrich F. Pletts Beitrag, der im betreffenden Kapitel auch Verwendung finden wird.

Das Instrumentarium hat sich hier also vorläufig bewährt. Kommen wir nun zu einem weiteren Beispiel, das ein kleines Manko des Sammelbandes offenbart.

7. Bedrohung der Natur

Den gesamten Zyklus hindurch spielt Natur eine zentrale Rolle. In der Mehrzahl der 16 Gedichte des Zyklus kommen Naturmotive vor, teilweise nur als Randbemerkung, teilweise wird Natur zentral thematisiert. Unter diesen Gedichten wiederum gibt es solche, die offensichtlich zu einem konkreten Prätext aus Heines Naturlyrik in Bezug stehen. Wurde im Eingang des analytischen Teils dieser Arbeit bereits ein Überblick über die Themen und Motive der Gedichte geliefert, so wird nun vertiefend auf die Naturthematik eingegangen. Danach werden die Gedichte *Geflohen nach Norden*, *Auf die Berge will ich steigen* und der *Epilog* einer eingehenderen Analyse unterzogen. Die Entscheidung für diese Gedichte hat folgende Gründe:

Bei den ersten beiden Gedichten bezieht sich Henisch zum einen eindeutig auf konkrete Texte aus der Naturlyrik Heines. Darüber hinaus spielt Natur hier eine besonders tragende Rolle. Der Epilog hingegen ist interessant, da hier die Naturthematik mit anderen Motiven des Zyklus – wie in der Folge dargelegt – zusammengeführt wird. Die Funktion der Naturmotive und ihre Bedeutung für den Gedichtzyklus werden hierbei verdeutlicht.

Ziel ist es auch hier, die intertextuellen Verfahren Henischs offenzulegen – dies gilt natürlich vor allem für die beiden ersten genannten Gedichte, da der Epilog keine unmittelbaren Bezüge zu Texten Heines aufweist. Es gibt hier allerdings einen klaren Bezug auf den Korpus christlicher Glaubensformeln (V30-34) – um kompakt zu bleiben, wird auf eine intertextualitätstheoretische Untersuchung dieses Bezuges aber verzichtet.

Schließlich wird die Funktion dessen, nämlich die Thematisierung der Zurückdrängung der Natur in der Spanne zwischen der Entstehungszeit der Prä- und Folgetexte, also der Zeit Heines und jener Henischs, darzulegen sein. Hierin differieren diese Gedichte mit dem zuvor behandelten *Uwi*: Während dieses durch das Aufgreifen des Prätextes vor allem ein bestimmtes Diskursfeld aufreißt und sich innerhalb dessen verortet, thematisiert Henisch anhand von Bezügen zu Heines Naturlyrik primär „außerdiskursive“ Veränderungen. Wie nun gezeigt werden soll, ist Natur bei Henisch, dort wo sie bei Heine bedrohlich ist, verödet und wird dort wo sie bei Heine Zuflucht bietet bei Henisch selbst bedroht.

Nun ist das Naturmotiv bei Heine eine komplexe Angelegenheit: Die oberflächlich oft romantischen Naturschilderungen sind nicht ohne ironische Brechung. Auch sei

die relativ positive Naturschilderung der *Harzreise*⁵⁰⁷ sowie teilweise auch der *Die Nordsee* beim späteren Heine, wie Höhn meint, gar nicht mehr zu finden.⁵⁰⁸ Doch schon die Natur in der *Harzreise* wird hie und da schon vom frühen Industrialismus beeinträchtigt (siehe Kap. 7.4.1.). Vor allem aber das „Buch der Lieder“ stelle nach Meinung mancher eine Zäsur in der Naturdichtung dar: Die in der „Kunstperiode“ noch oft klischeehaft beschriebene Natur wird nun unmittelbar erfahren, das Verhältnis von Mensch und Natur ist dabei „grundsätzlich gestört“.⁵⁰⁹

7.1. Die Naturthematik im Verlauf des Gedichtzyklus

Genau genommen spielt die Natur schon im ersten Gedicht eine Rolle. In *Zurückkehrend aus mehr Wärme* wird die schon angesprochene Opposition vom warmen Süden (Italien) und kalten Norden (Österreich/Deutschland) exponiert. Das lyrische Ich empfindet die klimatischen Bedingungen - (und in Analogie dazu das gesellschaftliche Klima) - seiner Heimat als unangenehm.

Im zweiten Gedicht wird dann im Gegensatz dazu die landschaftliche Schönheit des Landes aufgeworfen („THIS IS a beautiful country / you've built“, V1, 2; „das ist ein schönes Land“, V9). In diesem Gedicht wird die Natur aber auch zum ersten Mal bedroht: („Auf den vergifteten / Bäumen die Straße entlang“ V17-18). Im 3. Gedicht – *Der See* – schließlich wird Natur Kernthema, während sie davor beiläufig thematisiert worden war. Natur und ihre Schönheit sind nicht mehr frei zugänglich, das Allgemeingut „Natur“ wird zum Eigentum Einzelner. In *Die sogenannte materielle* taucht wiederum das Motiv der Zerstörung bzw. Bedrohung der Natur auf: „Die Luftverschmutzung / europareif“ (V18, V19). Dieses Motiv prägt die beiden darauf folgenden Gedichte, *GnN* und *AdBwis*. Wie angemerkt wird auf diese Gedichte speziell eingegangen werden. Um Naturnachahmung geht es in *Wie die Sonne untergeht*, während das im vorigen Kapitel besprochene *Uwi* keinerlei Naturmotive aufweist. In *Sitzend im Zug was bleibt mir* wird die Natur kurz positiv geschildert: „seh ich die Gegend die Bäume / stehn knospend“ (V6, 7), das aber gleich darauf relativiert: „und aber kahl“ (V8). Danach wird Natur nur noch in *Zu*

⁵⁰⁷ Heine, Heinrich: *Die Harzreise*. 1824. In: Windfuhr, Manfred (Hg.): Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Bd. 6: Briefe aus Berlin. Über Polen. Reisebilder I/II (Prosa.). Hamburg: Hoffmann und Campe 1973. S. 81-138.

⁵⁰⁸ vgl.: Höhn: *Handbuch*, S. 195.

⁵⁰⁹ vgl.: ebd.: S. 75-76.

Hause (V25-29) anhand von Sonne und Mond und dann breiter, im *Epilog*, thematisiert. Hierauf sei nun etwas vertiefend eingegangen, zumal das Naturmotiv an dieser Stelle mit anderen Motiven des Zyklus verschmilzt.

Das Verhältnis von Mensch und Natur spielt im Gedichtzyklus eine wichtige Rolle. Hierbei entsteht, wie zu zeigen sein wird, ein Wechselspiel von Gegenüberstellung und Zusammenführung. Sollte dieser Umstand bei der Lektüre von „HmH“ allein nicht allzu augenfällig sein, so wird er spätestens in Anbetracht der intertextuellen Bezüge zu Heine deutlich. Die Prätextkenntnis ist also für die volle Sinnentfaltung der Texte wesentlich.

7.2. Natur im *Epilog* – Zusammenführung von Mensch und Natur

Es wird sich zeigen, dass diese Verquickung vor allem über zwei Stilmittel funktioniert: die Katachrese und die Paronomasie.⁵¹⁰ Die erste Strophe verspricht den Fortbestand der Natur. Die optimistische Grundhaltung relativiert den Pessimismus der vorangegangenen Gedichte, v.a. der beiden „Gedenktafel-Gedichte“. Das „Trotzdem“ (V1) kann wohl in Bezug darauf bzw. auch auf den gesamten Zyklus gesehen werden. Dieser Optimismus wird in den darauf folgenden Strophen wiederum relativiert, ehe er zum Schluss Bekräftigung erfährt (V23-29). Es wird nun in der ersten Strophe (V1-6) auf die gesamte Natur angespielt: „Die Sonne“ ist Vertreterin der anorganischen Natur, während „das Gras“ der Flora und „die Vögel“ der Fauna und somit der organischen Natur zugehören. Wie wohl nicht weiter dargelegt werden muss, fungiert ihr „Scheinen“, „Grünen“ und „Zwitschern“ hierbei als Metapher für Fortbestand allgemein. „Die Naturvorgänge haben etwas Widerständiges.“⁵¹¹ In der zweiten Strophe (V7-12) wird die Verquickung von

⁵¹⁰ Paronomasie: Bezeichnet „die Zusammenstellung von mindestens zwei Wortkörpern mit gleichem oder ähnlichem Klang, aber unterschiedlicher Bedeutung.“

Czapla, Ralf Georg: Paronomasie. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 6: Must-Pop. Tübingen: Niemeyer 2003. Sp. 649.

Katachrese: „Die K. beruht auf der Verwendung eines eigentlich nicht passenden Ausdrucks, [...]“ Oft wird der Begriff der Katachrese pejorativ im Fall von Stilblüten bzw. Bildbrüchen herangezogen. Weiters gebraucht wird der Terminus für einen „uneigentlichen Ausdruck“, der sprachliche Lücken ausfüllt. (z. B.: Beine eines Stuhles; Fuß eines Berges). Zum Tropus wird die Katachrese nur dann, wenn sie eben nicht für das Ausfüllen einer Lücke sondern „tatsächlich mit Bewußtheit und Wirkungsabsicht“ gebraucht wird. (vgl.: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 4: Hu-K. Sp. 911-914.) Diese letzte Anwendungsmöglichkeit liegt hier vor.

⁵¹¹ Hell: Henisch, Hiob, Heine, S. 89.

Mensch und Natur expliziter: Zum einen durch die beiden Subjekte⁵¹² Natur („die Bäume“) und Mensch („unsere Seelen“). Zum anderen, weil hier die erste Katachrese im Gedicht auftaucht: Die an sich menschliche (tierliche) Aktivität „Schreien“ wird auf die Pflanzen übertragen: „Zwar schreien die Bäume“. Schließlich ist die Sphäre des Menschen, wie in der ersten Strophe die Sphäre der Natur, dreigeteilt: In eine biologisch-materielle („den Atem“) und in immaterieller Hinsicht in eine intellektuelle („die Sprache“) und in eine transzendental-religiöse Komponente („die Gebete“). Ist die angesprochene Katachrese in Strophe 2 schon paronomasisch, so tritt in der 3. Strophe (V13-22) eine weitere Paronomasie, die also Abweichendes bzw. Gegensätzliches mit Ähnlichem ausdrückt, auf: „Nicht nur die Luft / auch die Lust / ist verleidet“. Durch den Austausch eines Buchstaben wird die zur Sphäre der Natur gehörige „Luft“ zur menschlichen „Lust“. Im 5. Vers der 3. Strophe taucht die nächste Katachrese auf: „knospt der Tod“. Sie ist gleichzeitig Paradoxon – die Knospe, an sich klar zum Vokabular der Flora gehörig – ist ansonsten Ausgangspunkt neuen Lebens, hier allerdings des Gegenteils: den Tod. Daraufhin folgt abermals eine dreiteilige Struktur und wiederum gibt es eine Verquickung von Mensch und Natur. Diesmal in Form einer Metapher: „Böses Blut“ und „Heißer Schweiß“ sind „der Tau der Pogrome“. Das zwar nicht spezifisch menschliche Blut wird durch den adjektivischen Zusatz „böse“ verbildlicht, poetisiert und gehört dadurch der Sphäre des Menschen an. „Böses Blut“ ist eine gängige Phrase und bezeichnet latente zwischenmenschliche Konflikte.⁵¹³ Ähnlich verhält es sich mit „Heißer Schweiß“. Diese seien nun „Tau der Prognome“ – Tau ist der Sphäre der Natur zugehörig.

Es scheint also, als würden die angesprochenen Motivstränge des Zyklus im Epilog miteinander verwoben.⁵¹⁴ Dieses Prinzip der Zusammenführung von Gegensätzlichem wird in der darauffolgenden Strophe beibehalten, es ergibt sich eine Ambivalenz (23-27): Die ersten Verse: „(Willst du davonfliegen / so kannst du in die Luft fliegen)“ sind paronomasisch. Umformuliert bedeuten die beiden Verse sowohl: „Willst du davonfliegen, so kannst du davonfliegen“ als auch „Willst du davonfliegen so kannst du explodieren“, also sterben. Im ersten Fall gelingt das

⁵¹² Grammatikalisch betrachtet fungiert „Seelen“ hier natürlich nicht als Subjekt.

⁵¹³ vgl.: Müller, Klaus (Hg.): Lexikon der Redensarten. Herkunft und Bedeutung deutscher Redewendungen. München: Bassermann 2005. S. 65: „Böses Blut machen: Zwietracht säen; Feindschaft erregen“.

⁵¹⁴ [...], wobei sie den gesamten Gedichtzyklus über immer wieder enggeführt werden.

Entrinnen, im zweiten gerade nicht – im Gegenteil: Der Versuch einer Flucht endet sogar in der Zerstörung des Subjekts. Eine solche Zusammenführung erfolgt auch in den darauf folgenden beiden Versen. Allerdings wird hier umgekehrt – nicht Unterschiedliches mit Ähnlichem, sondern Gleiches mit Unterschiedlichem ausgedrückt: „und letzten Endes / das heißt jederzeit“ (V25, 26). Der Zeitpunkt „letzten Endes“ wird mit der Zeitspanne „jederzeit“ gleichgesetzt.

Die Zusammenführung der Sphären von Natur und Mensch (sowie der hier weniger zentralen transzendenten Ebene) findet im letzten Wort des Epilogs und somit des gesamten Zyklus ihren intensivsten Punkt (V30-34):

Wir hoffen aufs Überleben
genau wie wir glauben
an die Auferstehung
des Laubes

In diesen Versen findet sich zum einen die „gängige Formel“⁵¹⁵ „Wir hoffen auf das Überleben“ in leicht abgewandelter Form. Ebenfalls leicht abgewandelt wird die „gängige christliche Formel“⁵¹⁶ „Wir glauben an die Auferstehung des Leibes“. Aus dem „Leib“ wird das „Laub“ - aus einem menschlichen ein Bestandteil der Natur. Auch die vorhin angesprochene transzendente Sphäre ist hier präsent. Der auf „die Auferstehung des Leibes Jesu“ zurückgehende Auferstehungsglaube beinhaltet mit Jesus den „menschgewordenen Gott“. Die Bezüge zum christlichen Glaubensbekenntnis werden aus platzökonomischen Gründen nicht weiter intertextualitätstheoretisch erläutert. Wieder ist aber eine transzendente Ebene festzustellen. Die im Zyklus zweifelsfrei präsent⁵¹⁷ und für Henisch nicht untypische religiöse Dimension⁵¹⁸ wird hier aufgrund des Fokus auf das Verhältnis Mensch-Natur aber nicht näher erläutert.

Die Zusammenführung der Sphären von Mensch und Natur, die Henisch im Epilog anhand von Paronomasien bzw. Katachresen vornimmt, verstärkt die Brisanz des vorhergehenden Zyklus. Sie betont die wechselseitige Abhängigkeit voneinander und verstärkt die dargelegte Problematik der Bedrohung der Natur. Natur und Mensch unterhalten also eine Schicksalsgemeinschaft. Diese Problematik wird, wie nun zu

⁵¹⁵ Hell: Henisch, Hiob, Heine, S. 89.

⁵¹⁶ ebd.: S. 89.

⁵¹⁷ ebd.: S. 89.

Es böte sich hier natürlich an, dies mit Heines pantheistischen Ansichten in Beziehung zu setzen. Allerdings würde das zu weit vom Hauptaugenmerk dieses Kapitels wegführen.

⁵¹⁸ vgl.: Hell: Henisch, Hiob, Heine, S. 81 ff.

erläutern ist, im Zyklus immer wiederkehrend thematisiert.⁵¹⁹ Durch die Bezüge zu Heine erfolgt eine Bewusstmachung der – zumindest in ihrem Ausmaß – zeitspezifischen Problematik der Zurückdrängung der Natur.

7.3. *Die Nacht am Strande und Geflohen nach Norden* – Mensch und Natur

7.3.1. Kultur, Mensch und Natur in *Die Nacht am Strande*

Der Prätext von *GnN* ist das Gedicht *Die Nacht am Strande* aus dem Zyklus *Die Nordsee*.⁵²⁰ Daneben gibt es natürlich das komplizierte Verhältnis zum „Einleitungsbescheid“ (V13), der an sich ja auch Text und in das Henisch-Gedicht eingearbeitet ist. Wie die Chemie, die Industrie und also der Mensch in das Meer, die Natur eindringen, bemächtigt sich der formale Code eines administrativen Dokumentes Heines Naturlyrik. Dazu aber später.

⁵¹⁹ Die dritte hier dargestellte – transzendente – Sphäre wird nun außen vor gelassen.

⁵²⁰ Heine: *Die Nordsee*, S. 364-369.

Die Nacht am Strande

Sternlos und kalt ist die Nacht,
Es gärt das Meer;
Und über dem Meer, platt auf dem Bauch,
Liegt der ungestaltete Nordwind,
Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,
Wie'n störriger Griesgram, der gut gelaunt wird,
Schwätzt er ins Wasser hinein
Und erzählt viel tolle Geschichten,
Riesenmärchen, tots Schlaglaunig,
Uralte Sagen aus Norweg,
Und dazwischen, weitschallend, lacht er und heult
er
Beschwörungslieder der Edda,
Auch Runensprüche,
So dunkeltrotzig und zaubergewaltig,
Daß die weißen Meerkinder
Hoch aufspringen und jauchzen,
Übermut-berauscht.

**Derweilen, am flachen Gestade,
Über den flutbefeuchteten Sand
Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,
Das wilder noch als Wind und Wellen.
[...]**

Geflohen nach Norden ganz
gegen meine Gewohnheit grau
der Himmel grau
die See grau
mit einem Stich
ins Braune gleich nach
Deich & Diel die Chemie-
fabrik eine einzige Jahres-
kapazität 300 000
Tonnen Vinylchlorid 115 000
Tonnen Polyvinylchlorid erlaubte
Abwässer pro Jahr laut
Einleitungsbescheid Salzfrachten von
bis zu 89, 4 Tonnen
Chlorat 4400 Tonnen
Chlorid 38 Tonnen
Nitrat 6100 Tonnen
Sulfat ein poetischer Text Metalle
& Schwermetalle viereinhalb
Tonnen Eisen 3,02
Tonnen Zink 0,92
Tonnen Kupfer 220
Kilogramm Asbest 440
Kilogramm Nickel an
giftigen bis
hochtoxischen
Stoffen 6,1
Tonnen Organo-
halogene 4
Tonnen Chlorethanol 1,05
Tonnen Ethylendichlorid &
eine Tonne 1,2 Dichlorethan **derweilen
am flachen Gestade
über den flutbefeuchteten Sand
schreitet ein Fremdling mit einem Herzen**

Die Stelle, die am klarsten auf den Prätext referiert und die intertextuelle Beziehung letztlich markiert, ist der Schluss im Henisch-Gedicht: „[...] derweilen / am flachen Gestade / über den flutbefeuchteten Sand / schreitet ein Fremdling mit einem Herzen.“ (V34-36). Ansonsten enthält der Folgetext den Titel des Gedichtzyklus in den der Prätext eingelassen ist: Das Morphem „Nord-“ im Titel und „die See“ in Vers 4.

Nun aber ein paar grundsätzliche Beobachtungen zum Prätext. Wie erwähnt ist es hier sinnvoll, näher am Text zu arbeiten als bei *Uwi*, bei dem der Rezeptions-Kontext bedeutender ist.

Vom Titel des Zyklus, in dem das Gedicht erschienen ist, lässt sich der Schauplatz der Handlung – die Nordsee – ableiten. Die Erzählinstanz, die diesen Schauplatz beobachtet und schildert, ist nicht unter den Akteuren des Gedichtes. Diese sind der „Fremdling“, der dem Rezipienten erst in Vers 21 präsentiert wird und sich schlussendlich als ein Gott entpuppt (V57 ff.). Daneben gibt es als weitere Akteurin die „wunderschöne Fischertochter“ (V31 ff.). Durch Personifikationen werden aber auch Naturerscheinungen zu Akteuren: Etwa der Nordwind (V4 ff.), die ebenso als „weiße Meerkinder“ personifizierten Wellen (V16) etc. Grundsätzlich ist der Schauplatz in zwei Sphären unterteilt – in die raue See und den Strand draußen, und die behagliche „einsame Fischerhütte“ (V28) drinnen.

Aufgrund der vielen Stilmittel ist Heines Schilderung sehr intensiv. Solche sind die erwähnten Personifikationen bzw. Anthropomorphismen. Hier gibt es einen Überschneidungspunkt zum Epilog bei Henisch – die genannten Stilmittel sind schließlich ebenfalls Katachresen. Ein bewusster Bezug soll zwar nicht unterstellt werden – die Verquickung der Sphären Mensch-Natur ist aber bei den ersten beiden Gedichten evident. Darin mögen sich Heines pantheistische Vorstellungen⁵²¹ niederschlagen, was allerdings an dieser Stelle nicht untersucht werden soll.

Die Personifikation geschieht im Fall des Nordwindes auf unterschiedliche Art. Zum einen durch das Mittel des Vergleichs: „Wie'n störriger Griesgram“ (V6). Des Weiteren werden ihm sowohl menschliche Physis (der Bauch, V3; die Stimme V5) als auch Tätigkeiten (schwätzen, V7, erzählen V8, lachen V11 etc.) und die dazugehörigen Adverbien („heimlich [...] Schwatzt“, V5-7) verliehen. Außerdem bekommt er etwa mit „trotzig“ („dunkeltrotzig“, V16) eine menschliche Eigenschaft zugeschrieben. Bei den Wellen funktioniert die Personifikation schon allein durch ihre bildliche Umschreibung, mittels derer sie eingeführt werden („Meerkinder“, V17) und ebenfalls durch Tätigkeiten („jauchzen“, V18) und Eigenschaften (bzw. Zustände: „berauscht“, V19). Das „kleine Licht“ (V26) wird durch die Adverbien „lockend“ und „lieblich“ (V27), die „einsame Fischerhütte“ (V28) durch ein Adjektiv vermenschlicht. Ähnlich verhält es sich im Falle des Wasserkessels mit

⁵²¹ vgl. u.a.: Höhn: Handbuch, S. 102 ff.

seinem „Ahnungssüße[n], heimliche[n] Summen“ (V35). Weitere Personifikationen betreffen die Lichter, die „Zauberlieblich widerstrahlen“ (V38, 39), die „rührend hervor lauschende“ Schulter der Fischertochter (V42) und das Bild der „erschrockenen Lilje“ (V52). Schlussendlich begegnen wir einem ironisch angewandten Anthropomorphismus: Die Göttlichkeit der Hauptfigur wird eben durch ihre Vermenschlichung ironisch gebrochen – der über physische Beeinträchtigung vermeintlich erhabene Gott, friert und fürchtet sich zu erkälten, verlangt nach „Tee mit Rum“, nicht nach Ambrosia. Das profane menschliche Attribut, der Schnupfen, wird aber wiederum vergöttlicht: der „göttlichste Schnupfen“. (V63-V70). Auf die dahinter stehende Praxis Heines, Götter ironisiert darzustellen,⁵²² soll an dieser Stelle ebenso wenig eingegangen werden, wie auf Heines pantheistische Haltung,⁵²³ die hinter dem Gedicht stehen könnten. Wieder drängt sich die transzendente Dimension in diese Analyse und wieder muss ihre Erforschung anderen Arbeiten überlassen werden. Für diese Abhandlung wichtig ist die Verwobenheit von Mensch und Natur. Die einzelnen Sphären werden nicht nur mit Attributen anderer Sphären besetzt, nein, sie treten miteinander in Kommunikation oder allgemein in Interaktion: Der Nordwind erzählt – zumindest die schildernde Instanz wohnt der Erzählung bei – die Wellen tanzen dazu, die Fischertochter hört dem Wasserkessel zu, das Licht leitet den Gott usf. Dies erinnert deutlich an die obige Analyse des Epilogs bei Henisch. Ein verbindendes Element ist hierbei eben das Stilmittel der Personifikation, das seinerseits die schon erwähnten Katachresen voraussetzt. Derer gibt es nun in „Die Nacht am Strande“ einige weitere, die nicht als Personifikation fungieren: Wie etwa das Meer, das „gärt“ (V2), Muscheln die „knistern“ (V23), die Nacht die „weht“ (V24) etc. Wie schon die Anthropomorphismen bewirken auch diese eine sehr intensive, dichte, lebendige und semantisch reiche Darstellungsform. Das Gedicht verdankt seinen semantischen Reichtum außerdem der hohen Zahl an Adjektiven bzw. Adverbien. Zusätzlich intensiviert werden diese durch „Adjektiv-Komposita“: z. B. V14: „So dunkeltrotzig und zaubergewaltig“. Auch insofern werden unterschiedliche Ebenen zusammengeführt, etwa Nomen und Adjektiv in Vers 35: „Ahnungssüßes“. Es ergibt sich ein buntes „Drunter-und-Drüber“. Alles verbindet sich mit allem, kommuniziert, interagiert.

⁵²² vgl.: Höhn: Handbuch, S. 71.

⁵²³ vgl.: ebd.: S. 102 ff.

Trotz dieser Verwobenheit gibt es, wie angesprochen – klar unterscheidbar – eine Sphäre, die von der Natur und eine, die vom Menschen dominiert wird.⁵²⁴ Zwischen den Sphären der Natur und des Menschen besteht ein antithetisches Verhältnis. Der Gegensatz von ungeformter, unbeherrschter, wilder Natur und geformter, behaglicher, sanfter Kultur transportiert sich etwa über Adjektive und Adverbien:

Natur (V1-17)	Kultur (V29-46)
sternlos, kalt, platt, ungestaltet, heimlich, ächzend, gedämpft, störrig, gutgelaunt, toll, totschlaglaunig, uralte, weitschallend, dunkeltrotzig, zaubergewaltig, weiß, Übermut-berauscht	mutterseelenallein, wunderschön, ahnungsüße [sic], heimlich, knisternd, flackernd, blühend, zart, weiß, rührend, grob, grau, klein, sorgsam, fest, fein

Zwischen der ersten Strophe, die der Natur und der dritten Strophe, die der Kultur bzw. dem Menschen gewidmet ist, gibt es eine Strophe, die von der einen auf die andere Sphäre überleitet, in der die Hauptfigur eingeführt wird. Folgerichtig beginnt auch diese in Hinsicht auf die Adjektive wild: Sein Herz ist wilder als Wind und Wellen (V20, 21); Funken sprühen (V23); er schreitet rasch und die Nacht ist „wehend“ (V25). Die Passage leitet daraufhin aber in Sicherheit und Ruhe über: Markiert durch Strichpunkt und Einschaltestrich, die Vers 25 abschließen, bricht die menschliche Sphäre in das Gedicht ein. Die darauffolgenden drei Verse sind in mehrererlei Hinsicht gegensätzlich zur rauen, ungestalteten Naturgewalt darüber. Die Fischerhütte kündigt sich durch ein kleines Licht an (V26). Licht ist angesichts der

⁵²⁴ vgl.: Daemrlich, Horst S. und Ingrid G.: Landschaft. In: Dies.: Themen und Motive in der Literatur. Ein Handbuch. Tübingen; Basel: Francke 1995. S. 239.: „Landschaftsdarstellungen bilden die Grundlage für Polarstrukturen in den Motivreihen bebautes Land – Wildnis (Zivilisation – Urzustand des Menschen)“. S. 239-244.

sternelosen Nacht (V1) erster Hinweis auf Zivilisation.⁵²⁵ Das löst nun den Nordwind ab. Es ist nicht ungestaltet und chaotisch, sondern leitet sicher, es ist nicht ächzend, toll und tots Schlaglaunig, sondern lieblich. Die einsame Fischerhütte bildet nun den Abschluss dieser zweiten Strophe und dient so einerseits als Endpunkt – der „einsame Fremde“ steuert ja die gesamte Strophe über auf sie zu. Andererseits findet hier der endgültige Übergang von Natur zur Zivilisation statt. Ist die Hütte selbst schon Anzeichen von Zivilisation, so verstärken die Ausführungen der Strophe 3 diesen Eindruck: Es wird durchwegs domestiziert: Die Naturgewalten Wasser und Feuer kommen auch hier vor, allerdings gebändigt und nutzbar gemacht. Dies geschieht etwa durch den „Wasserkessel“ oder den „Herd“ (V34 ff.). Der Wasserkessel summt friedlich vor sich hin, wohingegen das Element Wasser draußen „Übermut-berauscht jauchzt“ (V16-17). Und auch das potenziell so zerstörerische Element Feuer flackert zauberlieblich, ja wirkt sogar gestaltend und verschönernd auf den Menschen: Es strahlt zauberlieblich wider „Auf das blühende Antlitz, / auf die zarte, weiße Schulter“ (V36-40). Auch ist die Fischertochter nicht wie der Nordwind ungestaltet, sondern gestaltet sich mit „sorgsame[r] Hand ihr Unterröckchen“ (V44-45).

Soweit wurden nun also die Sphären der Natur und der Zivilisation/des Menschen eingeführt, ehe es nun zur Begegnung von Mensch und Gott kommt, die hier nicht weiter ausgeführt wird, da die transzendente Sphäre zwar im Zuge der Analyse hier angesprochen wurde, das Hauptaugenmerk aber eindeutig auf dem Verhältnis Mensch-Natur liegt.

Zusammenfassend ist also festzustellen, dass Natur hier nicht Zufluchtsort ist, wie etwa beim im nächsten Kapitel zu analysierenden Prolog zur Harzreise, sondern im Gegenteil erhaben, mächtig, ja bedrohlich. Die Hauptfigur flüchtet sich vor der rohen

⁵²⁵ Der sehr umfassend verwendete Kulturbegriff wird laut philosophischem Lexikon seit Pufendorf u. a. „zur Abgrenzung des zivilisatorischen Zustandes der Menschen (status culturalis) von einem rohen Naturzustand (status naturalis)“ (pw 415) verwendet. Das schließt zwar also die Natur im Menschen nicht aus, jedoch ist Kultur anders als Natur etwas spezifisch Menschliches. Hierbei stütze ich mich u. a. auf die Etymologie: lat. „colere: ‚hegen, pflegen, bebauen, ausbilden, tätig verehren‘“ (pw 415) sind primär menschliche Tätigkeiten.

vgl.: Gessmann, Martin (Hg.): Philosophisches Wörterbuch. Stuttgart: Kröner 2009. S. 415.

Kultivierung bzw. Kulturalisierung gehören also der Sphäre des Menschen an. Kultur- und Zivilisations-Begriff werden hier in ähnlicher Weise verwendet. Allerdings sind sie unterschiedlich nuanciert:

Ich folge hierbei Heinrich Schmidt, der unterscheidet zwischen Kultur als „Ausdruck und der Erfolg des Selbstgestaltungswillens eines Volkes oder eines Einzelnen“ und Zivilisation als „das Insgesamt der Errungenschaften der Technik und des damit verbundenen Komforts“.

Schmidt, Heinrich: Philosophisches Wörterbuch. Stuttgart: Kröner 1978. 765 S.

Zitiert bei: Hawthorn: Grundbegriffe moderner Literaturtheorie, S. 171.

Naturgewalt in die Zivilisation. Wie erwähnt wird die Diskrepanz zwischen Menschlichkeit und Göttlichkeit am Schluss des Gedichtes ironisch gebrochen. Diese Passage ist allerdings für die Analyse hier nicht von Belang. Vor allem für den Abgleich mit dem Henisch-Gedicht ist hingegen ein zusätzlicher Aspekt der Naturdarstellung bei Heine interessant. Der Nordwind erzählt im Gedicht von uralten Mythen und Sagen. Konkret wird etwa auf die nordische Mythologie Bezug genommen: „Uralte Sagen aus Norweg“ (V10), „Beschwörungslieder der Edda“ (V13), „Runensprüche“ (V14). Im Einklang damit steht die vermittelte Irrationalität der Natur: Der Nordwind wird mit einem launischen Grießgram verglichen, die Geschichten sind „toll“, die „Meerkinder“ reagieren darauf mit „Jauchzen“ und sind „Übermut-berauscht“ (8 ff.). Das Natürlich-Irrationale verbindet sich mit Rausch und stellt hierin eine weitere Antithese zur Zivilisation dar: Das irrational, ungestaltete Dionysische der Natur, des Mythos, steht im Gegensatz zum geformten, gezähmten Apollinischen der Fischerhütte.⁵²⁶

7.3.2. Mensch und Natur in *Geflohen nach Norden*

Dieses relativ ausgewogene Verhältnis von Natur und Kultur⁵²⁷ bzw. Zivilisation kippt bei Henisch deutlich zugunsten der Zivilisation. Das ungezähmte Meer wird nunmehr von Zivilisation und Technik vereinnahmt. Die Natur ist nicht mehr bedrohlich, sondern wird selbst durch Chemikalien bedroht. Das Geheimnisvolle der Nordsee bei Heine scheint gänzlich verloren und die (semantisch) bunte Schilderung ihrer Erscheinung wird schon früh durch ein dreimaliges „grau“ (V2-4) ins Gegenteil verkehrt. Diese Entwicklung der Verödung lässt sich nun auf mehreren Ebenen festmachen.

⁵²⁶ „apollinisch-dionysisch“: Das Gegensatzpaar wurde bei Nietzsche zu philosophischen Begriffen, nachdem es davor schon in der klassischen Philologie behandelt worden war. Die Ausdrücke stammen von den antiken Gottheiten „Apollo“ bzw. „Dionysos“. Gemeint sind bei Nietzsche damit die beiden „Urtriebe“ des Weltengrundes“ [hwp; 445], die sich in den Bereichen menschlichen Tuns und Schaffens manifestieren. Dem Apollinischen entsprechen hierbei das „harmonisch Geordnete“, das „bildhaft Gestaltete“ [hwp; 445] etc. Das Dionysische hingegen ist rauschhaft, extatisch und leidenschaftlich. All das kann sich etwa in gesellschaftlichen Organisationsformen (der Staat), Kunst oder Lebensweise manifestieren.

vgl.: Gründer, Karlfield: Apollinisch/dionysisch. In: Ritter, Joachim: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 1: A-C. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Sp. 441-446.

⁵²⁷ Auf die in diesen Gedichten schon angelegte grundsätzliche Störung des Verhältnisses „Mensch-Natur“ wurde in der Einleitung zu diesem Kapitel allerdings schon hingewiesen.

So auf der Ebene der Handlungen: Der beseelte Kosmos des Heine-Gedichts mit seinen vielen Aktivitäten verfällt bei Henisch in Passivität. Den vielen, nuancenreichen Verben bei Heine stehen bei Henisch abseits vom klar ersichtlichen Heinezitat (V33-36) lediglich 2 Verben gegenüber („Geflohen“ V1; „erlaubte“ V11). Diese stehen gar im Partizip II, bleiben ohne Personalpronomen, was zusätzliche Versachlichung und Passivität bewirkt.

Auch die vielen bunten Adjektive verschwinden, jene wenigen, die sie ersetzen, sind etwa „giftig bis hochtoxisch[en]“ (V 24). Heines Gedicht wird „entzaubert“. Ein weiterer Auswuchs dessen sind die vielen – beinahe normverletzenden – Zahlen im Gedicht. Die Art, wie mit Quantität umgegangen wird, zersetzt zusätzlich Geheimnisvolles. Kommen bei Heine lediglich unbestimmte Maßangaben vor (z. B.: „uralte“ (V11)), so bleibt bei Henisch kein Interpretationsspielraum: „Auf Punkt und Komma“ werden dem Rezipienten Quantitäten mitgeteilt. Dieser Entwicklung entsprechen die genauen Bezeichnungen der chemischen Elemente. Während die Objekte der Darstellung bei Heine metaphorisch *umschrieben* werden, werden sie bei Henisch exakt bezeichnet. Eine weitere Ebene bildet die Art der Thematisierung von Literarischem bzw. Textlichem. Die bunt ausgestalteten „tolle[n] Geschichten“ (V8) verkümmern völlig. Die beiden Elemente, die auf Textliches verweisen, sind der „Einleitungsbescheid“ (V13) und die Phrase „ein poetischer Text“ (V19).⁵²⁸ Der Einleitungsbescheid ist nicht literarisch, sondern ein Gebrauchstext. Das, was an Thematisierung von Literarizität – abgesehen von der Evokation des Prätextes – übrigbleibt, ist die zusammenhangslos eingestreute Phrase „ein poetischer Text“ (V19). Aber auch diese Thematisierung von Literatur – bzw. Poesie oder Kunst – endet bei der Klassifikation. Der poetische Text hat keine Identität, ist semantisch arm. Der Text des „Einleitungsbescheides“ besteht, wie schon dargelegt, weitgehend aus Maßeinheiten (Tonnen), Bezeichnungen für chemische Verbindungen und Zahlen.

Die Sphären Natur und Mensch sind also nicht mehr voneinander getrennt⁵²⁹, sondern die Sphäre des Menschen ist in jene der Natur eingebrochen, aber nicht in

⁵²⁸ Suerbaum: Intertextualität und Gattungen, S. 62, 63.

⁵²⁹ Natürlich wurde bezüglich des Nordsee-Gedichtes festgestellt, dass auch hier Natur und Mensch in Interaktion treten und dass dieses Verhältnis teilweise durchaus spannungsreich zutage tritt. Allerdings ist bei Heine dieses Verhältnis ausgeglichener und keine der beiden Seiten wird dermaßen von der anderen vereinnahmt.

jener sanft gestaltenden, apollinischen Weise, die die Fischerhütte bei Heine prägt, sondern vereinnahmend und zerstörerisch. Menschenwerk ist Fremdkörper.

Die letzten Verse von *GnN*, eine nicht modifizierende Elementreproduktion⁵³⁰, geben Rätsel auf:

[...] derweilen am Flachen Gestade
über den flutumfeuchteten Sand
schreitet ein Fremdling mit einem Herzen.

Wie besprochen verbirgt sich bei Heine hinter dem Fremden ein Gott. Bei Henisch wird nicht näher erklärt, um wen es sich hier handelt. Ist es eben *der* Fremde aus dem Heine-Gedicht, ein Gott? Oder ein neuer Fremder, ein Mensch, vielleicht sogar das lyrische Ich der anderen Gedichte von *HmH*? Geht man von Letzterem aus, so hieße das, dass die Sphäre „Mensch“, die Zivilisation, die Technik, die Kultur, nicht nur in die Natursphäre auf zerstörerische Weise einbrächen, sondern auch den Menschen nachteilig beträfen. Nicht nur, dass die Literarizität, damit die Kunst, die Ästhetik – sehr menschliche Phänomene – verrohen. Der „Fremde“ hat nun kein Ziel mehr. Steuert er bei Heine noch sehr entschlossen auf die behagliche Fischerhütte zu, scheint der Protagonist bei Henisch keinerlei Aussicht auf eine Flucht in eine solche positive Gegenwelt zu haben. Einsam steht der Mensch dem „Chemikalien-Meer“, der ausufernden Technik, gegenüber. Die von ihm geschaffene Kultur richtet sich gegen ihn selbst. Sehr deutlich erinnert das an Kulturtheorien a la *Dialektik der Aufklärung*, in der Horkheimer und Adorno ja einen ähnlich skeptischen Blick auf Moderne und Aufklärung werfen. (Wobei die Phänomene natürlich nicht vollkommen pessimistisch, sondern eben ambivalent gesehen werden.)

Die Transformation der semantisch reichen Adjektive zu Zahlen und Formeln rührt an die Frankfurter Kritik an der modernen „Idee der Äquivalenz“⁵³¹, der Subsummierung und Verrechenbarkeit. Und auch die kritische Theorie stellt – wie der Henisch-Text – einen Zusammenhang zwischen Aufklärung und Mythos her.⁵³² Die Aufklärung stelle demnach erstens die Überwindung des Mythos dar, gleichzeitig aber sei der Mythos zweitens ein erster Schritt in Richtung Aufklärung,

⁵³⁰ vgl.: Karrer: Intertextualität als Elementen- und Struktur-Reproduktion, S. 98 ff.

Siehe auch: Kap. 2.4.

⁵³¹ Hetzel, Andreas: Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung (1947). In: Gamm, Gerhard (u.a.) (Hg.): Interpretationen. Hauptwerke der Sozialphilosophie. Reclam: Stuttgart 2001. S. 158.

⁵³² vgl.: Horkheimer, Max und Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Bd. 3. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1996. S. 61 ff.

da er Naturphänomene schon zu erklären versucht. Drittens kippt die Aufklärung schließlich selbst wiederum in Mythos und Irrationalität:

Wie die Mythen schon Aufklärung vollziehen, so verstrickt Aufklärung mit jedem ihrer Schritte sich tiefer in Mythologie.⁵³³

Und hier spielt natürlich gerade „Naturbeherrschung“ und Technikkritik eine gewisse Rolle, so wie das Beklagen einer „theoretischen Vernunft, die sinnliche und moralische Erfahrungen auf dem Altar der Verstandeskategorien opfere, [...]“.⁵³⁴ Die tiefe Sinnlichkeit von *Die Nacht am Strande* ist auf dem Weg zu Henischs Gedicht ja ebenfalls verlorengegangen. Die Irrationalität einer pervertierten Moderne besteht in der Marginalisierung von Kategorien wie Glück, Moral oder Freiheit.⁵³⁵ Und mehrere Naturgedichte des Zyklus, wie auch das nachfolgend zu besprechende, bergen eine solche Denkbewegung.

Folgender Satz aus der *Dialektik der Aufklärung* könnte ebenso gut ein Fazit des Henisch-Gedichtes darstellen (nur unter Berücksichtigung des Prätextes wird dies deutlich!): „Der Animismus hatte die Sache beseelt, der Industrialismus versachlicht die Seelen.“⁵³⁶

Inwiefern sich nun Inhalte wie Technik-Kritik, Materialismuskritik etc. transportieren, inwiefern dies mit dem Postulat der „modernen Entzauberung der Welt“⁵³⁷ in Zusammenhang stehen könnte und welche kunstphilosophischen Vorstellungen sich daran knüpfen (Lyrik-Prosa; Musik-Sprache; etc.), sollte hier nur kurz angerissen werden. Augenfälliger und für die hier angestellte intertextualitätstheoretische Betrachtung hinreichend, ist allein die Kritik an der Zerstörung der Natur, worauf es sich in der Folge zu konzentrieren gilt.

7.3.3. Geflohen nach Norden und intertextualitätstheoretisches Instrumentarium

Nun wird der Text anhand der Intensitätskriterien⁵³⁸ untersucht. Hinsichtlich der quantitativen Kriterien ist zweierlei festzustellen: Dichte und Ausmaß der

⁵³³ ebd.: S. 28.

⁵³⁴ Hetzel: Horkheimer/Adorno, S. 156.

⁵³⁵ vgl.: ebd.: S. 155.

⁵³⁶ Horkheimer/Adorno: *Dialektik der Aufklärung*, S. 45.

⁵³⁷ vgl.: ebd.: S. 19 ff.

⁵³⁸ Siehe hierzu die Kap. 2.2.

prätexuellen Elemente sind deutlich geringer als bei *Uwi*. Auch lässt sich weniger an „Streubreite der ins Spiel gebrachten Prätexte“⁵³⁹ konstatieren. Auch *Uwi* weist zwar ebenso wie *GnN* lediglich einen einzigen direkten literarischen Prätext auf, jedoch ist bei Ersterem ein weitverzweigtes Geflecht an weiteren Texten festzustellen, die im Kontext von *Doktrin* zu sehen sind und daher auch mit *Uwi* in Beziehung stehen. *GnN* ist nun weniger diskursiv, bezieht sich stärker auf einen außerdiskursiven Sachverhalt als *Uwi*, bei dem der den Text umwogende Diskurs durchaus besprochen werden musste. Da etwaige mit dem Prätext verflochtene Diskurse und Texte für das Textverständnis des Folgetextes weniger relevant sind, ist er diesbezüglich auch weniger intertextuell.

Eine Frage, die sich allerdings stellt, ist, wie es sich mit dem im Gedicht offenbar zitierten „Einleitungsbescheid“ verhält. Es war mir leider nicht möglich zu eruieren, ob es sich bei diesem um einen real existierenden Text handelt.⁵⁴⁰ Jedenfalls aber ist dieser „Einleitungsbescheid“ bei einer intertextuellen Analyse zu berücksichtigen,

⁵³⁹ Pfister: Konzepte der Intertextualität, S. 30.

⁵⁴⁰ Hier eröffnet sich ein weiteres problematisches Feld, nämlich die Unterscheidung zwischen fiktiven und nicht-fiktiven Texten. Auch diese Frage ist umstritten: Vor allem ist kontrovers, ob die Unterscheidung als strikt binär oder als ein Kontinuum zu sehen ist. vgl.: Pèrennec, Marie-Hélène: Von der notwendigen Unterscheidung von Fiktion und Nicht-Fiktion bei einer Text-Typologie. In: Fix, Ulla (u.a.) (Hg.): Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2002. S. 97-106. Nun ist es im vorliegenden Fall schon allein problematisch, die Beschreibung der Nordsee als völlig fiktiv zu bezeichnen, der Himmel und die See können durchaus so grau sein, wie sie geschildert werden. Auf diese sehr grundsätzliche Problematik der Fiktionsfrage soll aber nicht eingegangen werden. Hier darf die Unterscheidung zwischen „fiktivem“ und „realem Text“ nicht mit jener von „literarischem Text“ und „Gebrauchstext“ verwechselt werden. In unserem Fall brisanter ist die Unklarheit darüber, ob es sich bei dem aufgegriffenen „Einleitungsbescheid“ nun um einen fiktiven oder real existierenden Text handelt. Wohlgemerkt ist dann aber der Bezugstext ein real existierender Gebrauchstext, seine Erscheinungsform im aufnehmenden Text aber poetisiert. Ein Hinweis darauf sind etwa die ausgeschriebenen Maßangaben (Tonnen): Es ist davon auszugehen, dass diese auf einem amtlichen Papier nicht ausgeschrieben sind. Durch das Ausschreiben der Maßangaben erreicht Henisch, dass der Rezipient erstens die Aussprache vor Augen hat, dass die Maßangabe als ein Wort aufgefasst wird und zweitens, dass das repetierende Moment der Maßangaben verstärkt wird, schon allein aufgrund der erhöhten graphemischen Quantität. Das Wortmaterial der „Tonnen“ nimmt nun scheinbar (zu)viel Platz im Gedicht ein, so wie die Tonnen an Chemikalien in der realen Nordsee. Ist nun aber ein Sachtext niemals ästhetisiert? Pèrennec weist etwa auf Stendhal hin, der meinte, das Strafgesetzbuch habe einen „eindeutigen ästhetischen Wert“ (vgl. Pèrennec, S. 104). Schließlich scheinen in der Forschung alle Varianten vorzukommen: Ästhetische literarische, nicht-ästhetische literarische, ästhetische nicht-literarische und nicht-ästhetische nicht-literarische. (vgl. Pèrennec, S. 97-105.) Eine dritte Unterscheidung betrifft nun das Objekt eines Textes, also die Frage, ob dieses den real oder fiktiv sei. Wichtig wurde das bei Wolfgang Hildesheimers Biographie *Marbot. Eine Biographie*, die von der Kritik fälschlich als die Biographie einer realen Person aufgefasst worden war: Auch wenn sie fiktiv war, erweckte sie den Anschein real zu sein (vgl. Pèrennec, S. 97-105.). Wichtig ist hierbei m. E. die Glaubwürdigkeit der entsprechenden Schilderung: Auch wenn es Henischs Einleitungsbescheid niemals gegeben hat, ist er vollkommen glaubwürdig. Würden nicht tatsächlich Abwässer in derart fatalen Ausmaßen ins Meer geleitet, so verlöre er seine Glaubwürdigkeit, scheiterte er am Weltwissen des Rezipienten. So aber, ist die Frage nach der realen Existenz des Prätextes grundsätzlich sekundär, da es derartige Einleitungsbescheide wohl tatsächlich geben wird.

zumal etwa Heinrich F. Plett bezüglich normativer Aspekte seiner intertextuellen Poetik⁵⁴¹ gerade diese Thematik – literarischer und nicht-literarischer Prätexte – anspricht und Zitate in ein binäres Modell einteilt. Insofern muss relativiert werden, was zuvor zu quantitativen Intertextualitätskriterien festgestellt wurde. Sehr wohl sind mehrere Prätexte vorhanden und diese sind – wie zu zeigen sein wird – auf eine für die Sinnkonstitution des Textes wesentliche Weise ausgesprochen heterogen. Es geht Plett darum zwischen literarischen und nicht-literarischen Zitaten zu unterscheiden. Da nun der aufnehmende und der zitierte Text ein literarischer wie ein nicht-literarischer Text sein können, ergeben sich 4 Varianten. Im Fall des „Einleitungsbescheides“ in *GnN* handelt es sich um die Variante c.⁵⁴² Plett betont, dass das „funktionale Telos“ vom aufnehmenden Text dominiert wird. Die Funktionen der übernommenen Prätextelemente entsprechen also jenen literarischer Texte. Da sich das laut Plett bei formalen Normen allerdings umgekehrt verhält – der Prätext dominiert die Form – müsste sich nun im Gedicht ein Nebeneinander bzw. Ineinander von Elementen mit formalen Normen literarischer und solcher mit den formalen Normen nicht-literarischer Texte ergeben, bei gleichzeitiger Dominanz von Funktionen literarischer Texte. Und das ist ja offensichtlich der Fall.

Die Aufstellung „erlaubte[r] Abwässer“ (V11-12) scheint weitgehend unverändert in den Folgetext montiert worden zu sein. Die sachliche Sprache des Gebrauchstextes verstärkt den Fremdkörpercharakter dieser Passage. Alles, was vermittelt wird, ist die erlaubte Quantität und die Bezeichnung der betreffenden Chemikalie. Diese formale Andersartigkeit, dieser formale Normbruch der prätextuellen Elemente verstärkt den „funktionalen Telos“ des aufnehmenden Gedichtes: Wie der andere Texttyp eigentlich nicht in einen poetischen Text gehört, so gehören auch die Chemikalien nicht ins Meer, nicht in die Nordsee. Die „See“ wird aus dem Titel des Gedichtes verdrängt, ebenso wie die Literarizität aus dem Gedicht selbst – sie wird in der Passage des Einleitungsbescheides (V12-33) lediglich durch die Phrase „ein poetischer Text“ (V18-19) repräsentiert und scheint nun, auf ihrem ehemals eigenen Terrain, selbst Fremdkörper zu sein. Die Poesie wird aber noch weiter zurückgetrieben, zumal ja bei Heine die See selbst voller „Mythen und Sagen“ ist, im

⁵⁴¹ vgl.: Plett: Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik, S. 88 ff.

⁵⁴² a) Prätext = nicht-literarisch; Folgetext = nicht-literarisch / b) PT = literarisch; FT = nicht-literarisch / c) PT = nicht-literarisch; FT = literarisch / d) PT = literarisch / FT = nicht-literarisch.

Gegensatz zur Schilderung bei Henisch. Sehr passend ist an dieser Stelle Monika Lindners Feststellung:

Gerade in intertextuell besonders dichten Texten ist die Frage, inwieweit sich die herangezogenen Prätexte gegenseitig perspektivisch brechen und relativieren, besonders relevant.⁵⁴³

War *Uwi* ein gutes Beispiel für Lindners anagrammatische Relation, so ist hier das andere der beiden „qualitativen Kriterien der Prätextintegration“ relevant, nämlich die kontaminatorische Relation:

Unter kontaminatorische Relation verstehen wir die Übernahme von Einzelementen aus verschiedenen Prätexten (bzw. Gattungssystemen), wobei die einzelnen Elemente aus ihrem ursprünglichen strukturellen und funktionalen Zusammenhang herausgelöst und zu einem neuen Text kombiniert werden.⁵⁴⁴

In diesem Zusammenhang sei es in der Regel – was sich in dem hiesigen Beispiel bestätigt – interessant, ob die unterschiedlichen Texte heterogen oder homogen sind.⁵⁴⁵ Natürlich kann Homo- oder Heterogenität auf unterschiedlichen Ebenen vorliegen, wie sie Lindner ja weiter vorne vorschlägt: phonologisch (1); syntaktisch (2); lexikalisch-semantisch (3) und pragmatisch (4).⁵⁴⁶

Teils wurden die Ebenen in Bezug auf *GnN* ja schon besprochen: Der semantische Reichtum *Der Nacht am Strande* steht dem Einleitungsbescheid hier diametral entgegen (3), die sehr bewusste, künstlerische Gestaltung des Heine-Gedichtes bildet auch auf syntaktischer, also metrischer (2), sowie lautmalerischer (1) Ebene einen Kontrast zum Einleitungsbescheid. Im Zusammenhang damit ergeben sich oben schon angesprochene⁵⁴⁷ weitere Oppositionen, die die hohe intertextuelle Spannung von *GnN* bewirken. Der Rezipient erlebt einen „clash“ zweier kulturgeschichtlicher Pole: des irrationalen, sinnlichen Mythos und des rationalen, entemotionalisierten Logos. Dies geschieht auf mehreren Ebenen.

So ergibt sich erstens ein Kontrast zwischen der oralen Erzähltradition, der im Heine-Gedicht eingespeisten nordischen Mythen und der Schriftlichkeit des Einleitungsbescheides. Auf der semantischen Ebene intensiviert sich diese Opposition: Dem semantisch reichen Mythos steht die Verkümmerng des rein

⁵⁴³ Lindner: Integrationsformen der Intertextualität, S. 118.

⁵⁴⁴ ebd.: S. 121.

⁵⁴⁵ vgl.: ebd.: S. 122.

⁵⁴⁶ ebd.: S. 119.

⁵⁴⁷ siehe Kap. 7.3.2.: „Dialektik der Aufklärung“.

deskriptiven, quantifizierenden und objektiven Einleitungsbescheides gegenüber. Schließlich rührt das von den Text- bzw. Erzählorten her: Hier ergibt sich eine Entwicklung vom „Prätext“ bei Heine – den nordischen Mythen auf der einen Seite der Skala, (die *prätextuell* sind, weil Heine selbst ja diese mitunter über schriftliche Quellen tradiert bekommen haben wird)⁵⁴⁸, über Heines Gedicht selbst, das ja durchaus noch romantische Züge aufweist und daher näher an den Mythen steht als der Text des (post)modernen Dichters Henisch, mit seinem Verzicht auf literarischen Schmuck, seiner lapidaren Haltung, der also näher an die andere Seite der Skala heranreicht, nämlich seinen zweiten Prätext, den Einleitungsbescheid, der nur noch Gebrauchstext ist – wo von literarischem Schmuck gar keine Rede mehr sein kann. Heines und Henischs Gedichten eigen ist die Schilderung des Meeres. Heines Gedicht ist darin wesentlich weniger prätextuell geprägt – Mythen werden zwar reproduziert, daneben gibt es aber viel an „texteigenem“ Material. Bei Henisch wird das Meer nur kurz geschildert, bis der Prätext Einleitungsbescheid „herhalten muss“ und die Schilderung übernimmt.

Und hier offenbart sich schließlich eine mehrfache Überlagerung, wenn man mit Pletts Modell zum Zitat arbeitet, der in Anlehnung an Riffaterre davon ausgeht, dass ein prätextuelles Element ein folgetextliches ersetzt, dass also – gewissermaßen – unter dem Fremdtypelement ein (hypothetisches) texteigenes liegt.⁵⁴⁹

„Das Zitat ist ein aus einem Prätext abgeleitetes Sprachsegment, das in einen (Folge-)Text eingelassen ist, wo es ein *proprie*-Segment substituiert.“⁵⁵⁰

Zieht man zusätzlich Pletts fünfteilige Liste an Kategorien des Zitates heran (Addition, Subtraktion, Substitution, Permutation, Repetition)⁵⁵¹, so sind in diesem Fall besonders zwei bedeutend: Die Repetition, die Wiederholung ab dem Vers 32 – „[...] derweilen am flachen Gestade [...]“ und vor allem die erwähnte Substitution – schließlich wird das „*proprie*-Segment“ Henischs durch die Evokation des Heine-Gedichtes, die Schilderung des Meeres bei Heine, überlagert – und zwar in struktureller Hinsicht: Die oben dargelegte Struktur: „Sphäre des Meeres – Strand“ wird übernommen. Hier kommt es aber zu einer weiteren Überlagerung – die Ausgestaltung der Meeresschilderung obliegt dem Einleitungsbescheid. Hier kann es

⁵⁴⁸ vgl.: Pfister: Zur Systemreferenz, S. 56.

⁵⁴⁹ vgl.: Plett: Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik, S. 81, 82.

⁵⁵⁰ ebd.: S. 81.

⁵⁵¹ ebd.: S. 82.

aber laut Plett zu „Rücktransformationen“ des „foregroundings“ durch das „backgrounding“ kommen, das heißt, dass die unterste Textschicht, das hypothetische Folgetextelement, auf die oberste wirkt. Auch das ist bei unserem Text eventuell der Fall – wobei hier das Problem, dass der Prätext nicht einsehbar ist, wiederum schlagend wird: Es ist allerdings anzunehmen, dass das Wort „Tonnen“ in einem derartigen Bescheid nicht ausgeschrieben, sondern mit „t“ abgekürzt wird. Durch diese Änderung erfährt der Gebrauchstext Ästhetisierung, die formalen Normen des Folgetextes schwingen also mit: Durch das Ausschreiben der Tonnen wird die Monotonie des Gedichtes poetisch verstärkt, gleichzeitig festigt sich der Eindruck, dass sich viel zu viele Chemikalien im Meer befinden – die große graphemische Quantität ist Ausdruck der (zu) großen Quantität an Chemikalien im Meer. Auch das ist als ein dichterisches Mittel des Folgetextes zu werten, das den Prätext „Einleitungsbescheid“ vereinnahmt.

Auch wenn der Prätext hier scheinbar weitgehend unverändert übernommen wird, so kehrt sich durch den „Zitatkontext“⁵⁵² seine Bedeutung ins Gegenteil. Meint der „Einleitungsbescheid“, die genannten Chemikalien dürften ins Meer geleitet werden, so verhält sich das im Kontext des aufnehmenden Textes, soweit man ihm eine gewisse Wirkungsabsicht unterstellen darf, umgekehrt: Der Text steht dieser Erlaubnis kritisch gegenüber, meint, dass diese Chemikalien gerade nicht ins Meer gehörten. Das Verhältnis zwischen *GnN* und dem Einleitungsbescheid weist also dialogische Spannung auf. Mehr dazu weiter unten.

Jedenfalls bestätigt dieses Beispiel Plett in seinen Beobachtungen hinsichtlich der Dominanz des funktionalen Telos:⁵⁵³ Während der aufnehmende Text die funktionalen Normen bestimmt, wirkt der aufgenommene Text weitgehend auf die formalen Normen.

Will man nun zu den qualitativen Intensitätskriterien übergehen, so muss man beide identifizierten Prätexte einzeln behandeln. Aber beginnen wir von vorne. Das Kriterium der Referentialität ist für beide Prätexte erfüllt. Es ist eindeutig, dass beide Prätexte durch das Gedicht thematisiert werden. Hinsichtlich der Kommunikativität gestalten sich die Verhältnisse schwieriger: Zum einen wird der „Einleitungsbescheid“ als Prätext konkret genannt, wohingegen das Heine-Gedicht Nordsee nur implizit kommuniziert wird. Andererseits aber liegt beim Heine-Zitat

⁵⁵² ebd.: S. 81.

⁵⁵³ ebd.: S. 89.

ein eindeutiger, konkreter Prätext vor, während nicht klar ist, ob ein derartiger Einleitungsbescheid in genau dieser Form existiert. Autoreflexivität ist nur sehr begrenzt vorhanden: Die intertextuelle Beschaffenheit des Textes wird nicht konkret reflektiert. Allerdings entsteht durch die Thematisierung formaler Aspekte, durch die sich eindeutig und abrupt ändernden sprachlichen Kodes, eine gewisse Autoreflexivität: Es werden somit nicht nur die Prätexte reflektiert, sondern auch die Beziehungen unter den beteiligten Texten und zwar hinsichtlich ihrer formalen Normen.

Ob das Strukturalitätskriterium in Bezug auf den Einleitungsbescheid erfüllt ist, kann aus Mangel der Prätextkenntnis nicht beantwortet werden. Für den Heine-Text ergibt sich hier jedenfalls eine interessante Situation: Auch die beiden Aspekte des Selektivitätskriteriums sind bezüglich des Heine-Prätextes erfüllt: Sowohl die Prätextelemente im Folgetext sind klar gerändert als auch der konkrete Prätext nachvollziehbar. Die Fremdelemente von Seiten des Einleitungsbescheides sind zwar ebenfalls klar umrissen, allerdings wird nicht deutlich, ob hier auf einen konkreten Einzeltext oder auf eine Textgruppe, nämlich Einleitungsbescheide allgemein, referiert wird. Kommen wir nun zum Dialogizitätskriterium: Es hat sich gezeigt, dass es hinsichtlich der Dialogizität ein Verhältnis mit kritischer Wirkungsstrategie und eines mit tendenziell affirmativer Werthaltung gibt, letzteres aber auf dieser Wertskala nur unzureichend zu erfassen ist. Die Dialogizität hinsichtlich des Einleitungsbescheides ergibt sich daraus, dass Henischs Gedicht grundsätzlich das Gegenteil suggeriert: Der Einleitungsbescheid erlaubt, Henischs Gedicht plädiert dagegen. Die Haltung dem Heine-Gedicht gegenüber ist hingegen nicht kritisch, sondern neutral, wenn nicht, wie der Gedichtzyklus als Ganzes, affirmativ, da sich Henisch ja sonst im Zyklus in deutlich affirmativer Weise auf Heine bezieht. Und dieser Sinnkontrast in Verbindung mit affirmativer Wirkungsstrategie ist auch beim folgenden Gedicht zu konstatieren. Und wie bei *GnN* wird bei jenem ein intertextuelles Verfahren deutlich, dass in *IFFA* nur am Rande reflektiert wird.

7.4. *Auf die Berge will ich steigen* – Text- und Naturzersetzung

7.4.1. Der Prolog zur *Die Harzreise*

Auch dieses Gedicht hat einen eindeutigen Prätext, nämlich den Prolog von *Die Harzreise*:⁵⁵⁴

Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassieren –
Ach wenn sie nur Herzen hätten!

Herzen in der Brust, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen –
Ach, mich tötet ihr Gesinge
Von erlognen Liebesschmerzen.

**Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehen,
Wo die Brust sich frei erschließet,
Und die freien Lüfte wehen.**

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, **Vögel** singen,
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle!
Glatte Herren, glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf euch niederschauen.

AUF DIE BERGE will ich steigen
wo die frommen Hütten
stehen wo
die Brust sich frei erschließet &
die freien Lüfte
wehe
auf die Berge
wo die dunkeln
Bäche Vögel

lebet wohl

Es sei nur beiläufig erwähnt, dass die Forschung in diesem Prolog eine These sieht, die im Laufe der darauffolgenden Prosaschrift widerlegt wird. Gustav Frank zufolge sei diese These, dass:

[...] es ein Entkommen gäbe aus der städtischen Philisterwelt, daß es einen realen Ort für eine außersoziale Selbstfindung gäbe, daß es eine Entbindung von den prosaischen Zeitverhältnissen gäbe, [...].⁵⁵⁵

Demzufolge würde also die im Gedicht geschilderte Vorstellung der Möglichkeit einer Flucht vor der Zivilisation in die Natur im Laufe des darauffolgenden

⁵⁵⁴ Heine: *Die Harzreise*, S. 83.

⁵⁵⁵ Frank, Gustav: *Dichtung in Prosa(ischen Zeiten). Lyrik zwischen Goethezeit und Vormärz*. In: Martus, Steffen (u.a.) (Hg.): *Lyrik im 19. Jahrhundert. Gattungspoetik als Reflexionsmedium der Kultur*. Bern (u.a.): Lang 2005. (= Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik 11.) S. 250.

Prosatextes dekonstruiert. Da die Interpretation des Prologes somit in Zusammenhang mit dem gesamten Reisebild zu sehen ist,⁵⁵⁶ steht Henischs Gedicht nun ebenfalls in Beziehung dazu. Nun wäre es aber eine allzu umfangreiche Aufgabe, das „Beziehungsdreieck“ „*Harzreise – Prolog – AdBwis*“ hinsichtlich inter-, intra- bzw. paratextueller Bezüge zu untersuchen. Außerdem konstituiert sich der Sinn des hier behandelten Folgetextes schon in Anbetracht des unmittelbaren Prätextes, des Prologs: Das lyrische Ich äußert darin die Hoffnung, vor der urbanen⁵⁵⁷ Oberflächlichkeit und Unehrllichkeit in die Natur fliehen zu können. Allerdings äußert das lyrische Ich nur diese Hoffnung sowie das Vorhaben, schildert nicht dessen Umsetzung.

Wieder stehen Zivilisation und Natur einander gegenüber. Diesmal allerdings ist die Natur anders als in *Die Nacht am Strande* nicht bedrohlich, muss vor der Natur nicht Zuflucht gesucht werden, sondern ist die Natur selbst Zuflucht. Das Verhältnis „Natur-Zivilisation“ in *AdBwis* weist allerdings Parallelen zu jenem in *Die Nacht am Strande* auf: Zwar bildet laut Gerhard Höhn die Natur im gesamten Reisebild eine Gegenwelt zur philiströsen Restaurationsgesellschaft im Allgemeinen⁵⁵⁸ und die rationalismus- und utilitarismuskritischen Töne des Buches sind unüberhörbar⁵⁵⁹ – in Anbetracht von *GnN* ein interessanter Hinweis. So ganz eindeutig ist diese Opposition aber wiederum nicht – und auch diesbezüglich sei auf *GnN* verwiesen: „[D]urch die stille, ruhige vorindustrielle Welt [...] geht ein Riß [sic].“⁵⁶⁰ Hier und da zeigen sich im Buch schon unangenehme Vorboten des heraufziehenden Industrialismus.⁵⁶¹ Allerdings sind diese Mehrstimmigkeiten in den Prätexten kein Hindernis für eine fundierte Interpretation des Folgetextes. Wie schon bei Uwi und *GnN* schafft es Henisch, den Fokus deutlich auf bestimmte Aspekte des Prätextes zu lenken. Seine Texte „overrulen“ damit anderwärtige Interpretationsbemühungen.

⁵⁵⁶ Hier ist Genettes Terminus der Paratextualität sinnvoll, zumal es problematisch wäre sich zwischen den Termini „Inter-“ und „Intratextualität“ zu entscheiden.

⁵⁵⁷ vgl.: Frank: *Dichtung in Prosaischen Zeiten*, S. 250.

⁵⁵⁸ vgl.: Höhn: *Handbuch*, S. 195.

⁵⁵⁹ So trifft der Ich-Erzähler auf einen „Bürger von Goslar“, eine satirisch überspitzte Figur, die davon spricht, dass die Bäume grün seien, da das der Gesundheit der Augen zuträglich sei. Der Ich-Erzähler gibt ihm darauf ironisch recht und ergänzt, dass die Rinder von Gott erschaffen worden seien, weil der Mensch gerne „Fleischsuppen“ esse. Nach der Trennung von dem Gefährten verrät der Ich-Erzähler: „Solange er neben mir ging, war gleichsam die ganze Natur entzaubert, sobald er aber fort war, fingen die Bäume wieder an zu sprechen, [...]“

Heine: *Die Harzreise*, S. 106.

⁵⁶⁰ Höhn: *Handbuch*, S. 195.

⁵⁶¹ vgl.: ebd.: S. 195.

Heines Gedicht bleibt konsequent bei einem vierhebigen Trochäus, die Verse enden durchgehend unbetont. Die erste Strophe beginnt mit der Schilderung der Etikette hinsichtlich Kleidung und Benehmen. In der letzten Strophe wird die geschilderte Gesellschaft als „glatt“ bezeichnet. Diese Sterilität beherrscht schon die ersten Verse: zum einen durch die Farben „schwarz“ und „weiß“ (womöglich symbolisch für eine Rationalität, die keine Graustufen und schon gar keine Farben kennt) und die restlichen Adjektive: „seiden“, „höflich“, „sanft“. Die Problematik von all dem wird – eingeleitet durch einen Einschaltetrich – erst im 4. Vers anhand einer Interjektion artikuliert: „Ach wenn sie nur Herzen hätten!“. Der Ausruf wird in der 2. Strophe wiederholt und ausgeführt. Die Sehnsucht des lyrischen Ichs wird in den Versen 5 und 6 durch den Parallelismus intensiviert. Während bis hier hin also ein Mangel geschildert wurde, intensiviert sich die Problematik – wenn auch überspitzt – daraufhin zur Bedrohung: „Ach, mich tötet ihr Gesinge“ (V7). Eine psychische Belastung („Gesinge von erlognen Liebesschmerzen“) wird hier zur physischen Bedrohung. Dies ist zwar eine Hyperbel, dennoch scheint die Ankündigung – „mich tötet ihr Gesinge“ – insofern ernst zu nehmen zu sein, als dass die Künstlerexistenz des lyrischen Ichs in einem solchen Umfeld gefährdet ist.

Als positiv besetzte Gegenwelt fungieren nun „die Berge“ im Gedicht (V9). Der Entschluss „Auf die Berge will ich steigen“ wird durch zweimalige Wiederholung bekräftigt (V13; V19). Das lyrische Ich betont allerdings auch die dortige, zwar weniger ausgeprägte, aber durchaus vorhandene Zivilisation. Die Natursphäre ist hier also nicht so absolut ungestaltet wie im Nordseezyklus. Allerdings bilden die „frommen Hütten“ in Vers 10 eine Opposition zu den zuvor geschilderten und danach benannten „glatten Säle[n]“ (V17). Hier drängen sich Assoziationen zu der Dichotomie Hütte-Palast auf, die, wie Meyer es formuliert, „im literarisch-kulturellen Bewusstsein des Abendlandes [...] fest eingegraben“⁵⁶² ist. Die Zivilisation in „den Bergen“ ist also weniger weit fortgeschritten, frömmere, nicht verlogen und jedenfalls bescheidener.⁵⁶³ Hand in Hand damit geht die Vorstellung von Freiheit (V11, V12). In der 4. Strophe geht das lyrische Ich zu Landschaftsmetaphern über: Das Raue, Geheimnisvolle der Natur wird den „glatten Sälen“ mit ihren „sanften Reden“ positiv entgegengesetzt. Die Tannen sind „dunkel“,

⁵⁶² Meyer: Das Zitat in der Erzählkunst, S. 151.

⁵⁶³ vgl.: „Hütte“ als Oppositionsbegriff zu „Palast“ etc.: Daemrich, Horst S. und Ingrid G.: Haus. In: Dies.: Themen und Motive in der Literatur. Ein Handbuch. Tübingen; Basel: Francke 1995. S. 187.

die Wolken sind „stolz“ und hinsichtlich ihres Tuns weit aufregender: die Natur „ragt“, „rauscht“, „singt“ und „jagt“.

7.4.2. Auf die Berge will ich steigen - Von intakter zu bedrohter Natur

Im Prolog zur Harzreise stehen sich also wiederum Zivilisation und Natur gegenüber. Das lyrische Ich flieht vor der Zivilisation in die Natur. Da Henisch erst mit der dritten Strophe einsetzt, wird die Gesellschaft des Heine-Gedichtes nicht explizit angesprochen. Henischs Montage schildert lediglich die Natur – die zivilisierte Welt bleibt ausgespart. Die Vorstellung der Möglichkeit der Flucht in die Natur wird in V6 jäh konterkariert: „wehe“. Er spart das zweite „will ich steigen“ aus – der Wille, auf die Berge zu steigen, erscheint nun geschwunden. Auch durch die Ausparung der „Tannen“, die „ragen“ (V14), nach „die dunkeln“ (V8), wird eine Verschiebung ins Negative erreicht. Das positiv-romantische Bild dunkler Tannen wird aufgelöst. Es gibt keine Tannen mehr bei Henisch, wodurch sich das „dunkeln“ plötzlich auf die darauffolgenden „Bäche“ und „Vögel“ (V9) bezieht. Dunkle Bäche und Vögel sind ein weit düstereres Bild als „dunkle Tannen“. Haben letztere schon nicht mehr „geragt“, so gibt es bei Henisch nun auch kein „Singen“ und „Rauschen“ mehr. Das „lebet wohl“ (V10) kann nun gut und gern nicht mehr als an die urbane Philisterwelt, sondern an die Vögel und Bäche und also an die Natur gerichtet, als ein melancholischer Abschied aufgefasst werden. Das Gedicht wird also zersetzt, ebenso wie die Natur: Sie ist nicht mehr lebendig, Zuflucht und erhaben, sondern dunkel und tot – etwas, auf das man eher selbst aufpassen muss als umgekehrt. Sie ist nicht mehr uneinnehmbarer Zufluchtsort vor der Zivilisation, sondern die Zivilisation zerstört die Natur.

Ganz wird die Zivilisation durch den Verzicht auf die ersten beiden Strophen also nicht ausgeklammert. Durch ihr zerstörerisches Wirken ist sie nämlich in der Natursphäre präsent. Es verlagert sich wie bei *GnN* wiederum die Zivilisation in die Natur.

7.5. Intertextuelle Aktualisierung: Wirklichkeitsbasierender Sinnkontrast

Wir stehen also bei *GnN* und *AdBwis* vor dem Problem, dass es sich hier – v.a. in Anbetracht anderer Gedichte des Zyklus – um eine grundsätzlich affirmative Haltung des Henisch-Textes dem Heine-Text gegenüber handelt und wie schon bei *Uwi* keine direkte Dialogizität zwischen Prä- und Folgetext vorliegt. Dennoch aber weichen Prä- und Folgetext in Form und Inhalt deutlich voneinander ab. Ohne der Vorlage zu widersprechen, kehrt sich die Grundaussage derselben im Folgetext ins Gegenteil. Nicht der Prätext wird korrigiert, sondern die Entstehungskontexte der einzelnen Texte sind andere, und dieser Umstand wiederum bedingt die formale und inhaltliche Abweichung. Die Veränderung in der Literatur fußt auf einer Veränderung in der Wirklichkeit. Der „Sinnkontrast“⁵⁶⁴ beruht nicht auf einer Stellungnahme zum „Wirklichkeitsmodell“⁵⁶⁵ des Prätextes, vielmehr ist dieses Wirklichkeitsmodell aufgrund der verstrichenen Zeit und veränderten Wirklichkeit obsolet.

7.5.1. Die Aktualisierungsfunktion bei Broich und Pfister

Hierfür liefert Broichs und Pfisters Sammelband wenig an Analysemöglichkeiten, zumal die spärliche Behandlung der Aktualisierungsfunktion vor allem auf formale Aktualisierungen eingeht, also auf die Veränderung poetischer Normen. Im Sachregister des Sammelbandes finden sich unter „Funktionen der Intertextualität“ 22 Termini, die grundsätzlich eine auf den Prätext bezogene Werthaltung implizieren (z. B.: Abwertung/dévalorisation; Affirmation/Bestätigung; Distanzierung/différance; etc.), während lediglich zwei Punkte Termini aufweisen, die Henischs Verfahren hier gerecht werden: „Aktualisierung/Modernisierung/Erneuerung“ und „Überkodierung“. Um solche Überkodierungen geht es bei Wolfgang Karrers Analyse von Barakas *Dantes Hell* und Joyces *Ulysses*. Karrer geht auf den Umstand ein, dass die Wurzel intertextueller Sinnveränderung mitunter in der Wirklichkeit zu suchen ist: So wird der Shakespeare-Vers „[...] ‚Not being Fortune, he’s but Fortune’s knave’ [...]“⁵⁶⁶ aus *Antonius und Cleopatra* bei Joyce zu „A primrose doublet, fortune’s knave, smiled

⁵⁶⁴ Zum Begriff: vgl.: Schulte-Middelich: Funktionen intertextueller Textkonstitution, S. 223.

⁵⁶⁵ ebd.: S. 198.

⁵⁶⁶ Shakespeare, William: *Antony and Cleopatra*. London: Methuen 1974. S. 194.

on my fear.”⁵⁶⁷ Hier werden die Elemente „fortune” und „knave” übernommen. Allerdings käme es laut Karrer dabei zu Überkodierungen – aus „Fortune“, der „Göttin des Glücks”, sei „fortune“, also „Geldreichtum“, geworden und die Bedeutung von „knave“ habe sich von „Knappe“ zu „Schurke“ gewandelt. Dies habe nicht nur sprachgeschichtliche Gründe, sondern ebenso mit der „Gesellschafts- und Wirtschaftsentwicklung“ zu tun. Ähnlich verhält es sich bei Barakas *The System of Dante's Hell*, bei dem die Struktur von Dantes „Inferno“ als Folie verwendet wird.⁵⁶⁸ Allerdings schließe sich die Entwicklung des kollektiven Bewusstseins nieder – die Hölle ist nunmehr ein Ghetto:

Der Säkularisierungsprozeß, der zwischen dem Inferno bei Dante und der Hölle des Rassismus bei Baraka liegt, ist wiederum zugleich ein gesellschaftlicher und sprachlicher.⁵⁶⁹

Karrer stellt also zwar sehr wohl fest, dass hier intertextuelle Sinnveränderung auf Veränderungen in der Wirklichkeit basiert. Jedoch entwickelt sein Beitrag keine Typologie dieses Phänomens. Die Feststellung ist eher Conclusio der in dem Beitrag eben sehr wohl eingeführten Typologie – nämlich der Unterscheidung zwischen Elementen- und Strukturreproduktion.

Auch Horst Zander geht auf teilweise inhaltliche Veränderungen ein, die dann aber eher gattungs- oder medienbedingt sind, wie die Entschärfung des Schlusses bei einer Übertragung einer Tragödie in eine Operette.⁵⁷⁰

Zwar verweist Broich darauf, dass Bezüge eines Textes zu anderen Texten gewisse strukturelle Analogien zu den Bezügen eines Textes zur Wirklichkeit aufweisen, führt diesen Umstand dann aber nur sehr knapp aus: Broich legt Einzeltext- und Systemreferenz auf Wirklichkeitsbezüge um. So seien etwa bei historischen Romanen über das Mittelalter Generalia, wie die mittelalterliche Bauweise, mittelalterliche Gesellschaftssysteme etc., vergleichbar mit der Systemreferenz, während „Unica“, wie bestimmte historische Personen, Vorkommnisse oder Schauplätze, analog seien zur Einzeltextreferenz.⁵⁷¹

⁵⁶⁷ Joyce, James: *Ulysses*. Bd. 1. New York; London: Garland 1986. S. 93.

⁵⁶⁸ vgl.: Karrer: Intertextualität als Elementen- und Strukturreproduktion, S. 99-101.

⁵⁶⁹ ebd.: S. 101.

⁵⁷⁰ Zander, Horst: Intertextualität und Medienwechsel. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Tübingen: Niemeyer 1985. (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 35.) S. 188.

⁵⁷¹ vgl.: Broich: Zur Einzeltextreferenz, S. 48.

Auch Monika Lindner geht auf die Aktualisierungsfunktion ein. Dies geschieht einerseits anhand James Thurbers „Rotkäppchen-Adaption“ *The Little Girl and the Wolf*, dessen partielle Verkehrung des Prätextes seine „ironische ‚Modernisierung‘“ bewirke. Das Klischee des wehrlosen, unschuldigen Mädchens wird dabei entsprechend der modernen Aufweichung von Rollenbildern dekonstruiert, indem Rotkäppchen den Wolf schlussendlich totschießt.⁵⁷² Ähnlich verhält es sich mit Tom Stoppards *Cahoot's Macbeth*, in dem etwa die Figur eines Inspektors eingeführt wird und im Zuge dessen laut Lindner der Assoziationsraum in Richtung der damals aktuellen politischen Lage in der Tschechoslowakei geöffnet würde.⁵⁷³

Hierin offenbart sich ein später auszuführender Unterschied bei Aktualisierungsmöglichkeiten: Wird bei Thurbers Rotkäppchen-Version eine Situation ins Gegenteil verkehrt – das hilflose Mädchen wird zum starken, selbstbestimmten Mädchen – es wird also eine Veränderung, die fortgeschrittene Emanzipation der Frau deutlich so wird bei Stoppards *Macbeth* durch die Einführung eines neuen, zeittypischen Elementes eine Analogie zu vergangenen Kontexten aufgezeigt.

Ein ebensolches Verfahren sieht Schulte-Middelich als eine Form bedeutungsbestätigender Intertextualität an, so etwa bei aktualisierenden Inszenierungen von Dramen. Brecht hätte etwa Marlowes *Edward II* zwar teilweise stark abgeändert, elementare Komponenten aber beibehalten, was eine Gültigkeit „von deren Geist und Intention“⁵⁷⁴ auch im aktuellen Kontext unterstreicht. Hierbei sei auch Schulte-Middelichs Hinweis auf das hier passende Eco-Zitat erwähnt. Eco schreibt im Nachwort zu *Il nome della rosa* bezüglich der Bedeutung von Prätexten im historischen Roman:

[...] man erzählt sie [eine Geschichte aus ferner Vergangenheit] ja auch, um uns Heutigen besser begreiflich zu machen, was damals geschehen ist und inwiefern das damals Geschehene uns noch heute betrifft.⁵⁷⁵

Das, was „damals geschehen“ und zur Entstehungszeit des Folgetextes noch aktuell ist, sind eben unter anderen solche oben angesprochenen Analogien. Ein weiteres Beispiel hierfür liefert Pfister in seiner Abhandlung zu Ezra Pounds *Homage to*

⁵⁷² vgl.: Lindner: Integrationsformen der Intertextualität, S. 122.

⁵⁷³ vgl.: ebd.: S. 127.

⁵⁷⁴ Schulte-Middelich: Funktionen intertextueller Textkonstitution, S. 216.

⁵⁷⁵ Eco, Umberto: Nachschrift zum „Namen der Rose“. Übersetzt von Burkhard Kroeber. München; Wien: Hanser 1984. S. 44.

Schulte-Middelich: Funktionen intertextueller Textkonstitution, S. 216.

Sextus Propertius, eines auf der Basis von Gedichten des römischen Dichters Propertius entstandenen Gedichtzyklus. Pfister macht auf die „Analogien zwischen Pounds und Properz‘ historischer Situation und zwischen seinem und dessen analytisch-satirischem Witz“⁵⁷⁶ aufmerksam. Es geht also auch hier um Analogien zwischen den Entstehungskontexten von Prä- und Folgetext. Und auch hier wird dieser Aspekt intertextueller Textkonstitution nur angerissen, nicht modellhaft ausgeführt. Breiter behandelt Pfister daraufhin vor allem wiederum die Übertragung in andere poetische Normsysteme, also wiederum die Spuren von Änderungen in primär formaler Hinsicht.

Nun wird also die im theoretischen Teil angesprochene Fokussierung der Intertextualitätsforschung auf die Frage nach der Werthaltung des Folgetextes dem Prätext gegenüber relevant. Es wurde oben festgestellt, dass Bachtins Dialogizität hierbei eine gewisse Rolle spielt – und tatsächlich wird nun erkennbar, dass sein auf „die Einstellung zum fremden Wort“⁵⁷⁷ ausgerichtetes Modell hier nicht greift. Der von Heine besprochene Gegenstand, die Natur, wird zwar von Henisch tatsächlich erneut besprochen, aber die „Einstellung“ zu Heines Worten ist hierbei zweitrangig.

7.5.2. Typologie intertextueller Aktualisierung – Eine Skizze

IFFA hat also einiges an praktikablem Handwerkszeug zu bieten und schafft es weitgehend dieses stimmig in universale Intertextualitätskonzepte einzubetten. Der für *HmH* wichtige Aspekt der Aktualisierung kommt dabei aber zu kurz, weswegen hier ein bescheidener Versuch unternommen wird, derlei Verfahren zu typologisieren.

Was ist in dieser Arbeit mit „Aktualisierung“ nun aber konkret gemeint? Intertextuelle Aktualisierung bedeutet hier die Manifestation von Differenzen oder Konstanten zwischen den Entstehungskontexten der beteiligten Texte im Folgetext. Natürlich gibt es viele unterschiedliche Entstehungskontexte zur gleichen Zeit. Hier geht es aber explizit um diachrone, vertikale – nicht so sehr um interkulturelle, horizontale – Bezüge.⁵⁷⁸ Die Kontexte von Prä- und Folgetext prallen also im Folgetext aufeinander. Hierbei können Übereinstimmungen oder Unterschiede

⁵⁷⁶ Pfister: *Imitation und Intertextualität bei Robert Lowell*, S. 322, 323.

⁵⁷⁷ Bachtin: *Literatur und Karneval*, S. 108.

⁵⁷⁸ Siehe Kap. 2.3.3.

zwischen den beiden Kontexten offenbar werden. Ähnlich wie bei Typologien dialogischer Intertextualität – affirmativ, neutral, kritisch – kann man hier zwischen einer Bewertung der Veränderung bzw. der Konstante unterscheiden: Auch diese können positiv, neutral, oder negativ bewertet werden.

Klarerweise gibt es hier Mischformen, ist beileibe nicht jeder aktualisierende Text klar einem einzigen Typus zuzuordnen. *GnN* zeigt jedenfalls eine Veränderung auf, die negativ bewertet wird, dasselbe gilt für *Auf die Berge will ich steigen*. Am Beispiel von *Uwi* ist zu sehen, dass auch bei diesem Modell Gradualisierungen am Platz sind. Die Aktualisierung ist bei *Uwi* bei weitem weniger explizit, implizit manifestieren sich die zeitlichen Entstehungskontexte natürlich aber in jedem Text. Und so besteht hier eine gewisse Spannung zwischen dem Revolutionsdiskurs im Entstehungskontext des Heine-Textes und jenem des Henisch-Textes, sehr implizit wird also auch hier eine kontextuelle Veränderung thematisiert. Je expliziter das Verhältnis der Entstehungskontexte nun thematisiert wird (vgl. Referenzkriterium) und je deutlicher damit eine Werthaltung des Autors diesen Entwicklungen oder Konstanten gegenüber einhergeht (vgl. Dialogizitätskriterium), desto intensiver wird aktualisiert.

Wohlgemerkt können nicht nur Entwicklungen, sondern ebenso Konstanten bewertet werden. Man denke an Gottfried Kellers *Romeo und Julia auf dem Dorfe*. Die patriarchalen Machtverhältnisse (natürlich nicht nur diese) treiben das jugendliche Paar hier ebenso wie bei Shakespeare in den *Freitod*.⁵⁷⁹ Eine Konstante wird als problematisch dargestellt. Ob Keller diese Machtverhältnisse bewusst kritisiert, sei dahingestellt – ein Autor eines in der Schweiz des Jahres 2012 spielenden Folgetext-Romans könnte sich jedenfalls weit weniger auf den dramatischen „Drive“ elterlicher Bevormundung verlassen – wodurch zumindest implizit eine Entwicklung thematisiert würde. Aber nicht alleinig gesellschafts- oder zeitkritisch sind solche Verfahren. Wie bereits in Bezug auf Henischs *Hiob*-Arbeiten dargestellt, geht es hier um in literarischen Werken manifestierte uranthropologische Problematiken. Kellers einleitende Worte zu seiner Novelle bringen das hier Gemeinte ziemlich genau zum Ausdruck:

⁵⁷⁹ vgl.: Keller, Gottfried: *Romeo und Julia auf dem Dorfe*. In: Morgenthaler, Walter (Hg.): *Gottfried Keller. Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe. Bd. 4: Die Leute von Seldwyla. Erster Band*. Basel: Stroemfeld 2000. S. 74-159.

vgl.: Shakespeare, William: *Romeo und Julia*. Zweisprachige Ausgabe. Übersetzt von Günther Frank. München: Dtv 1995. 294 S.

Diese Geschichte zu erzählen würde eine müßige Nachahmung sein, wenn sie nicht auf einem wirklichen Vorfall beruhte, zum Beweise, wie tief im Menschenleben jede jener Fabeln wurzelt, auf welche die großen alten Werke gebaut sind. Die Zahl solcher Fabeln ist mäßig; aber stets treten sie in neuem Gewande wieder in die Erscheinung und zwingen alsdann die Hand, sie festzuhalten.⁵⁸⁰

Natürlich gibt es Unterschiede zwischen den Entstehungskontexten von Shakespeare- und Kellertexten. Diejenigen, die die unterschiedliche nationale Kultur (Italien-Schweiz) oder das Milieu (Adel-Bauernstand) betreffen, interessieren bezüglich der Aktualisierung weniger als die zeitspezifischen. Und derer gibt es natürlich einige. Hier kommt dem Begriff der „Generalia“⁵⁸¹ eine gewisse Bedeutung zu. Die Veränderung von Generalia zwischen Prä- und Folgetext unterstreicht gerade die dargestellte Konstante, ist wesentliches Element dieser Aktualisierung. Schon angesprochen wurden in diesem Kontext Peter Henischs Hiob-Arbeiten, die in ähnlicher Weise die ungebrochene Aktualität der Kernpunkte des Bibeltextes durch seine Übertragung in eine andere Zeit betonen. So tauchen hierbei die modernen Generalia „Maschinengewehr“⁵⁸² oder „Straßenbahn“⁵⁸³ auf. Allerdings erfolgen solche Markierungen nicht immer nur über Generalia. Natürlich kann auch anhand von Unica aktualisiert werden: Henisch erwähnt im „3. Buch Hiob“ etwa Jimmy Hendrix⁵⁸⁴. Je mehr solcher Generalia und Unica auf den Kontext des Folgetextes verweisen, umso deutlicher wird die im Folgetext thematisierte Konstante, umso deutlicher wird das „Heute wie damals“ des Folgetextautors. Ein Gegenbeispiel liefert etwa Goethes *Iphigenie auf Tauris*.⁵⁸⁵ Wohl wird dem Stoff vom Folgetext-Autor eine gewisse Aktualität zugebilligt, wohl werden in dieses Stück Normen des Klassizismus eingearbeitet – wird der Iphigenie-Stoff also in gewisser Weise aktualisiert. Grundsätzlich geht es aber viel weniger als bei den erwähnten Gedichten Henischs darum, Entstehungskontexte zueinander in Bezug zu setzen. Es tauchen weder Generalia noch Unica des 18. Jahrhunderts auf – bzw. nur sehr, sehr implizite. Das Wirklichkeitsmodell Goethes, die Werthaltung des Folgetextes dem Prätext

⁵⁸⁰ Keller: *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 74.

⁵⁸¹ vgl.: Broich: *Zur Einzeltextreferenz*, S. 48 ff.

⁵⁸² Henisch: *Das 3. Buch Hiob*, S. 85.

⁵⁸³ ebd.: S. 74.

⁵⁸⁴ ebd.: S. 77.

⁵⁸⁵ Goethe, Johann W. von: *Iphigenie auf Tauris*. In: Trunz, Erich (Hg.): *Goethes Werke*. Bd. V: *Dramatische Dichtungen*. Dritter Band. München: Beck 1977. S. 7-67.

gegenüber ist viel entscheidender als der Abgleich des späten 18. Jahrhunderts mit der Antike.

Tendenziell geht mit aktualisierenden Verfahren affirmative Wirkungsstrategie einher. Ein Folgetextautor wird natürlich eher ein Werk aufgreifen, das er für bedeutsam hält, vor allem wenn die darin beschriebene Wirklichkeit als forthin aktuell dargelegt wird, da somit dem Wirklichkeitsmodell des Prätextes zumindest eine gewisse Gültigkeit zugestanden wird, was natürlich ein Qualitätskriterium darstellt.

Da dieses kurze Kapitel nur einen kleinen Anstoß liefern soll, wird an dieser Stelle auf weitere Betrachtungen verzichtet.

Nachwort

Von den Anfängen der Intertextualitätstheorie bis zu dieser hier vorliegenden Arbeit ist viel über den Begriff diskutiert worden. Hand in Hand damit gehen Diskussionen zu den Strömungen Poststrukturalismus und Dekonstruktivismus sowie zum Begriff der „Postmoderne“, was – wie in dieser Arbeit hinlänglich dargelegt wurde – nicht bedeutet, dass das Phänomen „Intertextualität“ eine rein postmoderne Angelegenheit wäre. Wohl aber erwachsen der Begriff und seine erste Theorie einem durch und durch postmodernen/poststrukturalistischen/dekonstruktivistischen Kontext und wohl führen gewisse Paradigmen dieser Strömungen zu besonders intertextuellen Schreibweisen.

Dennoch wurde der Intertextualitätsbegriff von anderen Wissenschaftsströmungen aufgegriffen und in deren Sinne definiert. Das ist nicht verwunderlich, weil der Begriff zumindest im Großen und Ganzen doch weitgehend selbsterklärend ist. In wissenschaftlich tendenziell konservativen Kreisen entstanden so Intertextualitätsmodelle mit sehr eng gefassten Begriffen. Das innerhalb der Diskussion zu Text-Text-Beziehungen eine Sonderstellung einnehmende Werk Genettes – *Palimpseste* – wurde ebenfalls erwähnt.

Das Forscherteam von *IFFA* hat vor mittlerweile fast 30 Jahren gezeigt, dass es durchaus möglich und sinnvoll ist, sich weder von strukturalistischer Statik und Enge noch von poststrukturalistischer Weitläufigkeit und Beliebigkeit über Gebühr vereinnahmen zu lassen. Der Erfolg ihres Modells lässt sich etwa daran erkennen, dass Elemente daraus in Nachschlagewerken oder aber in Publikationen anderer „Inter-Wissenschaften“ heute noch zu finden sind.

Ziel dieser Arbeit war es, die Operationalisierbarkeit einzelner Modelle von *IFFA*, sowie deren allgemein literatur- und textwissenschaftliche Plausibilität, anhand eines konkreten Beispiels zu prüfen. Anhand von Peter Henischs *Uwi* konnte gezeigt werden, dass Pfisters Kriterienmodell erstens den Blick auf wichtige intertextuelle Verfahren sowie Ebenen lenkt. Mit seinen Kriterien der Strukturalität, Dialogizität, Referenzialität etc. macht er auf wesentliche Aspekte intertextueller Textkonstitution aufmerksam. Das ermöglicht eine systematische Analyse, die sich vor allem für sehr intertextuelle Texte anbietet. Schließlich sind in solchen Texten intertextuelle Verfahren natürlich meist wesentlich für die Sinnkonstitution und deren Analyse, somit wichtig für die Interpretation. Die Praktikabilität für konkrete Analysen ist

aber nur ein Vorteil des Modelles – mitunter durch den Begriff der „Intensität“ wird es in einen globalen, eher literatur- und textphilosophischen Zusammenhang eingebunden. Geschickt werden die Unstimmigkeiten anderer Modelle vermieden, die – unbefriedigender Weise – entweder nur sehr konkreten Phänomenen intertextuellen Charakter zugestehen oder eben alles als im gleichen Maße intertextuell auffassen. Die Lösung dieses Problems ist einfach: Phänomene sind nicht *entweder – oder*, sondern *mehr – oder – weniger* intertextuell. Und tatsächlich schafft Pfister mit seinen Kriterien haltbare Gradmesser. Auch die ergänzenden Modelle von Lindner, Plett oder Schulte-Middelich waren bei *Uwi* in Verwendung. *IFFA* bietet also einen reichen Fundus an Termini und Instrumentarien, die auf Aspekte intertextueller Textkonstitution aufmerksam machen oder aber schlicht der prägnanteren Benennung von intertextuellen Verfahren dienen. Im Übrigen hat die Intertextualitätsforschung als Ganzes eine beachtliche Menge an praktikablen Termini hervorgebracht. „Prä- und Folgetext“ sind Beispiele für Begrifflichkeiten, die den Umgang mit dem Thema entscheidend erleichtern.

Komplizierter ist die intertextuelle Situation bei *GnN*. Auch hier waren die Intensitätskriterien wertvolle Hilfen, vor allem für die übersichtliche Darlegung des komplizierten Bezugsgeflechts. Besonders faszinierend waren die Ergebnisse der Anwendung von Lindners „kontaminatorischer Relation“ sowie von Pletts „foregrounding-backgrounding“-Modell, da diese die Beschreibung der intertextuellen Situation des Textes auf sehr prägnante Weise ermöglichen und es anhand ihrer gelang, der hohen intertextuellen Spannung des Textes auf den Grund zu gehen. Natürlich sollte man sich bei der intertextuellen Analyse von Gedichten nicht allein auf Modelle stützen. Der Einsatz von Modellen wie jenen von *IFFA* unterstützt, ergänzt und erleichtert die ganz konventionelle Betrachtung von Gedichten – ersetzt sie aber keinesfalls. So wurde ja erwähnt, dass die Intensitätskriterien hier nur Mittel zum Zweck sein sollen, Bedeutungsebenen des Gedichtes zu erschließen bzw. Verfahren zu beschreiben.

Schon bei *GnN*, aber vor allem bei „Auf die Berge will ich steigen“ offenbarte sich also, dass die in *IFFA* beschriebenen Funktionen nicht so recht auf die intertextuellen Verfahren aller Gedichte in *HmH* zutreffen. Wenn ein Prätext aus einem anderen zeitlichen Kontext heraus aufgegriffen wird, im Lichte eines neuen Kontextes betrachtet wird, bzw. der neue Kontext im Lichte des Prätextes, wenn dieser neue Kontext und der Prätext im Folgetext aufeinandertreffen, kann das auf

unterschiedlichste Weise motiviert sein, entsteht oftmals Sinnkontrast zwischen Prä- und Folgetext, der Pfisters Dialogizitätskriterium nicht erfüllt, gibt es eine Vielzahl an untersuchenswerten Aspekten und stellt das eine sehr häufige intertextuelle Praxis dar, die in *IFFA* sehr unzureichend behandelt wird. Ein Desiderat ist es, Homscheids *Interkontextualität* in Hinblick darauf zu untersuchen.

Der Textbegriff dieser Arbeit ist noch etwas restriktiver als jener von *IFFA*. Demnach ist der Begriff der Systemreferenz zwar wertvoll für die Intertextualitätsforschung, nicht jede Systemreferenz ist aber intertextuell. Da Texte hier als schriftsprachliche Phänomene bezeichnet wurden, ist der Bezug eines Textes auf einen Diskurs nicht zu allererst ein intertextueller Bezug. Mithilfe der Unterscheidung von „direkter“ und „indirekter“ Intertextualität wurde versucht, diesem Problem Herr zu werden. Bezüge auf Diskurse sind also insofern intertextuell, als dass andere Texte an diesem Diskurs andocken, indirekt Referenzen zu anderen Texten bestehen. Diese Referenzen werden umso direkter, je expliziter und intensiver – und das im Sinne des Intensitätskriterienmodells – sich der jeweilige Text auf einen anderen bezieht.

Und überhaupt sind also Instrumentarien, die im Rahmen der Intertextualitätsforschung anwendbar sind, auch in anderen Wissenschaftszweigen zu gebrauchen. Offensichtlich ist etwa das „Zitat“ kein rein textuelles Phänomen – zitiert wird im Film, der Mode, der Architektur – ja schon Gesten und Bewegungsabläufe im Zuge alltäglicher Kommunikation können als Zitate gelten. Ein „Elvis-Presley-Hüftschwung“, das Reiben des Zeigefingers an der Nase als Referenz auf die Kindertrickfilmserie „Wickie und die starken Männer“ oder – weniger prägnant – ein wiegender Gang in Richtung einer Bar und ein anschließendes schnarrendes „Whiskey!“ als Evokation von John-Wayne-Figuren oder des Westerngenres als Ganzem, sind Zitate – („citare“ – etwas herbeirufen) – und zu einem gewissen Grad sogar mit „*IFFA*“-Modellen zu analysieren, ohne dass ihnen Textcharakter zugestanden werden müsste. Das Zitat ist hier also des Weiteren ein durchaus praktikabler Begriff, aber sehr weitläufig, weshalb terminologische Verfeinerung im Zuge der „Inter-Forschungsrichtungen“ mehr sind als müßiges Geplänkel. Daher stellt die Intertextualitätsforschung ja auch einen Fortschritt zur bzw. eine sinnvolle Erweiterung der traditionellen Zitat- bzw. Einflussforschung dar.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur Peter Henisch

Henisch, Peter: Das 3. Buch Hiob. In.: Ders.: Hamlet, Hiob, Heine. Gedichte. Salzburg; Wien: Residenz 1989. S. 65-94.

Henisch, Peter: Hamlet bleibt. Frankfurt: Fischer 1971. 107 S.

Henisch, Peter: Hamlet/Fabeln. In.: Ders.: Hamlet, Hiob, Heine. Gedichte. Salzburg; Wien: Residenz 1989. S. 55-64.

Henisch, Peter: Heimkehr mit Heine. In.: Ders.: Hamlet, Hiob, Heine. Gedichte. Salzburg; Wien: Residenz 1989. S. 139-153.

Henisch, Peter: Kommt eh der Komet. Eine Erzählung. Salzburg; Wien: Residenz 1995. 144 S.

Henisch, Peter: Lumpazimoribundus. antiposse mit gesang. Wien; München: Roetzer 1975. 46 S.

Henisch, Peter: Lumpazimoribundus. In: Ders.: Vagabundengeschichten. München; Wien: Langen Müller 1980. S. 7-85.

Henisch, Peter: Mir selbst auf der Spur. Hiob. Gedichte. Baden bei Wien: Grasl 1977. (= Lyrik aus Österreich 4.) 63 S.

Henisch, Peter: Morrisons Versteck. Salzburg; Wien: Residenz 1991. 299 S.

Henisch, Peter: Peter Henisch in Gespräch mit Michael Cerha. In: Grünzweig, Walter: Peter Henisch – eine biographische Skizze. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (= Dossier 21.) S. 9-29.

Primärliteratur Heinrich Heine

Heine, Heinrich: Die Harzreise. 1824. In: Windfuhr, Manfred (Hg.): Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Bd. 6: Briefe aus Berlin. Über Polen. Reisebilder I/II (Prosa.). Hamburg: Hoffmann und Campe 1973. S. 81-138.

Heine, Heinrich: Die Heimkehr. 1823-1824. In: Windfuhr, Manfred (Hg.): Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Bd. 1.1: Buch der Lieder. Text. Hamburg: Hoffmann und Campe 1975. S. 204-333.

Heine, Heinrich: Die Nordsee. 1825-1826. Erster Cyklus. In: Windfuhr, Manfred (Hg.): Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Bd. 1.1: Buch der Lieder. Text. Hamburg: Hoffmann und Campe 1975. S. 356-393.

Heine, Heinrich: Deutschland. Ein Wintermärchen. In: Windfuhr, Manfred (Hg.): Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Bd. 4: Atta Troll. Ein Sommernachtstraum. Deutschland. Ein Wintermärchen. Hamburg: Hoffmann und Campe. S. 91-157.

Heine, Heinrich: Ideen. Das Buch Le Grand. In: Windfuhr, Manfred (Hg.): Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Bd. 6: Briefe aus Berlin. Über Polen. Reisebilder I/II (Prosa.). Hamburg: Hoffmann und Campe 1973. S. 171-222.

Heine, Heinrich: Religion und Philosophie in Deutschland. In: Windfuhr, Manfred (Hg.): Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Bd. 8/1. Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Die romantische Schule. Text. Hamburg: Hoffmann und Campe 1979. S. 9-120.

Heine, Heinrich: Zeitgedichte. In: Windfuhr, Manfred (Hg.): Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Bd. 2. Neue Gedichte. Text. Hamburg: Hoffmann und Campe 1983. S. 109-130.

Weitere Literatur

Adorno, Theodor W.: Die Wunde Heine. In: Ders.: Noten zur Literatur. Bd. 1. Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1975. (= Bibliothek Suhrkamp 47.) S. 146-154.

Angerer, Eva: Die Literaturtheorie Julia Kristevas. Von Tel Quel zur Psychoanalyse. Dissertation. Univ. Wien 2001. 198 Bl.

Arnim, Achim von und Clemens Brentano: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Essen; Stuttgart: Phaidon 1986. 850 S.

Bachtin, Michail M.: Die Ästhetik des Wortes. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. 366 S.

Bachtin, Michail M.: Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur. München: Hanser 1969. (= Reihe Hanser 31.) 151 S.

Baxa, Jakob: Friedrich von Gentz. Wien: Bergland 1965. (= Österreich-Reihe 273-275.) 296 S.

Bloch, Ernst: Atheismus im Christentum. Zur Religion des Exodus und des Reichs. Werkausgabe Bd. 14. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1985. (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 563.) 362 S.

Bloch, Ernst: Thomas Münzer als Theologe der Revolution. Werkausgabe Bd. 2. Frankfurt a. M. 1985. (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 551.) 229 S.

Brenner, Peter J.: Germanistik. In: Brenner, Peter J. und Helmut Reinalter: Lexikon der Geisteswissenschaften. Sachbegriffe – Disziplinen – Personen. Wien; Köln; Weimar: Böhlau 2011. S. 929-939.

Broich, Ulrich: Formen der Markierung von Intertextualität. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 31-47.

Broich, Ulrich: Intertextualität. In: Fricke, Harald (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 2, H-O, Berlin; New York: de Gruyter 2000. S. 175-179.

Broich, Ulrich: Intertextualität in Fieldings Joseph Andrews. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 270 ff.

Brzovic, Kathy: Papa's Nazi Past and the Anxiety of Influence: Peter Henisch's *Die kleine Figur meines Vaters*. In: Decker, Craigh (Hg.): *Balancing acts. Textual strategies of Peter Henisch*. Riverside: Adriane 2002. (= *Studies in Austrian literature, culture and thought*.) S. 40-53.

Czapla, Ralf Georg: Paronomasie. In: Ueding, Gert (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 6: Must-Pop. Tübingen: Niemeyer 2003. Sp. 649-652.

Daemmrich, Horst S. und Ingrid G.: Haus. In: Dies.: *Themen und Motive in der Literatur*. Ein Handbuch. Tübingen; Basel: Francke 1995. S. 187-188.

Daemmrich, Horst S. und Ingrid G.: Landschaft. In: Dies.: *Themen und Motive in der Literatur*. Ein Handbuch. Tübingen; Basel: Francke 1995. S. 239-244.

Daiber, Hans: Die Tiefe an der Oberfläche. In: Reich-Ranicki, Marcel (Hg.): *Frankfurter Anthologie*. Bd. 6. Gedichte und Interpretationen. Frankfurt: Insel 1993. S. 90-91.

De Man, Paul: Dialogue and Dialogics. In: *Poetics Today* 4/1 (1983). S. 99-107.

Dembski, Tanja: Paradigmen der Romantheorie zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Lukács, Bachtin und Rilke. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000. (= *Epistemata* 294.) 451 S.

Dillon, Sarah: *The Palimpsest. Literature, Criticism, Theory*. Continuum: London 2007. 164 S.

Eberhardt, Joachim: „Es gibt für mich keine Zitate“. Intertextualität im dichterischen Werk Ingeborg Bachmanns. Tübingen: Niemeyer 2002. (= *Studien zur deutschen Literatur* 165.) 505 S.

Ecker, Gisela: „A Map for Re-reading“: Intertextualität aus der Perspektive einer feministischen Literaturwissenschaft. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Tübingen: Niemeyer 1985. (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 35.) S. 297-311.

Eco, Umberto: Nachschrift zum „Namen der Rose“. Übersetzt von Burkhard Kroeber. München; Wien: Hanser 1984. 95 S.

Engelmann, Bernt: Der gute Tambour. Heinrich Heine und die Revolution. In: Kruse, Joseph A. (Hg.): *Heine-Jahrbuch 1989*. Düsseldorf: Hoffmann und Campe 1989. S. 9-13.

Frank, Gustav: Dichtung in Prosa(ischen Zeiten). Lyrik zwischen Goethezeit und Vormärz in Erzähltexten Goethes, Heines, Mörikes und Eichendorffs. In: Martus, Steffen (u.a.) (Hg.): *Lyrik im 19. Jahrhundert. Gattungspoetik als Reflexionsmedium der Kultur*. Bern; (u.a.): Lang 2005. (= *Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik* 11.) S. 237-270.

Fuchs, Anne: „Die Schmerzensspuren der Geschichte“. Zur Poetik der Erinnerung in W. G. Sebalds Prosa. Köln; Weimar; Wien: Böhlau 2004. 252 S.

Genette, Gérard: *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993. 534 S.

Gessmann, Martin (Hg.): *Philosophisches Wörterbuch*. Stuttgart: Kröner 2009. 790 S.

Goethe, Johann W. von: Iphigenie auf Tauris. In: Trunz, Erich (Hg.): *Goethes Werke*. Bd. V: *Dramatische Dichtungen*. Dritter Band. München: Beck 1977. S. 7-67.

- Graham, Allen: Intertextuality. London: Routledge 2000. 238 S.
- Gründer, Karlfield: Apollinisch/dionysisch. In: Ritter, Joachim: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 1: A-C. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Sp. 441-446.
- Grünzweig, Walter: Peter Henisch – eine biographische Skizze. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (= Dossier 21.) S. 217-238.
- Grüttemeier, Ralf: Dialogizität und Intentionalität bei Bachtin. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 67. (1993). S. 764-783.
- Haida, Peter: Nestroy: Der böse Geist des Lumpazivagabundus In: Dramen des 19. Jahrhunderts. Stuttgart: Reclam 1997. S. 96-119.
- Hawthorn, Jeremy: Grundbegriffe moderner Literaturtheorie. Ein Handbuch. Tübingen: Francke 1994. (= UTB für Wissenschaft 1756.) 384 S.
- Heinemann, Wolfgang: Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht. In: Fix, Ulla und Josef Klein (Hg.): Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität. Tübingen: Stauffenburg 1997. (= Stauffenburg-Linguistik 5.) S. 21-37.
- Helbig, Jörg: Intertextualität und Markierung. Untersuchungen zur Systematik und Funktion der Signalisierung von Intertextualität. Heidelberg: Winter 1996. (= Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 3/141.) 263 S.
- Hell, Cornelius: Henisch, Hiob, Heine. Beobachtungen zu Poesie, Religion und Ironie bei Peter Henisch. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (= Dossier 21.) S. 81-91.
- Helmstetter, Rudolf: Zitat. In: Müller, Jan-Dirk (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 3, P-Z. Berlin; New York: de Gruyter 2003. S. 896-899.
- Hempfer, Klaus W.: Intertextualität, Systemreferenz und Strukturwandel: die Pluralisierung des erotischen Diskurses in der italienischen und französischen Renaissance-Lyrik (Ariost, Bembo, Du Bellay, Ronsard). In: Titzmann, Michael (Hg.): Modelle des literarischen Strukturwandels. Tübingen: Niemeyer 1991. S. 7-43.
- Hetzl, Andreas: Max Horkheimer / Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung (1947). In: Gamm, Gerhard (u.a.) (Hg.): Interpretationen. Hauptwerke der Sozialphilosophie. Reclam: Stuttgart 2001. S. 148-172.
- Höhn, Gerhard: Heine-Handbuch. Zeit, Person, Werk. Stuttgart, Weimar: Metzler 2004. 590 S.
- Höhn, Gerhard: Heines Trommelsprache oder: Was lehrt *Doktrin*?. In: Kortländer, Bernd (Hg.): Interpretationen. Gedichte von Heinrich Heine. Reclam: Stuttgart 1995. S. 105-114.
- Holthuis, Susanne: Intertextualität. Aspekte einer rezeptionsorientierten Konzeption. Tübingen: Stauffenburg 1993. (= Stauffenburg-Colloquium 28.) 268 S.
- Homscheid, Thomas: Interkontextualität. Ein Beitrag zur Literaturtheorie der Neomodern. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007. (= Film – Medium – Diskurs 21.) 369 S.

Horkheimer, Max und Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Bd. 3. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1996. 335 S.

Jameson, Fredric: The Prison-House of Language. A Critical Account of Structuralism and Russian Formalism. Princeton: Princeton University Press 1972. 230 S.

Joyce, James: Ulysses. Bd. 1. New York; London: Garland 1986. 629 S.

Karrer, Wolfgang: Intertextualität als Elementen- und Strukturreproduktion. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 116.

Kaufmann, Hans: Heinrich Heine. Geistige Entwicklung und künstlerisches Werk. Berlin; Weimar: Aufbau 1983. S. 272.

Keller, Gottfried: Romeo und Julia auf dem Dorfe. In: Morgenthaler, Walter (Hg.): Gottfried Keller. Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe. Bd. 4: Die Leute von Seldwyla. Erster Band. Basel: Stroemfeld 2000. S. 74-159.

Kilian, Jörg: Paraphrase. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 6: Must-Pop. Tübingen: Niemeyer 2003. Sp. 556-562.

Klemm, Michael: Ausgangspunkte: Jedem seinen Textbegriff? Textdefinitionen im Vergleich. In: Fix, Ulla (u.a.) (Hg.): Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage. Frankfurt a. M. (u.a.): Lang 2002. (= Forum angewandte Linguistik 40.) S. 17-26.

Klemm, Michael: Wie hältst Du's mit dem Textbegriff? Pragmatische Antworten auf eine Gretchenfrage der (Text-)Linguistik. In: Fix, Ulla (u.a.) (Hg.): Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage. Frankfurt a. M. (u.a.): Lang 2002. (= Forum angewandte Linguistik 40.) S. 143-161.

Knobloch, Clemens: Zum Status und zur Geschichte des Textbegriffs. Eine Skizze. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 20, Heft 77. S. 66-87.

Koch, Peter und Wulf Oesterreicher: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch (1985). S. 22.

Kreuzwieser, Markus: Von den Wundern der Tonkunst. Zur Rolle der Musik bei Peter Henisch. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (=Dossier 21.) S. 92-117.

Kristeva, Julia: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman. In: Kimmich, Dorothee (Hg.): Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart. Stuttgart: Reclam 2004. S. 334-349.

Kristeva, Julia: Desire in Language: a semiotic approach to literature and art. New York: Columbia University Press 1980. 305 S.

Kristeva, Julia: Le texte du roman. Approche sémiologique d'une structure discursive transformationnelle. The Hague: Mouton 1970. (= Approaches to semiotics 6.) 209 S.

Kühlmann, Wilhelm und Friedrich Vollhardt: Sturm und Drang. In: Müller, Jan-Dirk (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 3, P-Z. Berlin; New York: de Gruyter 2003. S. 541-544.

Kurz, Gerhard: Methoden der Textinterpretation in literaturwissenschaftlicher Perspektive. In: Brinker, Klaus (u.a.) (Hg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Bd.1. Berlin; New York: de Gruyter 2000. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16.) S. 209-220.

Lachmann, Renate: Bachtins Dialogizität und die Akmeistische Mythopoetik als Paradigma dialogisierter Lyrik. In: Stierle, Karlheinz und Rainer Warning: Das Gespräch. München: Fink 1984. (= Poetik und Hermeneutik 11.) S. 489-515.

Lachmann, Renate: Ebenen der Intertextualität. In: Stierle, Karlheinz und Rainer Warning: Das Gespräch. München: Fink 1984. (= Poetik und Hermeneutik 11.) S. 133-138.

Lehmann, Jürgen: Ambivalenz und Dialogizität. Zur Theorie der Rede bei Michail Bachtin. In: Kittler, Friedrich und Horst Turk (Hg.): Urszenen. Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1977. S. 355-380.

Lehmann, Jürgen: Dialogizität. In: Weimar, Klaus (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturwissenschaft. Bd. 1, A-G. Berlin; New York: de Gruyter 1997. S. 356-357.

Lerner, Laurence: Romantik, Realismus und negierte Intertextualität. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 278-296.

Lindner, Monika: Integrationsformen der Intertextualität. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister: Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 116-135.

Markiewicz, Henryk: Bachtins polyphone Romantheorie. In: Hilbert, Hans-Günter (Hg.): Roman und Gesellschaft. Internationales Michail-Bachtin-Colloquium. Jena: Friedrich-Schiller-Universität 1984. S. 20-25.

Martinez, Matias: Dialogizität, Intertextualität, Gedächtnis. In: Arnold, Heinz Ludwig und Heinrich Detering (Hg.): Grundzüge der Literaturwissenschaft. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag 2005. S. 430-445.

Mayer, Hans: Der Weg Heinrich Heines. Versuche. Suhrkamp: Frankfurt 1998. 117 S.

Meier, Stephan: Postmoderne. In: Ritter, Joachim (u.a.) (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 7: P-Q. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989. Sp.1141-1145.

Meyer, Herman: Das Zitat in der Erzählkunst. Zur Geschichte und Poetik des Europäischen Romans. Frankfurt a. M.: Fischer 1988. 269 S.

Michel, Georg: Periphrase. In: Müller, Jan-Dirk (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 3, P-Z. Berlin; New York: de Gruyter 2003. S. 49-51.

Montrose, Louis: New Historicisms. In: Greenblatt, Stephen und Giles Gunn: Redrawing the Boundaries. The Transformation of English and American Literary Studies. New York: MLA 1992. S. 392-418.

Müller, Klaus (Hg.): Lexikon der Redensarten. Herkunft und Bedeutung deutscher Redewendungen. München: Bassermann 2005. 781 S.

Münker, Stefan und Alexander Roesler: Poststrukturalismus. Stuttgart: Metzler 2000. 195 S.

Nestroy, Johann: Der Böse Geist Lumpacivagabundus oder Das Liederliche Kleeblatt[t]. Zauberpöppe mit Gesang in drey Aufzügen. In: Hein, Jürgen (u.a.): J.N. Nestroy. Sämtliche Werke. Stücke 5. Wien: Dachs 1993. S. 69-139.

Parry, Christoph: Zwischen Haut und Heimat. Zur Identitätskonstruktion in Peter Henischs Roman *Schwarzer Peter*. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (=Dossier 21.) S. 133-155.

Pèrennec, Marie-Hélène: Von der notwendigen Unterscheidung von Fiktion und Nicht-Fiktion bei einer Text-Typologie. In: Fix, Ulla (u.a.) (Hg.): Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage. Frankfurt a. M. (u.a.): Lang 2002. (= Forum Angewandte Linguistik 40.) S. 97-106.

Pfister, Manfred: Imitation und Intertextualität bei Robert Lowell. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 311-332.

Pfister, Manfred: Konzepte der Intertextualität. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister: Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 1-30.

Pfister, Manfred: Vorwort. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. IX-XIII.

Pfister, Manfred: Zur Systemreferenz. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister: Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 52-58.

Plett, Heinrich F.: Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 78-98.

Polouboiarinova, Larissa: „Bachtinologie“ in der westlichen (insbesondere deutschen) Literaturwissenschaft und in Postsowjetrußland. In: Schönert, Jörg (Hg.): Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung. Stuttgart, Weimar: Metzler 2000. S. 382-398.

Quirk, William F.: Der Roman als Séance. Literatur, Darstellung und Schriftlichkeit in Peter Henischs *Vom Wunsch, Indianer zu werden*. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (=Dossier 21.) S. 118-132.

Rajewski, Irina O.: Intermedialität. Tübingen; Basel: Francke 2002. (= UTP für Wissenschaft 2261). 216 S.

Riese, Utz: Postmoderne/postmodern. In: Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden. Bd. 5: Postmoderne – Synästhesie. Stuttgart; Weimar: Metzler 2003. S. 1-39.

Rothschild, Thomas: Inventaraufnahme. Peter Henisch als Chronist der 68er-Generation. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (=Dossier 21.) S. 33-47.

Schedel, Susanne: „Wer weiß, wie es vor Zeiten wirklich gewesen ist?“. Textbeziehungen als Mittel der Geschichtsdarstellung bei W.G. Sebald. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004. 196 S.

Schmidt, Heinrich: Philosophisches Wörterbuch. Stuttgart: Kröner 1978. 765 S.

Schmidt-Dengler, Wendelin: Aus Vagabunden werden Moribunde. Antiposse, Novelle, Erzählung und Hörspiel. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (=Dossier 21.) S. 48-67.

Schmitz, Walter: Literatur „zwischen den Staaten“. Deutsch-deutsche Exilerfahrung nach 1945. In: Berning Jörg und Schmitz Walter (Hg.): Deutsch-deutsches Literaturexil. Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus der DDR in der Bundesrepublik. Dresden: Thelem bei w.e.b. 2009. S. 15-106.

Schobel, Eva: Peter Henisch. Eine Monografie. Bd. 1. Dissertation. Univ. Wien 1987. (= Dissertationen der Universität Wien 191.) 716 S.

Schöpp, Joseph C.: „Endmeshed in entanglements“: Intertextualität in Donald Barthelmes *The Dead Father*. Pfister, Manfred: Konzepte der Intertextualität. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister: Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 332-349.

Schulte-Middelich, Bernd: Funktionen intertextueller Textkonstitution. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister: Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 197-243.

Shakespeare, William: Antony and Cleopatra. London: Methuen 1974. 278 S.

Shakespeare, William: Romeo und Julia. Zweisprachige Ausgabe. Übersetzt von Günther Frank. München: Dtv 1995. 294 S.

Steinbrenner, Jakob: Zitat. In: Ritter, Joachim (u.a.) (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 12: W-Z. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2004. Sp. 1344-1358.

Steinmann, Friedrich: H. Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm. Mit dem Porträt und zwei Autographen H. Heine's. Leipzig; Prag: Kober 1857. 331 S.

Stiegler, Bernd: Einleitung. In: Kimmich, Dorothee (Hg.): Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart. Stuttgart: Reclam 2004. S. 327-333.

Stierle, Karlheinz: Werk und Intertextualität. In: Stierle, Karlheinz und Rainer Warning (Hg.): Das Gespräch. München: Fink 1984. (= Poetik und Hermeneutik 11.) S. 139-150.

Suerbaum, Ulrich: Intertextualität und Gattung: Beispielreihen und Hypothesen. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 58-77.

Tegtmeyer, Henning: Der Begriff der Intertextualität und seine Fassungen. In: Fix, Ulla und Josef Klein (Hg.): Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität. Tübingen: Stauffenburg 1997. (= Stauffenburg-Linguistik 5.) S. 49-81.

Torberg, Friedrich: Die Tante Jolesch oder der Untergang des Abendlandes in Anekdoten. München; Wien: Dtv 1978. 249 S.

Ulmer, Anne C.: Außenseiter in den Werken von Peter Henisch. In: Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs: Peter Henisch. Graz: Droschl 2003. (=Dossier 21.) S. 68-80.

Waechter, Friedrich K.: Das Rotkäppchen. In: Ritz, Hans (Hg.): Die Geschichte vom Rotkäppchen. Ursprünge, Analysen, Parodien eines Märchens. Emstal: Muriverlag 1983. S. 66-67.

Wagner, Kurt: Märchen. In: Kohlschmidt, Werner und Wolfgang Mohr (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 2, L-O. Berlin; New York: de Gruyter 2001. S. 262-271.

Weiß, Wolfgang: Satirische Dialogizität und satirische Intertextualität. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister: Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 244-262.

Zander, Horst: Intertextualität und Medienwechsel. In: Broich, Ulrich und Manfred Pfister: Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer 1985. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35.) S. 178-196.

Anhang

Zusammenfassung

Der Intertextualitätsbegriff war und ist sehr umstritten. Die vorliegende Arbeit untersucht Möglichkeiten seiner Umgrenzung und Anwendung. Konkret wird der Sammelband *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien* untersucht und auf Peter Henischs Gedichtzyklus Heimkehr mit Heine angewandt. Um den Sammelband zu kontextualisieren, wird die Begriffsgeschichte von „Intertextualität“ besprochen. Nicht nur die theoretische Arbeit seit der Einführung des Begriffs durch Julia Kristeva spielt hier eine Rolle, sondern auch Einflussgeber wie Michail Bachtin oder allgemeine Intertextualitätsforschung vor dem Intertextualitätsbegriff sowie historische Begriffe, das Zitat, die Allusion etc.

Es geht erstens um die Untersuchung der Tragfähigkeit einzelner Modelle des Sammelbandes: System- und Einzeltextreferenz, Elementen- und Strukturreproduktion oder die Intensitätskriterien sind wichtige Beispiele. Zweitens stellt sich die Frage, ob und wie sich diese in universale Text- und Intertextualitätsmodelle eingliedern lassen. Es wird also sowohl der konkreten Textanalyse als auch globaleren Fragestellungen Beachtung geschenkt.

Im Zuge dessen werden Thesen und Modelle des Forscherteams des Sammelbandes nicht nur dargelegt, angewandt und hinterfragt, sondern auch partiell ausdifferenziert oder weiterentwickelt. Es geht hier etwa um die Unterscheidung zwischen direkter und indirekter Intertextualität sowie die Betrachtung unterschiedlicher Verfahren im Zuge von Aktualisierungen textlicher Vorlagen in Folgetexten.

Lebenslauf

Daniel Knopper

geboren am: 1. Juni 1985 in Graz

Staatsbürgerschaft: Österreich

Ausbildung

Seit 2007: Diplomstudium Deutsche Philologie an der Universität Wien

2005-2007: Diplomstudium Geschichte / Bakkalaureatsstudium Germanistik an
der KF Universität Graz

2004: Matura

1999-2004: Bundeshandelsakademie Deutschlandsberg

1995-1999: Hauptschule I Deutschlandsberg

1991-1995: Volksschule I Deutschlandsberg